



DANIEL SILVA
DIE LOGE **THRILLER**

PIPER

Crux Vera – Das wahre Kreuz. So lautet der Name einer vatikanischen Geheimloge. Höchste Kurienmitglieder und einflußreiche Politiker gehören ihr an. Ihr Ziel ist es, den neugewählten Papst zu töten, denn der beabsichtigt, die Archive der Kurie öffnen zu lassen und so ein brisantes historisches Dokument der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Crux Vera aber will dies unter allen Umständen verhindern, damit die Welt nicht von jenem grausamen Pakt erfährt, den die Kurie vor vielen Jahrzehnten mit den Nationalsozialisten geschlossen hat.

Noch ahnen die Mitglieder der Loge nicht, daß der israelische Agent Gabriel Allon bereits in den Besitz einer Kopie des gefährlichen Dokuments gekommen ist. Allon erkennt die Gefahr, in der der Papst schwebt, und macht sich auf nach Rom, um die Hintermänner der Verschwörung zu entlarven. Doch seine Nachforschungen bleiben der Crux Vera nicht lange verborgen: Um Allon zu stoppen, setzt die Loge den »Leoparden« auf ihn an – einen eiskalten Auftragskiller und alten Bekannten von Allon ...



Daniel Silva, lange Jahre CNN-Auslandskorrespondent, widmet sich seit dem großen internationalen Erfolg seines Thrillers »Double Cross – Falsches Spiel« (SP 2816) ganz dem Schreiben. Er gehört zu den besten Thriller-Autoren seiner Generation und

besetzt mit seinen Büchern, die in mehr als zwanzig Ländern erschienen sind, stets die obersten Ränge der amerikanischen Bestsellerlisten.

DANIEL SILVA

DIE LOGE

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Wulf Bergnerz



Piper
München Zürich

Die Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel »The Confessor«
bei G. P. Putnam's Sons, New York.

Für David Bull, *il restauratore*,
und wie immer
für meine Frau Jamie und
meine Kinder Lily und Nicolas

ISBN-13: 978-3-492-04605-3

ISBN-10: 3-492-04605-3

© Daniel Silva 2003

Deutsche Ausgabe:

© Piper Verlag GmbH, München 2005

Satz: seitenweise, Tübingen

Druck und Bindung: Bercker Graphischer Betrieb, Kevelaer

Printed in Germany

www.piper.de

*Roma locuta est,
causa finita est.*

Rom hat gesprochen,
die Sache ist zu Ende.

AUGUSTINUS VON HIPPO

TEIL I

Eine Wohnung in München

I

MÜNCHEN

Das Wohnhaus Adalbertstraße 68 gehörte zu den wenigen im Stadtteil Schwabing, das Münchens laute und wachsende akademische Elite noch nicht in Beschlag genommen hatte. Das zwischen zwei rote Klinkergebäude mit dem Charme der Vorkriegsjahre eingeklemmte Haus 68 wirkte eher wie ihre häßliche jüngere Stiefschwester. Seine Fassade trug rissigen beigen Verputz, seine Form war gedrunken und unelegant. Das führte dazu, daß seine Bewohner eine lockere Gemeinschaft aus Studenten, Künstlern, Anarchisten und unbußfertigen Punkrockern waren, die alle unter der Fuchtel der autoritären Hausmeisterin Frau Ratzinger standen, die angeblich schon in dem ursprünglichen Haus Nummer 68 gewohnt hatte, als es von einer alliierten Bombe dem Erdboden gleichgemacht worden war. Aktivisten aus der Nachbarschaft verhöhnten das Gebäude als Schandfleck, der unbedingt saniert werden müsse. Seine Verteidiger sagten, es verkörpere genau jene künstlerische Arroganz, die Schwabing einst zum Montmartre Deutschlands gemacht habe – das Schwabing von Hesse, Mann und Lenin. Und von Adolf Hitler, wäre der hinter einem Fenster im ersten Stock arbeitende Professor vielleicht versucht gewesen hinzuzufügen. Aber in diesem alten Viertel wollten nur wenige an die Tatsache erinnert werden, daß auch der junge österreichische Sonderling sich einst von diesen stillen, von Bäumen gesäumten Straßen hatte inspirieren lassen.

Für seine Studenten und Kollegen war er Herr Professor-

doktor Stern. Freunde aus der Nachbarschaft kannten ihn einfach als Benjamin; für gelegentliche Besucher aus der Heimat war er Binyamin. In einem anonymen Komplex aus Stein und Glas im Norden von Tel Aviv, in dem trotz seiner Bitten, sie endlich zu verbrennen, noch immer eine Akte über seine Großtaten in jüngeren Jahren lagerte, würde er stets als Beni, als der jüngste von Ari Schamrons ungeratenen Söhnen, bekannt sein. Offiziell gehörte Benjamin Stern weiterhin der Fakultät der Hebräischen Universität in Jerusalem an, auch wenn er seit vier Jahren als Gastprofessor für Europäische Studien an der angesehenen Münchner Ludwig-Maximilians-Universität lehrte. Er war sozusagen zu einer Dauerleihgabe geworden, was Professor Stern nur recht war. Durch eine Ironie der Geschichte lebte man als Jude heutzutage in Deutschland behaglicher als in Jerusalem oder Tel Aviv.

Die Tatsache, daß seine Mutter die Schrecken des Rigaer Ghettos überlebt hatte, verlieh Professor Stern in den Augen der übrigen Bewohner des Hauses Nummer 68 ein etwas zweifelhaftes Ansehen. Er war eine Kuriosität. Er war ihr wandelndes Gewissen. Sie überhäuften ihn mit Vorwürfen wegen der Notlage der Palästinenser. Sie stellten ihm behutsam Fragen, die sie ihren Eltern und Großeltern nicht zu stellen wagten. Er war ihr Lebensberater und ein Weiser, dem sie vertrauten. Sie kamen zu ihm, um sich bei Studienproblemen beraten zu lassen. Sie schütteten ihm ihr Herz aus, wenn eine Liebesbeziehung in die Brüche gegangen war. Sie plünderten seinen Kühlschrank, wenn sie hungrig waren, und sie plünderten seine Geldbörse, wenn sie abgebrannt waren. Vor allem aber fungierte er bei allen Auseinandersetzungen mit der gefürchteten Frau Ratzinger als Sprecher der Mieter. Professor Stern war der einzige Bewohner des Hauses, der sich nicht vor ihr fürchtete. Zwischen den beiden schien ein besonderes Verhältnis zu beste-

hen. Eine Art Verwandtschaft. »Das ist das Stockholm-Syndrom«, behauptete der Psychologiestudent Alex, der im obersten Stock wohnte: »Häftling und Gefängniswärter. Herr und Diener.« Aber dahinter steckte mehr. Der Professor und die Alte schienen dieselbe Sprache zu sprechen.

Im vergangenen Jahr, als sein Buch über die Wannsee-Konferenz ein internationaler Bestseller geworden war, hatte Professor Stern mit der Idee geliebäugelt, in ein eleganteres Haus umzuziehen – vielleicht mit einbruchssicheren Wohnungstüren und Blick auf den Englischen Garten. In ein Haus, dessen übrige Bewohner sein Apartment nicht als bloße Erweiterung ihres eigenen betrachten würden. Das hatte bei den anderen Panik ausgelöst. Eines Abends erschienen sie en masse bei ihm und baten ihn, er solle doch bleiben. Versprechungen wurden gemacht. Sie würden kein Essen mehr aus seinem Kühlschrank klauen und ihn auch nicht um Kleindarlehen bitten, wenn sie genau wußten, daß keine Hoffnung auf Rückzahlung bestand. Sie würden mehr Rücksicht auf sein Bedürfnis nach Ruhe nehmen. Sie würden nur in wirklich dringenden Fällen zu ihm kommen und ihn um seinen Rat bitten. Der Professor willigte ein, aber innerhalb eines Monats war seine Wohnung wieder zum Gemeinschaftsraum des Hauses Adalbertstraße 68 geworden. Ingeheim freute er sich darüber, daß sie wieder um ihn waren. Die rebellischen Kinder der Nr. 68 waren die einzigen Familienangehörigen, die Benjamin Stern noch hatte.

Das Rattern einer vorbeifahrenden Straßenbahn riß ihn aus seiner Konzentration. Er hob eben noch rechtzeitig den Kopf, um sie unter dem Geäst eines Kastanienbaums verschwinden zu sehen, und warf dann einen Blick auf seine Armbanduhr. Elf Uhr dreißig. Seit fünf Uhr saß er nun am Schreibtisch. Er nahm die Brille ab und verbrachte lange Sekunden damit, sich die Augen zu reiben. Was hatte Orwell einmal über die Arbeit des Bücherschreibens gesagt? *Ein*

grausamer, erschöpfender Kampf wie ein langer Anfall einer schmerzhaften Krankheit. Manchmal hatte Benjamin Stern das Gefühl, dieses Buch könnte seinen Tod bedeuten.

Die rote Anzeige seines Anrufbeantworters blinkte. Um unerwünschte Unterbrechungen zu vermeiden, war sein Telefon gewohnheitsmäßig leise gestellt. Jetzt streckte er zögernd wie ein Sprengmeister, der überlegt, welchen Draht des Bombenzünders er durchtrennen soll, eine Hand aus und drückte den Knopf. Aus dem kleinen Lautsprecher drang ein Schwall Heavy-Metal-Musik, dem ein schriller Kriegsschrei folgte.

»Ich habe eine gute Nachricht für Sie, Herr Professordoktor. Heute Abend wird's auf der Welt einen dreckigen Juden weniger geben! Wiederseh 'n, Herr Professordoktor.«

Klick.

Professor Stein löschte die Nachricht. Er war sie inzwischen gewöhnt. In letzter Zeit bekam er zwei pro Woche – manchmal auch mehr, je nachdem, ob er im Fernsehen aufgetreten war oder an irgendeiner Podiumsdiskussion teilgenommen hatte. Er kannte die Anrufer der Stimme nach und hatte jedem einen banalen, harmlos klingenden Spitznamen gegeben, um die Schockwirkung auf seine Nerven zu verringern. Dieser Kerl rief mindestens zweimal im Monat an. Professor Stern hatte ihm den Spitznamen »Wolfie« gegeben. Manchmal meldete er die Anrufe der Polizei. Meistens sparte er sich diese Mühe. Sie konnte ohnehin nichts dagegen tun.

Er sperrte sein Manuskript und seine Notizen in den unter seinem Schreibtisch auf dem Fußboden festgeschraubten Safe. Dann zog er Schuhe, eine Wolljacke und seinen Mantel an und holte den Müllbeutel aus der Küche. In dem alten Haus gab es keinen Aufzug, was bedeutete, daß er zwei Treppen hinuntergehen mußte, um ins Erdgeschoß zu gelangen. Als er die Eingangshalle erreichte, stiegen ihm Che-

miegerüche in die Nase. Im Erdgeschoß gab es einen kleinen, aber florierenden Kosmetiksalon. Der Professor haßte den Schönheitssalon. Herrschte dort Hochbetrieb, stieg der beißende Gestank von Nagellackentferner durchs Treppenhaus auf und drang in seine Wohnung. Außerdem machte der Publikumsverkehr das Gebäude weniger sicher, als er es sich gewünscht hätte. Da der Kosmetiksalon keinen Eingang von der Straße aus hatte, herrschte im Erdgeschoß ein ständiger Andrang schöner Schwabingerinnen, die zu Maniküren, Pediküren, Gesichtsmasken oder Epilationen kamen.

Er wandte sich nach rechts und ging auf die Tür zu, die auf den winzigen Hof hinausführte. Auf der Schwelle zögerte er, um zu sehen, ob die Katzen in der Nähe waren. Gegen Mitternacht war er durch einen Streit um einen Leckerbissen aus den Mülltonnen geweckt worden. Heute vormittag waren keine Katzen da, nur zwei gelangweilt wirkende Kosmetikerinnen, die in blütenweißen Kitteln an der Wand lehnten und rauchten. Er trottete über die rußigen Pflastersteine und warf seinen Müllbeutel in die Sammeltonne.

Als er in den Hausflur zurückkam, traf er dort Frau Ratzinger an, die das Linoleum mit einem abgenutzten Strohbesen mehr abstrafte als kehrte. »Guten Morgen, Herr Professor doktor«, knurrte die Alte; dann fügte sie anklagend hinzu: »Sie gehen wohl zum Morgenkaffee aus?«

Professor Stern nickte und murmelte: »Jaja, Frau Ratzinger.« Sie funkelte zwei unordentliche Prospektstapel an, von denen einer für ein Open-Air-Konzert mit freiem Eintritt und der andere für eine ganzheitliche Massageklinik in der Schellingstraße warb. »Ich kann sie noch so oft bitten, dieses Zeug nicht hier abzulegen, sie tun's trotzdem. Das liegt an dem Schauspielschüler in 4B. Der macht jedem auf.«

Der Professor zuckte mit den Schultern, als sei ihm das gesetzlose Verhalten der Jugend ein Rätsel, und lächelte der Alten freundlich zu. Frau Ratzinger sammelte die Prospekte

ein und marschierte mit ihnen auf den Hof hinaus. Im nächsten Augenblick konnte er hören, wie sie die Kosmetikerinnen beschimpfte, weil sie ihre Zigarettenskippen auf dem Boden austraten.

Er trat aus dem Haus und blieb kurz stehen, um das Wetter zu begutachten. Nicht zu kalt für Anfang März, und die Sonne schien durch dünne Wolkenschleier. Er steckte seine Hände in die Manteltaschen und ging los. Als er den Englischen Garten erreichte, folgte er einem mit Bäumen bestandenen Weg am Ufer eines von Regenwasser angeschwollenen kanalisierten Bachlaufs. Er liebte den Park. Nach der morgendlichen Fron am Computer konnte sein Verstand sich hier wieder erholen. Und noch wichtiger: Beim Spazieren konnte er feststellen, ob sie ihn heute beschatteten. Er blieb stehen und klopfte mit dramatischer Geste seine Taschen ab, um zu demonstrieren, daß er etwas vergessen hatte. Dann kehrte er um, ging auf demselben Weg zurück, betrachtete forschend die Gesichter der Entgegenkommenden und kontrollierte, ob sie mit einem der vielen Gesichter übereinstimmten, die in der Datenbank seines erstaunlichen Gedächtnisses gespeichert waren. Er blieb auf einer bogenförmigen Fußgängerbrücke stehen, als bewunderte er den darunter rauschenden kleinen Wasserfall. Ein Drogendealer mit tätowierten Spinnen im Gesicht bot ihm Heroin an. Der Professor murmelte etwas Unverständliches und ging rasch davon. Zwei Minuten später trat er in eine Telefonzelle und gab vor, ein Gespräch zu führen, während er seine Umgebung sorgfältig beobachtete. Dann hängte er den Hörer ein.

Wiederseh'n, Herr Professordoktor.

Er bog in die Ludwigstraße ein und hastete mit gesenktem Kopf durch das Universitätsviertel, wobei er hoffte, nicht von Studenten oder Kollegen erkannt zu werden. Erst Anfang der Woche hatte er einen ziemlich unfreundlichen Brief von Prof. Dr. Helmut Berger, dem aufgeblasenen De-

kan seiner Fakultät, erhalten, der angefragt hatte, wann die Fertigstellung seines Buchs zu erwarten sei und er seine Pflichtvorlesungen wiederaufnehmen werde. Professor Stern konnte Helmut Berger nicht leiden – ihre ausreichend publik gemachte Fehde hatte persönliche und akademische Ursachen – und hatte passenderweise noch keine Zeit gefunden, seinen Brief zu beantworten.

Das Treiben auf dem Viktualienmarkt lenkte ihn von den Gedanken an seine Arbeit ab. Er ging an Pyramiden aus buntem Obst und Gemüse, an Blumenständen und Käseläden unter freiem Himmel vorbei. Er kaufte ein paar Kleinigkeiten fürs Abendessen ein, dann überquerte er die Straße zur Tschibo-Kaffeebar, um dort Kaffee zu trinken und eine Dinkelsemmel zu essen. Als er sich eine halbe Stunde später auf den Heimweg nach Schwabing machte, fühlte er sich erfrischt, mental erholt und bereit, den Ringkampf mit dem Stoff seines Buchs wiederaufzunehmen. Mit seiner Krankheit, wie Orwell es genannt hätte.

Als er die Nummer 68 betrat, fegte mit ihm ein Windstoß in die Eingangshalle und wirbelte einen neuen Stapel lachsfarbener Werbezettel durcheinander. Der Professor verdrehte den Hals, um lesen zu können, was auf den Zetteln stand. Gleich um die Ecke hatte ein neues indisches Lokal mit Straßenverkauf aufgemacht. Er mochte gute Currygerichte. Also hob er einen Prospekt auf und stopfte ihn in die Manteltasche.

Der Wind hatte ein paar der Zettel bis fast zur Hoftür geweht. Das würde Frau Ratzinger aufbringen. Als er leise die Treppe hinaufging, steckte sie den Kopf aus ihrem Mäuseloch und sah die Unordnung. Wie erwartet war sie entsetzt und starrte ihn mit dem Blick eines Großinquisitors an. Als er seinen Wohnungsschlüssel ins Schloß steckte, konnte er die Alte schimpfen hören, während sie die Spuren dieses neuesten Frevels beseitigte.

In der Küche räumte er seine Einkäufe ein und machte sich eine Tasse Tee. Dann ging er über den Flur in sein Arbeitszimmer. Am Schreibtisch stand ein Mann, der lässig in einem Stapel Arbeitsunterlagen blätterte. Er trug einen weißen Kittel wie die Kosmetikerinnen aus dem Schönheitssalon und war sehr groß mit athletisch breiten Schultern. Sein blondes Haar war graumeliert. Als der Eindringling den Professor hereinkommen hörte, sah er auf. Auch seine Augen waren grau, kalt wie ein Gletscher.

»Öffnen Sie den Safe, Herr Professordoktor.« Die Stimme klang ruhig, beinahe kokett. Sein Deutsch war leicht akzentgefärbt. Er war nicht »Wolfie« – das wußte Professor Stern sicher. Er hatte ein Talent für Sprachen und ein Ohr für einheimische Dialekte. Der Mann im weißen Kittel war Schweizer, und in seinem *Schwyzertütsch* lag der breite Sing-sang eines Mannes aus den Alpentälern.

»Verdammt, für wen halten Sie sich eigentlich?«

»Machen Sie den Safe auf«, wiederholte der Eindringling und wandte sich wieder den Papieren auf dem Schreibtisch zu.

»Der Safe enthält keine Wertgegenstände. Wenn Sie's auf Geld abgesehen haben ...«

Professor Stern konnte den Satz nicht mehr zu Ende bringen. Mit einer raschen Bewegung griff der Eindringling unter seinen Kittel und zog eine Pistole mit Schalldämpfer hervor. Der Professor kannte sich nicht nur mit Dialekten, sondern auch mit Waffen aus. Es war eine russische Stetschkin. Das Geschoß durchschlug die rechte Kniescheibe des Professors. Er sackte zusammen und hielt sich mit beiden Händen das verwundete Knie. Zwischen seinen Fingern quoll Blut hervor.

»Jetzt müssen Sie mir wohl einfach die Kombination nennen«, sagte der Schweizer gelassen.

Die Schmerzen waren entsetzlicher als alles, was Benja-

min Stern je erlebt hatte. Er holte keuchend Luft, versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Seine Gedanken glichen einem Mahlstrom. *Die Kombination?* Gott, er wußte kaum noch seinen Namen!

»Ich warte, Herr Professordoktor.«

Er zwang sich dazu, mehrmals tief durchzuatmen. Dadurch gelangte ausreichend Sauerstoff in sein Gehirn und er kam auf die Zahlenkombination des Safes. Während er die Zahlen aufsagte, zitterte sein Unterkiefer. Der Eindringling kniete sich vor dem Safe auf den Boden und drehte rasch das Zahlenschloß. Im nächsten Augenblick riß er die Safetür auf.

Der Unbekannte sah hinein, dann wieder zu dem Professor hinüber.

»Sie haben Sicherungsdisketten. Wo bewahren Sie die auf?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»So, wie es jetzt aussieht, werden Sie in Zukunft mit Hilfe eines Stocks gehen können.« Er hob die Pistole. »Schieße ich Ihnen auch ins andere Knie, verbringen Sie den Rest Ihres Lebens an Krücken.«

Der Professor war kurz davor, das Bewußtsein zu verlieren. Sein Unterkiefer bebte. *Hör auf zu zittern, verdammt noch mal! Verschaff ihm nicht das Vergnügen, deine Angst zu sehen!*

»Im Kühlschrank.«

»Im Kühlschrank?«

»Für den Fall ...«, neue Schmerzen durchzuckten ihn, »... daß es brennt.«

Der Eindringling zog die Augenbrauen hoch. Cleverer Junge. Er hatte eine Tasche mitgebracht, eine große Sporttasche aus schwarzem Nylon, ungefähr einen Meter lang. Jetzt griff er hinein und holte einen zylinderförmigen Gegenstand heraus: eine Spraydose. Er zog die Kappe ab und begann Symbole an die Wände des Arbeitszimmers zu sprühen. Sym-

bole der Gewalt. Symbole des Hasses. Der Professor stellte fest, daß er sich absurderweise fragte, was Frau Ratzinger sagen würde, wenn sie das alles sah. Im Delirium mußte er etwas in dieser Art gemurmelt haben, denn der Unbekannte machte eine kurze Pause, um ihn mit ausdruckslosem Blick zu mustern.

Als der Eindringling mit seinen Graffiti fertig war, legte er die Spaydose in die Sporttasche zurück und stellte sich über den Professor. Das zerschmetterte Knie schmerzte so unerträglich, daß Benjamin Stern fieberte. Die Ränder seines Gesichtsfelds verdunkelten sich, so daß der Eindringling am Ende eines Tunnels zu stehen schien. Der Professor suchte in dessen aschefarbenen Augen nach einem Anzeichen für Geistesgestörtheit, fand aber nichts außer kühler Intelligenz. Dieser Mann ist kein rassistischer Fanatiker, sagte er sich. Er ist ein Profi.

Der Unbekannte beugte sich zu ihm hinunter.

»Möchten Sie eine letzte Beichte ablegen, Professor Stein?«

»Was ...?« Der Professor verzog schmerzlich das Gesicht.
»Was soll das heißen?«

»Die Sache ist ganz einfach: Möchten Sie Ihre Sünden bekennen?«

»Sie sind der Mörder«, flüsterte Benjamin Stern.

Der Attentäter lächelte. Er erhob erneut die Pistole und jagte zwei Schüsse in die Brust des Professors. Benjamin Stern spürte, wie sich sein Körper verkrampfte, aber weitere Schmerzen blieben ihm gnädigerweise erspart. Er war noch einige Sekunden bei Bewußtsein – lange genug, um zu sehen, wie sein Mörder neben ihm niederkniete, und um zu fühlen, wie dessen kühler Daumen seine schweißnasse Stirn berührte. Dabei flüsterte der Mann etwas. *Auf lateinisch?* Ja, dessen war der Professor sich sicher.

»*Ego te absolvo a peccatis tuis, in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen.*«

Der Professor blickte noch einmal in die Augen seines Mörders. »Aber ich bin Jude«, murmelte er.

»Macht nichts«, antwortete der Killer.

Dann setzte er die Stetschkin an Benjamin Sterns Schläfe und drückte ein letztes Mal ab.

2

VATIKANSTADT

Zwölfhundert Kilometer weiter südlich, auf einem Hügel im Herzen Roms, machte ein alter Mann, der zu einer elfenbeinfarbenen Soutane einen Umhang in gleicher Farbe trug, einen Spaziergang durch den kühlen Schatten eines von Mauern umgebenen Gartens. Obwohl er mit seinen zweiundsiebzig Jahren nicht mehr gut zu Fuß war, kam er trotzdem jeden Vormittag in den Park und achtete darauf, mindestens eine Stunde lang im Pinienduft auf den Wegen spazierenzugehen. Einige seiner Vorgänger hatten stets den Garten räumen lassen, um ungestört meditieren zu können. Der Mann in der elfenbeinfarbenen Soutane sah gern Menschen – *richtige* Menschen, nicht nur die schmeichlerischen Kurienkardinäle und ausländischen Würdenträger, die jeden Tag kamen, um seinen Fischerring zu küssen. Ein Schweizergardist folgte ihm stets mit einigen Schritten Abstand – mehr um ihm Gesellschaft zu leisten als zu seinem Schutz –, und er blieb gern einmal stehen, um kurz mit den Vatikangärtnern zu plaudern. Er war ein von Natur aus wißbegieriger Mann und hielt sich für keinen schlechten Botaniker. Manchmal ließ er sich eine Gartenschere geben und half mit beim Beschneiden der Rosen. Einmal hatte ihn ein Schweizergardist im Garten auf Knien und Händen erblickt. Der Mann hatte das Schlimmste vermutet und einen Krankenwagen gerufen, bevor er ihm zu Hilfe geeilt war, nur um dann feststellen zu müssen, daß der Pontifex Maximus der römisch-katholischen Kirche beschlossen hatte, eigenhändig etwas Unkraut zu jäten.

Die Vertrauten des Heiligen Vaters konnten sehen, daß ihn etwas bedrückte. Viel hatte er von der guten Laune und dem ungezwungenen Charme eingebüßt, die allen nach dem tristen letzten Lebensabschnitt des Polen wie eine Frühlingsbrise vorgekommen waren. Schwester Teresa, der resoluten Nonne aus Venedig, die den päpstlichen Haushalt führte, war ein deutlicher Appetitverlust aufgefallen. Sogar die süßen *biscotti*, die sie ihm zum Nachmittagskaffee hinstellte, blieben in letzter Zeit unberührt. Betrat sie das Arbeitszimmer des Papstes im zweiten Stock des Vatikans, fand sie ihn oft auf dem Fußboden ausgestreckt, tief ins Gebet versunken, die Augen fest zusammengekniffen, als leide er Schmerzen. Karl Brunner, der Kommandant seiner Schweizergarde, hatte bemerkt, daß der Heilige Vater oft auf der Vatikanmauer stand und in Gedanken versunken über den Tiber hinüberstarrte. Brunner, der den Polen viele Jahre lang beschützt hatte, wußte aus eigener Anschauung, welchen Tribut das Pontifikat von ihm gefordert hatte. Das gehöre zu diesem Amt, erklärte er Schwester Teresa, zur erdrückenden Last der Verantwortung, die jeder Papst zu tragen habe. »Sie reicht aus, um selbst den heiligsten Mann von Zeit zu Zeit mißlaunig zu machen. Ich bin sicher, daß Gott ihm die Kraft geben wird, das zu überwinden. Sie werden sehen, unser Pietro ist bald wieder der alte.«

Schwester Teresa war sich da nicht so sicher. Sie gehörte zu der Handvoll Menschen im Vatikan, die wußten, daß Pietro Lucchesi dieses Amt nicht angestrebt hatte. Als der zierliche, zurückhaltende Patriarch von Venedig in Rom eingetroffen war, um an der Beisetzung Papst Johannes Pauls II. und dem Konklave teilzunehmen, das seinen Nachfolger wählen würde, hatte er nicht im geringsten als *papabile* gegolten – als ein Kirchenfürst, der die für einen Papst nötigen Eigenschaften besaß. Und er hatte nicht einmal andeutungsweise Interesse für dieses Amt erkennen lassen. Die

fünfzehn Jahre, die er in der römischen Kurie verbracht hatte, waren die unglücklichsten seiner Laufbahn gewesen, und er hatte sicherlich nicht den Wunsch, in das schmähsüchtige Dorf am Tiber zurückzukehren, auch nicht als sein Bürgermeister. Lucchesi hatte vorgehabt, für den Kardinal von Buenos Aires zu stimmen, mit dem er auf einer Südamerika-reise Freundschaft geschlossen hatte, und still nach Venedig heimzukehren.

Aber beim Konklave waren die Dinge nicht nach Plan gelaufen. So wie es ihre Vorgänger im Lauf der Jahrhunderte immer wieder getan hatten, zogen Lucchesi und die anderen Kirchenfürsten, hundertdreißig an der Zahl, feierlich in die Sixtinische Kapelle ein, wobei sie den lateinischen Choral *Veni creator spiritus* sangen. Dort versammelten sie sich unter Michelangelos »Jüngstem Gericht« mit seiner zur Demut auffordernden Darstellung von gequälten Seelen, die zum Himmel aufsteigen, um sich dem Zorn Jesu zu stellen, und beteten, der Heilige Geist möge ihre Hand führen. Dann trat jeder Kardinal einzeln vor, legte eine Hand auf die heilige Schrift und schwor unverbrüchliches Schweigen. Sobald der Eid abgelegt war, befahl der Zeremonienmeister: »*Extra omnes* – alle hinaus« –, und das Konklave begann.

Der Pole hatte sich seinerzeit nicht damit begnügt, diese wichtige Angelegenheit allein dem Heiligen Geist zu überlassen. Er hatte das Kardinalskollegium mit Prälaten seines Schlages durchsetzt, mit doktrinären Hardlinern, die entschlossen waren, kirchliche Disziplin und die Macht Roms über alles andere zu stellen. Ihr Kandidat war ein Italiener, durch und durch ein Geschöpf der römischen Kurie: Kardinalstaatssekretär Marco Brindisi.

Die Gemäßigten hatten andere Vorstellungen. Sie plädierten für einen wahrhaften Oberhirten. Nach ihren Vorstellungen sollte der Nachfolger auf dem Stuhl Petri ein sanfter und frommer Mann sein; ein Mann, der bereit sein würde,

seine Macht mit den Bischöfen zu teilen und den Einfluß der Kurie zurückzudrängen; ein Mann, der über Kontinente und Glaubenslinien hinweg auch in den Gebieten wirken würde, die unter Krieg und Armut litten. Für die Gemäßigten war nur ein Nichteuropäer akzeptabel. Sie glaubten, die Zeit sei reif für einen Papst aus der Dritten Welt.

Die erste Abstimmung zeigte, daß das Konklave hoffnungslos zweigeteilt war, und beide Fraktionen machten sich auf die Suche nach einem Ausweg aus dieser Pattsituation. Beim letzten Wahlgang des ersten Tages tauchte plötzlich ein neuer Name auf: Pietro Lucchesi, der Patriarch von Venedig, erhielt fünf Stimmen. Als Lucchesi hörte, wie sein Name im heiligen Raum der Sixtinischen Kapelle fünfmal verlesen wurde, schloß er die Augen und erbleichte sichtbar. Während die Stimmzettel in den *nero* gelegt wurden, um verbrannt zu werden, beobachteten mehrere Kardinäle, daß Lucchesi betete.

An diesem Abend schlug Pietro Lucchesi höflich die Einladung aus, mit einer Gruppe von Kardinälen zu speisen, und zog sich statt dessen in sein Zimmer im Wohnheim St. Martha zurück, um zu meditieren und zu beten. Er wußte, wie Konklaven abliefen, und konnte sehen, was ihm bevorstand. Wie Christus im Garten Gethsemane flehte er Gott an, diese Last von seinen Schultern zu nehmen und einen anderen zu erwählen.

Am nächsten Vormittag jedoch wuchs die Unterstützung für Lucchesi an und näherte sich stetig der Zweidrittelmehrheit, die er brauchte, um zum Papst gewählt zu werden. Bei der letzten Abstimmung vor dem Mittagessen fehlten ihm nur noch zehn Stimmen. Da er zu beunruhigt war, um etwas essen zu können, betete er in seinem Zimmer, bevor er in die Sixtinische Kapelle und zu jenem Wahlgang zurückkehrte, von dem er wußte, daß er ihn zum Papst machen würde. Er verfolgte schweigend, wie jeder Kardinal vortrat,

seinen zweimal gefalteten Stimmzettel in den goldenen Kelch warf, der als Wahlurne diente, und dabei einen feierlichen Eid ablegte: »Ich rufe Christus den Herrn, der mein Richter sein wird, zum Zeugen dafür an, daß ich meine Stimme dem gegeben habe, den ich vor Gott für denjenigen halte, der gewählt werden sollte.«

Die Stimmzettel wurden gezählt und nochmals gezählt, bevor das Ergebnis verkündet wurde. Für Lucchesi waren hundertfünfzehn Stimmen abgegeben worden. Der *camerlengo*, der Kardinalvikar, trat auf Lucchesi zu und stellte ihm die Frage, die in über zwei Jahrtausenden schon Hunderten von neugewählten Päpsten gestellt worden war: »Nehmt Ihr Eure kanonische Wahl als Pontifex Maximus an?« Nach längerem Schweigen, das in der Kapelle viel Nervosität hervorrief, antwortete Pietro Lucchesi: »Meine Schultern sind nicht breit genug, um die Last zu tragen, die ihr mir auferlegt habt, aber mit Hilfe unseres Heilands Jesus Christus will ich es versuchen. *Accepto*.«

»Welchen Namen habt Ihr Euch erwählt?«

»Paul VII.«, erwiderte Lucchesi.

Die Kardinäle traten nacheinander vor, um den neuen Oberhirten zu umarmen und ihn ihres Gehorsams und ihrer Loyalität zu versichern. Dann wurde Lucchesi in die als *camera lacrimatoria*, als Tränenkammer, bekannte scharlachrote Kammer geleitet, um sich einige Minuten lang auszuruhen, bevor die Gebrüder Gammarelli, die päpstlichen Schneider, ihm eine weiße Soutane anpaßten. Er wählte die kleinste der drei vorgelegten Soutanen und sah selbst darin noch wie ein kleiner Junge aus, der ein Hemd seines Vaters trägt. Als er auf den großen Balkon des Petersdoms hinaustrat, um Rom und die Welt zu begrüßen, reichte sein Kopf kaum über die Balustrade. Ein Gardist brachte einen Fußschemel, und als Lucchesi darauf stieg, ertönte aus der versammelten Menge ein ungläubiger Aufschrei. Ein italienischer Fernseh-

reporter betitelte den neuen Papst atemlos als »Pietro den Unwahrscheinlichen«. Kardinal Marco Brindisi, der Führer der Hardliner unter den Kurienkardinälen, nannte ihn im Stillen »Papst Zufallssieger der Erste«.

Die *Vaticanisti*, die Beobachter des Vatikans, sagten daraufhin, die Botschaft des geteilten Konklaves sei eindeutig. Pietro Lucchesi sei ein Kompromißkandidat. Er habe den Auftrag, die Kirche kompetent zu führen, aber keine großen Initiativen zu ergreifen. Der Kampf um Herz und Seele der Kirche – so die *Vaticanisti* – sei auf einen späteren Zeitpunkt verschoben worden.

Die katholischen Reaktionäre, Priester und Laien gleichermaßen, nahmen Lucchesis Wahl jedoch weniger wohlwollend auf. Für die Militanten besaß der neue Papst eine unbehagliche Ähnlichkeit mit einem rundlichen Venezianer namens Roncalli, dem die Kirche die doktrinätre Kalamität des Zweiten Vatikanischen Konzils verdankte. Innerhalb weniger Stunden nach Abschluß des Konklaves wimmelte es auf den Webseiten und in den Cyber-Beichtstühlen der Hardliner nur so von Warnungen und düsteren Prognosen. Lucchesis Predigten und öffentliche Äußerungen wurden nach Beweisen für Unorthodoxie durchsucht. Den Reaktionären gefiel nicht, was sie dabei entdeckten. Lucchesi würde Schwierigkeiten machen, das schien festzustehen. Lucchesi würde überwacht werden müssen. Man würde ihm seine öffentlichen Äußerungen vorschreiben müssen. Die Mandarine der Kurie würden dafür sorgen müssen, daß Pietro Lucchesi nicht mehr als ein Übergangspapst war.

Lucchesi jedoch war der Überzeugung, die Kirche stehe vor zu vielen Problemen, als daß die Amtszeit eines Papstes vertan werden dürfe, auch nicht die eines unwilligen Papstes. Die Kirche, die er von dem Polen geerbt hatte, war eine Kirche in der Krise. In Westeuropa, dem Epizentrum des Katholizismus, war die Lage inzwischen so kritisch, daß vor

kurzem eine Bischofssynode festgestellt hatte, die Europäer lebten, als existiere Gott nicht. Weniger Kinder wurden getauft, weniger Brautpaare entschieden sich für eine kirchliche Trauung, und die Zahl der Geistlichen war so zurückgegangen, daß bald die Hälfte aller Gemeinden keinen eigenen Pfarrer mehr haben würden. Lucchesi brauchte nur seine eigene Diözese zu betrachten, um zu sehen, vor welchen Problemen die Kirche stand. Siebzig Prozent der zweieinhalb Millionen römischen Katholiken waren für Scheidung, Geburtenkontrolle und vorehelichen Geschlechtsverkehr – lauter Punkte, die ihre Kirche offiziell verbot. Weniger als zehn Prozent machten sich noch die Mühe, regelmäßig zur Messe zu gehen. In Frankreich, der sogenannten »Ersten Tochter« der Kirche, sahen die Statistiken noch bedrohlicher aus. In Nordamerika verzichteten die meisten Katholiken darauf, die Enzykliken des Papstes zu lesen, bevor sie gegen sie verstießen, und nur ein Drittel von ihnen besuchte die Messe. Obwohl siebzig Prozent aller Katholiken in der Dritten Welt lebten, bekamen die meisten dort nur selten einen Priester zu Gesicht. Allein in Brasilien traten jährlich sechshunderttausend Menschen aus der Kirche aus, um zum Protestantismus zu konvertieren.

Lucchesi wollte die Blutung zum Stillstand bringen, bevor es zu spät war. Er sehnte sich danach, seiner geliebten Kirche eine wichtigere Rolle im Leben ihrer Gläubigen zu verschaffen und seine Herde nicht nur dem Namen nach katholisch zu machen. Aber es gab noch etwas anderes, was ihn vordringlich beschäftigte: eine Frage, die ihm seit dem Augenblick, in dem das Konklave ihn zum Papst gewählt hatte, unaufhörlich durch den Kopf ging: *Warum?* Warum hatte der Heilige Geist ihn dazu erwählt, die Kirche zu führen? Welche besondere Gabe, welchen Splitter Wissen besaß er, um in diesem Augenblick der Geschichte der richtige Pontifex zu sein?

Lucchesi glaubte die Antwort zu kennen. Er hatte einen gefährlichen Plan in Gang gesetzt, der die römischkatholische Kirche in ihren Grundfesten erschüttern würde. Wäre sein Schachzug erfolgreich, würde er die Kirche revolutionieren. Schlag er fehl, konnte er sie vernichten.

Die Sonne verschwand hinter einer Wolkenbank, und ein Stoß des kalten Märzwindes bewegte die Pinien im Garten. Der Papst zog seinen Umhang am Hals enger zu. Er ging am Äthiopischen Kolleg vorbei und bog dann in einen schmalen Fußweg ein, der ihn zu der graubraunen Mauer in der Nordwestecke der Vatikanstadt führte. Kurz blieb er am Fuß des Sendemasts von Radio Vatikan stehen, dann stieg er eine Steintreppe zur Mauerkrone empor.

Rom lag vor ihm, dehnte sich im blassen Sonnenschein unter Schleierwolken bis zum Horizont. Ein Bauwerk jenseits des Tibers zog Lucchesis Blick auf sich: die hochaufragende Synagoge im Herzen des ehemaligen Ghettos. Im Jahr 1555 hatte Papst Paul IV., dessen Namen nun auch Lucchesi trug, die römischen Juden ins Ghetto verbannt und sie gezwungen, als Unterscheidungsmerkmal einen gelben Stern zu tragen. Die Bauherren der Synagoge hatten diese damals bewußt so hoch erbauen lassen, damit sie vom Vatikan aus zu sehen war. Ihre Botschaft war unmißverständlich: *Auch wir sind hier. Im Grunde waren wir lange vor euch hier.* Für Pietro Lucchesi kündete die Synagoge noch von etwas anderem. Von einer verräterischen Vergangenheit. Von einem schändlichen Geheimnis. Sie sprach direkt zu ihm, flüsterte ihm ins Ohr. Sie ließ ihm keine Ruhe.

Der Papst hörte Schritte auf dem Fußweg, flink und rhythmisch, so wie ein erfahrener Zimmermann Nägel einschlägt. Er drehte sich um und sah einen Mann auf die Mauer zumarschieren. Groß und schlank, schwarzes Haar, schwarzer Anzug mit Priesterkragen – ein mit Chinatusche

gezogener senkrechter Strich. Monsignore Luigi Donati, sein Privatsekretär. Donati arbeitete seit zwanzig Jahren an Lucchesis Seite. In Venedig war er wegen der Bereitschaft, seine Macht rücksichtslos einzusetzen und seinen Gegnern an die Kehle zu gehen, wenn es seinen Zwecken oder denen seines Herrn diene, *il doge* genannt worden. Diesen Spitznamen trug er nun auch im Vatikan. Donati störte das nicht. Er war ein Anhänger des weltlichen italienischen Philosophen Machiavelli, der festgestellt hatte, daß es für einen Fürsten besser sei, gefürchtet als geliebt zu werden. Jeder Papst brauche einen Schergen, behauptete Donati: einen harten Mann in Schwarz, der bereit war, der Kurie wie ein Dompteur mit einem Stuhl und einer Peitsche gegenüberzutreten und ihr seinen Willen aufzuzwingen. Das war eine Rolle, die er mit kaum verhehltem Vergnügen spielte.

Als Donati näher kam, sah der Papst an seinem grimmig vorgereckten Unterkiefer, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Er blickte wieder über den Fluß hinaus und wartete. Einen Augenblick später fühlte er die beruhigende Gegenwart Donatis an seiner Seite. *Il doge* verschwendete wie üblich keine Zeit für Nettigkeiten oder Konversation. Er näherte sich dem Ohr des Papsts und teilte ihm leise mit, Professor Benjamin Stern sei heute vormittag ermordet in seiner Münchner Wohnung aufgefunden worden. Der Papst schloß die Augen und ließ das Kinn auf die Brust sinken; dann ergriff er Monsignore Donatis Hand und hielt sie umklammert. »Wie?« fragte er. »Wie haben sie ihn ermordet?«

Als Donati es ihm sagte, schwankte der Papst und stützte sich haltsuchend auf den Arm des Geistlichen. »Allmächtiger Gott im Himmel, ich bitte dich, vergib uns, was wir getan haben.« Dann sah er seinem getreuen Privatsekretär in die Augen. Monsignore Donatis Blick war ruhig und intelligent und sehr entschlossen. Er verlieh dem Papst den Mut fortzufahren.

»Ich fürchte, wir haben unsere Feinde maßlos unterschätzt, Luigi. Sie sind mächtiger, als wir dachten, und ihre Niedertracht kennt keine Grenzen. Um ihre schmutzigen Geheimnisse zu bewahren, schrecken sie vor nichts zurück.«

»Allerdings, Euer Heiligkeit«, erwiderte Donati ernst. »Wir müssen nun sogar davon ausgehen, daß sie nicht einmal davor zurückschrecken könnten, einen Papst zu ermorden.«

Einen Papst ermorden? Pietro Lucchesi hatte Mühe, sich so etwas vorzustellen, aber er wußte, daß sein Sekretär nicht gerade zu Übertreibungen neigte. Die Kirche war von einem Krebsgeschwür befallen. Während der langen Regentschaft des Polen hatte es ungehindert weiterschwären können. Jetzt hatte es Metastasen gebildet und bedrohte das Leben seines Wirts. Wollte der Patient noch gerettet werden, waren aggressive Maßnahmen erforderlich.

Der Papst wandte sich von Donati ab und sah zur Kuppel der am Tiberufer aufragenden Synagoge hinüber. »Außer mir gibt es niemanden, der diese Tat vollbringen kann, fürchte ich.«

Monsignore Donati legte eine Hand auf den Unterarm des Papstes und drückte ihn leicht. »Nur Ihr könnt die rechten Worte finden, Euer Heiligkeit. Überlaßt den Rest mir.«

Donati machte kehrt und ließ den Papst allein auf der Mauerkrone zurück. Er horchte auf das Geräusch der Schritte, mit denen sein harter Mann in Schwarz auf dem Fußweg zum Palast zurückstampfte: *krack-krack-krack-krack* ... In Pietro Lucchesis Ohren klangen sie wie Nägel, die in einen Sarg geschlagen werden.

3

VENEDIG

Nächtliche Regenfälle hatten den Campo San Zaccaria überflutet. Der Restaurator stand wie ein Schiffbrüchiger auf den Stufen vor der Kirche. Mitten auf dem Platz tauchte ein alter Geistlicher aus dem Nebel auf. Als er seine schlichte schwarze Soutane hochzog, wurden darunter kniehoch Gummistiefel sichtbar. »Heute morgen sieht's hier wie auf dem See Genesareth aus, Mario«, sagte er, während er einen schweren Schlüsselbund aus der Tasche fischte. »Hätte Christus uns nur die Gabe verliehen, übers Wasser zu wandeln. Dann wären die venezianischen Winter viel leichter zu ertragen.«

Die schwere Holztür öffnete sich mit lautem Ächzen. Das Kirchenschiff lag noch im Dunkeln. Der Priester machte Licht und ging wieder auf den überfluteten Platz hinaus, nachdem er kurz vor dem Altarraum stehengeblieben war und anschließend seine Finger ins Weihwasserbecken getaucht und sich bekreuzigt hatte.

Das Stahlgerüst war mit Planen abgedeckt. Der Restaurator stieg zu seiner Arbeitsplattform hinauf und knipste eine Leuchtstofflampe an. Die Jungfrau Maria strahlte verführerisch. Den größten Teil dieses Winters hatte er in dem unbeirrbaren Bemühen zugebracht, ihr Gesicht zu restaurieren. In manchen Nächten erschien sie ihm sogar im Traum, schlich sich mit zerfetzten Wangen in sein Schlafzimmer und flehte ihn an, sie zu heilen.

Er schaltete den elektrischen Heizlüfter an, um es etwas wärmer zu haben, und goß sich aus einer Thermoskanne

schwarzen Kaffee in einen Becher – genug, um wach zu werden, aber nicht so viel, daß seine Hand davon zitterte. Dann bereitete er seine Palette vor, indem er Pigmente mit etwas Bindemittel anmischte. Als er endlich mit den Vorarbeiten fertig war, zog er seine Vergrößerungsbrille herunter und begann zu arbeiten.

Fast eine Stunde lang hatte er die Kirche für sich allein. Die übrigen Mitglieder des Teams trafen erst nach und nach ein. Der hinter seinen Planen versteckte Restaurator erkannte jeden nur den Geräuschen nach. Den schwerfälligen Schritt von Francesco Tiepolo, der das Projekt San Zaccaria leitete; das muntere Klappern der hohen Absätze von Adriana Zinetti, ebenso berühmt als Reinigerin von Altären wie als Verführerin von Männern; das verschwörerische Schleichen des tolpatschigen Antonio Politi, der nichts lieber tat, als Lügen und boshaften Klatsch zu verbreiten.

Für die anderen Mitglieder des San-Zaccaria-Teams war der Restaurator eine etwas rätselhafte Gestalt. Er bestand darauf, seine Arbeitsplattform und das Altarbild ständig verhängt zu lassen. Francesco Tiepolo hatte ihn gebeten, die Planen abzunehmen, damit die Touristen und die notorisch kritische venezianische Oberschicht ihm bei der Arbeit zusehen konnten. »Venedig will sehen, was du mit dem Bellini machst, Mario. Venedig mag keine Überraschungen.« Der Restaurator hatte widerstrebend eingelenkt und im Januar zwei Tage lang vor unzähligen Touristen und dem Rest seines Teams gearbeitet. Dieses kurze Experiment war zu Ende gewesen, als Monsignore Moretti, in dessen Pfarrei die Kirche lag, zu einem unangemeldeten Besuch in San Zaccaria erschienen war. Als er zu dem Bellini aufgeblickt und gesehen hatte, daß der Jungfrau Maria das halbe Gesicht fehlte, war er hysterisch betend auf die Knie gefallen. Daraufhin wurden die Planen wieder angebracht, und Tiepolo wagte nie mehr, ihre Entfernung vorzuschlagen.

Der Rest des Teams schrieb den Planen große metaphorische Bedeutung zu. Warum bemühte ein Mann sich so sehr, sich zu verbergen? Warum bestand er darauf, sich von den anderen zu distanzieren? Warum lehnte er ihre unzähligen Einladungen zum Mittagessen, zum Abendessen und zu gemeinsamen Besäufnissen am Samstagabend in Harry's Bar ab? Er hatte sich sogar geweigert, zu dem Cocktailempfang zu gehen, den die Freunde von San Zaccaria in der Akademie gegeben hatten. Der Bellini war eines der bedeutendsten Gemälde Venedigs, und es wurde als skandalös empfunden, daß der Restaurator sich weigerte, ein paar Minuten mit den fetten amerikanischen Spendern zu plaudern, die diese Restaurierung erst ermöglicht hatten.

Selbst Adriana Zinetti konnte nicht hinter die Planen vordringen. Das führte zu wilden Spekulationen darüber, ob der Restaurator nicht schwul sei, was bei den Freidenkern des Zaccaria-Teams nicht als Verbrechen galt und seine abnehmende Popularität bei einigen Männern vorübergehend wieder steigerte. Erledigt war diese Theorie jedoch, als er eines Abends von einer atemberaubend schönen Frau aus der Kirche abgeholt wurde. Sie hatte hohe Wangenknochen, blasse Haut, grüne Katzenaugen und ein fein modelliertes Kinn. Adriana Zinetti war es, der auffiel, daß die linke Hand der Unbekannten durch Narben stark entstellt war. »Sie ist sein anderes Projekt«, spekulierte Adriana trübselig, als das Paar in der venezianischen Nacht verschwand, »offenbar bevorzugt er Frauen, die nicht ganz heil sind.«

Er nannte sich Mario Delvecchio, doch sein Italienisch, das zwar fließend war, besaß einen schwachen, aber unüberhörbaren Akzent. Den erklärte er damit, daß er im Ausland aufgewachsen sei und immer nur für kurze Zeit in Italien gelebt habe. Jemand hatte gehört, er sei bei dem legendären Umberto Conti in die Lehre gegangen. Ein anderer hatte

gehört, Conti habe seine Hände die begabtesten genannt, die er je gesehen hatte.

Der neidische Antonio Politi war der Urheber der nächsten Gerüchtewoge, die über das Zaccaria-Team hinwegflutete. Antonio war die bedächtige Arbeitsweise seines Kollegen ein Dorn im Auge. In weniger Zeit, als der große Mario Delvecchio gebraucht hatte, um das Gesicht der Muttergottes zu restaurieren, hatte Antonio ein halbes Dutzend Gemälde gereinigt und restauriert. Die Tatsache, daß diese alle nur kaum oder gar nicht bedeutend waren, brachte ihn nur noch mehr auf. »Der Meister selbst hat sie an einem einzigen Nachmittag gemalt«, protestierte Antonio bei Tiepolo. »Aber dieser Mann läßt sich einen ganzen Winter Zeit dafür. Rennt immer wieder in die Akademie, um sich die Bellinis anzusehen. Sag ihm, daß er sich ranhalten soll! Sonst sind wir in zehn Jahren noch immer hier!«

Antonio war es auch, der die ziemlich bizarre Geschichte aus Wien ausgrub, die er dem Zaccaria-Team an einem regnerischen Februarabend beim gemeinsamen Abendessen erzählte – passenderweise in der Trattoria alla Madonna. Vor ungefähr zehn Jahren waren im Wiener Stephansdom größere Renovierungs- und Restaurierungsarbeiten vorgenommen worden. Zu dem damaligen Team hatte auch ein Italiener namens Mario gehört.

»Unser Mario?« fragte Adriana mit einem Glas Ripasso in der Hand.

»Natürlich war das unser Mario. Dieselbe hochnäsige Art. Dasselbe Schneckentempo.«

Nach Auskunft von Antonios Informanten war der fragliche Restaurator eines Nachts spurlos verschwunden – in jener Nacht, in der im alten jüdischen Viertel eine Autobombe detoniert war.

»Und was hältst du davon, Antonio?« Adriana starrte ihn durch ihren rubinroten Wein hindurch an. Antonio machte

eine Kunstpause, um die dramatische Wirkung seiner Antwort zu verstärken. »Liegt das nicht auf der Hand? Der Mann ist offenbar ein Terrorist. Ich behaupte, daß er zu den *Brigate Rosse* gehört.«

»Oder vielleicht ist er Osama bin Laden persönlich!«

Das Zaccaria-Team prustete so laut lachend los, daß es fast aufgefordert worden wäre, das Lokal zu verlassen. Antonio Politis Theorien waren damit erledigt, obwohl er selbst nie aufhörte, daran zu glauben. Insgeheim hoffte er, der Restaurator würde es wie in Wien machen und eines Tages spurlos verschwinden. Dann würde er, Antonio, eingreifen, den Bellini selbst fertigstellen und so Berühmtheit erlangen.

Der Restaurator kam an diesem Vormittag gut voran, und die Zeit verging wie im Flug. Als er auf seine Armbanduhr sah, stellte er überrascht fest, daß es schon elf Uhr dreißig war. Er setzte sich an den Rand der Plattform, goß sich Kaffee nach und blickte zu dem Altarbild auf. Dieses Gemälde, das Bellini auf dem Höhepunkt seines Schaffens gemalt hatte, hielten viele Historiker für das erste große Altarbild des sechzehnten Jahrhunderts. Der Restaurator konnte sich nie daran satt sehen. Er bewunderte Bellinis geschickte Verwendung von Licht und Raum, die starke Leitwirkung, die den Blick des Betrachters nach innen und oben lenkte, und die skulpturale Würde der Madonna mit dem Kinde und der sie umgebenden Heiligen. Das Bild strahlte unglaubliche Ruhe aus. Selbst nach einem langen, arbeitsreichen Vormittag stimmte sein Anblick geruhsam und friedlich.

Er zog die Plane beiseite. Die Sonne war herausgekommen und füllte das Kirchenschiff mit Licht, das durch die bunten Glasfenster einfiel. Während er seinen Kaffee austrank, wurde er auf eine Bewegung in der Nähe des Kirchenportals aufmerksam. Dort sah er einen Jungen von ungefähr zehn Jahren mit langen Locken. Seine Schuhe waren von dem Hochwasser draußen durchnäßt. Der Restaurator beobachtete ihn ge-

nau. Selbst nach zehn Jahren konnte er keinen kleinen Jungen sehen, ohne an seinen eigenen Sohn zu denken.

Der Junge wandte sich zuerst an Antonio, der ihn mit einer Handbewegung weiterschickte, ohne von seiner Arbeit aufzusehen. Er lief durch das lange Mittelschiff zum Hochaltar, wo er von Adriana freundlicher empfangen wurde. Sie lächelte ihn an, tätschelte seine Wange und zeigte dann auf das Gerüst des Restaurators. Der Junge machte am Fuß der Plattform halt und reichte dem Restaurator wortlos einen Zettel hinauf. Dieser faltete ihn auseinander und las darauf ein paar Worte, die wie die letzte Bitte eines verzweifelten Liebhabers hingekritzelt waren. Der Zettel war nicht unterschrieben, doch die Schrift war ebenso unverkennbar wie Bellinis Pinselstrich.

Ghetto Nuovo. 18 Uhr.

Der Restaurator knüllte das kleine Stück Papier zusammen und steckte es ein. Als er wieder aufsah, war das Kind verschwunden.

Um siebzehn Uhr dreißig betrat Francesco Tiepolo die Kirche und schlenderte langsam das Mittelschiff entlang. Mit seinem wallenden Bart, dem weißen Hemd mit den weiten Ärmeln und dem Seidenschal um den Hals sah der riesige Italiener aus, als komme er soeben aus einer Renaissance-werkstatt. Sorgsam kultivierte er dieses Erscheinungsbild.

»Alle mal herhören!« rief er, daß seine Stimme zwischen den Säulen und durch die Apsis hallte. »Schluß für heute! Packt eure Sachen zusammen! In fünf Minuten wird hier abgesperrt.« Er umfaßte das Stahlrohrgerüst mit seiner gewaltigen Pranke und schüttelte es so kräftig, daß die Lampe und die Pinsel des Restaurators klapperten. »Das gilt auch für dich, Mario. Gib deiner Lady einen Gutenachtkuß. Sie kann's ein paar Stunden ohne dich aushalten. Sie ist fünfhundert Jahre lang allein zurechtgekommen.«

Gewissenhaft reinigte der Restaurator seine Pinsel und die Palette und verstaute Pigmente und Lösungsmittel in einem gefirnigten länglichen Holzkasten. Dann knipste er die Lampe aus und sprang katzenleich vom Gerüst. Wie immer verließ er die Kirche, ohne ein Wort mit den anderen gewechselt zu haben.

Mit dem Kasten unter einem Arm ging er quer über den Campo San Zaccaria davon. Elegant und scheinbar mühelos überquerte er den Platz, aber seine kaum imponierende Größe und sein schlanker Körperbau waren daran schuld, daß er leicht zu übersehen war. Das graumelierte schwarze Haar trug er ziemlich kurz. Sein kantiges Gesicht mit dem tief gespaltenen Kinn und den vollen Lippen wirkte wie aus Holz geschnitzt. Den stärksten Eindruck machten seine Augen, die fast mandelförmig und schockierend smaragdgrün waren. Obwohl die Arbeit seine Augen anstrengte – und er vor kurzem seinen einundfünfzigsten Geburtstag gefeiert hatte –, kam er weiterhin ohne Brille aus.

Er ging durch einen Torbogen und gelangte auf die Mole Riva degli Schiavoni, einen breiten Kai mit Blick auf den Canale di San Marco. Trotz des kalten Märzwetters waren viele Touristen unterwegs. Der Restaurator konnte ungefähr ein halbes Dutzend Sprachen unterscheiden, von denen er die meisten selbst beherrschte. Ein hebräischer Satz fetzen drang an sein Ohr. Er verhallte rasch wieder wie Musik im Wind, weckte jedoch in dem Restaurator den unbezähmbaren Wunsch, den Klang seines wahren Namens zu hören.

An der Anlegestelle wartete ein Vaporetto der Linie 82. An Bord fand er einen Platz an der Reling, von wo aus er alle ein- und aussteigenden Fahrgäste sehen konnte. Er holte den Zettel aus der Tasche und las die Nachricht ein letztes Mal. Dann ließ er ihn über Bord fallen und beobachtete, wie er im stillen Wasser der Lagune davontrieb.

Im fünfzehnten Jahrhundert wurde ein sumpfiges Stück Land im Stadtviertel Cannaregio als Bauplatz für eine neue Messinggießerei, im venezianischen Dialekt *geto* genannt, ausgewiesen. Die Gießerei wurde nie errichtet. Doch als die Herrscher Venedigs Jahrhunderte später einen Ort suchten, an dem sie die wachsende Zahl unerwünschter Juden zusammenpferchen konnten, erschien ihnen das sogenannte Ghetto Nuovo ideal. Dieses Gebiet war groß und hatte keine eigene Pfarrkirche. Die Kanäle, von denen es umschlossen war, bildeten einen natürlichen Wassergraben, der die Insel von den benachbarten Gemeinden abschnitt, und die einzige Brücke konnte von christlichen Wachen kontrolliert werden. Im Jahr 1516 wurden die Christen von Ghetto Nuovo umgesiedelt, und die Juden Venedigs wurden gezwungen, ihren Platz einzunehmen. Sie durften das Ghetto erst nach Sonnenaufgang verlassen, wenn die Glocke im Campanile läutete, und mußten dabei einen gelben Mantel und einen gleichfarbigen Hut tragen. Bei Sonnenuntergang hatten sie wieder auf der Insel zu sein, und das Tor wurde abgesperrt. Nur jüdische Ärzte durften nachts das Ghetto verlassen. Ihren Höchststand hatte die Bevölkerung des Ghettos mit über fünftausend Menschen erreicht. Jetzt beherbergte es nur zwanzig Juden.

Der Restaurator überquerte eine stählerne Fußgängerbrücke. Vor ihm ragte ein Ring aus für Venedig ungewöhnlich hohen Wohntürmen auf. Er betrat einen *sottopassaggio*, folgte der Unterführung unter den Apartmenthäusern hindurch und kam wenig später auf einem Platz, dem Campo di Ghetto Nuovo, wieder ans Tageslicht. Ein koscheres Restaurant, eine jüdische Bäckerei, eine Buchhandlung, ein Museum. Hier gab es auch zwei alte Synagogen, die aber buchstäblich unsichtbar waren, wenn man nicht wußte, wonach man Ausschau zu halten hatte. Nur die fünf Fenster im

ersten Stock beider Gebäude – das Symbol für die fünf Bücher Mose – verriet sie.

Ein halbes Dutzend Jungen spielte zwischen den Pfüten und den langen Schatten Fußball. Der Ball sprang auf den Restaurator zu. Er traf ihn kräftig mit dem Innenrist des rechten Fußes und schickte ihn gekonnt ins Spiel zurück. Einer der Jungen stoppte den Ball mit der Brust. Es war der Lockenkopf, der an diesem Morgen in der Kirche San Zacaria gewesen war.

Das Kind deutete mit dem Kopf auf den *pozzo*, den Brunnen in der Mitte des Platzes. Der Restaurator wandte sich dorthin und sah eine vertraute Gestalt auf dem Brunnenrand sitzen und eine Zigarette rauchen. Grauer Kaschmirmantel, fest um den Hals geschlungener grauer Schal, runder Schädel. Das Gesicht des Mannes war tief gebräunt und voller Risse und Falten wie ein seit Jahrmillionen von Wind und Sonne bearbeiteter Wüstenfels. Seine Nickelbrille mit den runden Gläsern war unbeabsichtigt modern. Sein Gesicht hatte einen ewig ungeduldigen Ausdruck.

Als Mario Delvecchio näher kam, hob der Alte den Kopf, und seine Lippen verzogen sich zu etwas, das zwischen einem Lächeln und einer Grimasse lag. Er faßte den Restaurator am Arm und schüttelte ihm mit eisenhartem Griff die Hand. Dann küßte er ihn zärtlich auf die Wange.

»Du bist wegen Benjamin hier, oder?«

Der Alte schloß kurz die faltigen Lider und nickte. Dann hakte er zwei kurze, dicke Finger in die Ellbogenbeuge des Restaurators und sagte: »Komm, gehen wir.« Der Restaurator wehrte sich einen Augenblick dagegen, mitgezogen zu werden, aber der Alte ließ nicht locker. In der Familie hatte es einen Toten gegeben, und Ari Schamron war noch nie der Typ gewesen, der die Hände in den Schoß legte.

Seit Gabriel ihn zuletzt gesehen hatte, war ein Jahr vergangen. In diesem Zeitraum war Schamron sichtlich gealtert. Als sie in der herabsinkenden Abenddämmerung eine Runde um den Platz machten, mußte Gabriel der Versuchung widerstehen, den Alten zu stützen. Schamrons Wangen waren eingefallen, und die stahlblauen Augen – deren Blick einst Feinde, aber auch Verbündete in Angst und Schrecken versetzt hatte – waren trübe geworden und tränten. Als er seine türkische Zigarette an die Lippen hob, zitterte seine rechte Hand.

Diese Hände hatten Schamron zu einer lebenden Legende gemacht. Kurz nachdem er in den fünfziger Jahren in den Dienst eingetreten war, war seinen Vorgesetzten aufgefallen, daß dieser gewöhnlich aussehende junge Mann ungeheuer kräftige Hände besaß. Er wurde für Entführungen auf offener Straße und lautloses Töten ausgebildet und ins Ausland geschickt. Er bevorzugte die Garotte und benützte sie auf dem Pflaster europäischer Städte ebenso effizient wie in den finsternen Gassen von Kairo und Damaskus. Er tötete arabische Spione und Generale. Er tötete Nazi-Wissenschaftler, die Nasser halfen, Raketen zu bauen. Und an einem warmen Abend des Jahres 1960 sprang Ari Schamron in einer Kleinstadt nördlich von Buenos Aires vom Rücksitz eines Wagens und packte Adolf Eichmann an der Kehle, als dieser auf den Bus wartete, der ihn nach Hause bringen sollte.

Gabriel war der einzige Mensch, der eine weitere wichtige Tatsache aus jener Nacht in Argentinien kannte: Adolf Eichmann wäre beinahe entkommen, weil Schamron über einen losen Schnürsenkel gestolpert war. Diese Eigenschaft, stets am Rand des Abgrunds zu balancieren, war auch für seine häufigen Aufenthalte im Chefbüro am King Saul Boulevard charakteristisch. Ministerpräsidenten wußten nie recht, was sie erwarten sollte, wenn Schamron vor ihrer Tür erschien – eine Mitteilung über einen weiteren erstaunli-

chen Erfolg oder das geheime Eingeständnis eines weiteren demütigenden Fehlschlags. Operativ war seine hohe Risikobereitschaft ebenso vorteilhaft, wie sie politisch nachteilig war. Gabriel wußte längst nicht mehr, wie oft der Alte schon in die Verbannung geschickt worden war, nur um dann mit großem Trara ins Amt zurückgeholt zu werden.

Zuletzt hatte Schamron den Chefsessel doch räumen müssen, ohne deshalb wirklich ins Exil zu gehen. Er behielt den zweifelhaften Titel eines Sonderberaters der Regierung, der ihm genügend Entrée verschaffte, um allseits lästig zu sein, und übte von seiner festungsartigen Villa über dem See Genezareth weiterhin beträchtliche geheime Macht aus. Spione wie Generale suchten ihn dort regelmäßig auf, um seinen Ring zu küssen, und was die Staatssicherheit betraf, so wurde keine wichtige Entscheidung getroffen, ohne daß nicht erst der Alte konsultiert worden wäre.

Sein Gesundheitszustand war ein sorgfältig gehütetes Geheimnis. Gabriel hatte Gerüchte über Prostatakrebs, einen leichten Herzanfall und wiederholte Probleme mit den Nieren gehört. Daß der Alte nicht mehr lange zu leben hatte, war klar. Schamron fürchtete den Tod nicht – er fürchtete nur, ohne seine warnende Stimme könnte Selbstzufriedenheit einsetzen. Und als die beiden jetzt langsam durch das alte Ghetto schlenderten, war der Tod ihr Begleiter. Benjamins Tod. Und Schamrons. Die Nähe des Todes machte Schamron unruhig. Er wirkte wie ein Mann, der alte Rechnungen begleichen will. Wie ein Krieger, der verzweifelt einen letzten Kampf herbeisehnt.

»Warst du auf der Beerdigung?«

Schamron schüttelte den Kopf. »Benjamin hatte Angst, seine wissenschaftlichen Leistungen würden geschmälert, wenn bekannt würde, daß er für uns gearbeitet hat. Meine Anwesenheit hätte in Israel und im Ausland nur unbequeme

Fragen aufgeworfen. Deshalb bin ich weggeblieben. Ich gestehe allerdings ein, daß ich auch keine große Lust hatte hinzugehen. Es ist immer schwierig, ein Kind zu begraben.«

»War sonst jemand dort? Er hatte in Israel keine Angehörigen, glaube ich.«

»Meines Wissens ein paar alte Freunde aus der realen Welt und einige wenige Kollegen von der Universität.«

»Wer hat dich hergeschickt, Ari?«

»Ist das wichtig?«

»Für mich schon. Wer hat dich hergeschickt?«

»Ich bin wie ein auf Bewährung Entlassener«, sagte Schamron müde. »Ohne Erlaubnis des Obersten Tribunals darf ich nichts tun, mich nicht bewegen.«

»Und wer sitzt in diesem Tribunal?«

»Zum einen natürlich Lev. Hätte er zu bestimmen, säße ich bei Wasser und Brot hinter Gittern. Aber zu meinem Glück gehört dem Tribunal auch der Ministerpräsident an.«

»Dein alter Waffenbruder.«

»Sagen wir einfach, daß wir über die Art des Konflikts und die wahren Absichten unserer Feinde ähnlich denken. Wir sprechen dieselbe Sprache und sind gern zusammen. Er sorgt dafür, daß ich im Spiel bleibe, obwohl Lev sich größte Mühe gibt, mich in mein Leichentuch zu hüllen.«

»Dies ist kein Spiel, Ari. Es ist nie eines gewesen.«

»Daran brauchst du mich nicht zu erinnern, Gabriel. Du verbringst deine Zeit auf den Tummelplätzen Europas, während wir täglich miterleben, wie sich Selbstmordattentäter auf der Ben Yehuda Street und der Jaffa Road in die Luft sprengen.«

»Ich arbeite hier.«

»Entschuldige, Gabriel. Das war nicht so gemeint. Woran arbeitest du?«

»Interessiert dich das wirklich?«

»Natürlich. Sonst hätte ich nicht danach gefragt.«

»An dem Altarbild von Bellini in der Kirche San Zaccaria. Es ist eines der bedeutendsten Gemälde Venedigs.«

Schamrons Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen. »Ich würde viel dafür geben, den Gesichtsausdruck des Patriarchen zu sehen, wenn er erfahren würde, daß sein kostbares Altarbild von einem jüdischen Jungen aus dem Jesreel-Tal restauriert wird.«

Er blieb stehen und hustete heftig in sein Taschentuch. Als er mehrmals tief Luft holte, um wieder zu Atem zu kommen, konnte Gabriel ein Rasseln in seiner Brust hören. Der Alte mußte aus der Kälte heraus, aber er war zu stur, um seine Schwächung einzugestehen. Gabriel beschloß, ihm die Mühe abzunehmen.

»Können wir uns nicht irgendwo hinsetzen? Ich habe seit acht Uhr morgens auf meinem Gerüst gestanden.«

Schamron rang sich ein schwaches Lächeln ab. Er merkte, daß er getäuscht wurde. Er führte Gabriel zu der Bäckerei am Rand des Platzes. Sie war leer bis auf eine große junge Frau hinter der Theke. Ohne eine Bestellung abzuwarten, servierte sie ihnen Espresso, kleine Flaschen Mineralwasser und einen Teller Lebkuchen mit Zimt und Nüssen. Als sie sich über den Tisch beugte, fielen ihre dunklen Haare über die Schulter nach vorn. Ihre langen Hände dufteten nach Vanille. Dann schlüpfte sie in einen bronzefarbenen Mantel, ging auf den Campo hinaus und ließ Gabriel und Schamron allein im Laden zurück.

»Also, ich höre«, sagte Gabriel.

»Das ist ein Fortschritt. Sonst fängst du immer damit an, daß du mich anbrüllst, ich hätte dein Leben *ruiniert*.«

»Dazu kommen wir irgendwann bestimmt noch.«

»Du solltest dich mit meiner Tochter über mich austauschen.«

»Das habe ich bereits getan. Wie geht's ihr?«

»Sie lebt weiter in Neuseeland – auf einer Geflügelfarm,

so unglaublich das klingt – und weigert sich noch immer, am Telefon mit mir zu sprechen.« Er brauchte lange, um sich die nächste Zigarette anzuzünden. »Sie nimmt mir mein Verhalten schrecklich übel. Ich sei nie für sie dagewesen. Aber sie versteht nicht, daß ich beschäftigt war. Ich mußte ein ganzes Volk beschützen.«

»Das wird nicht ewig bestehen.«

»Ich auch nicht, falls du das nicht gemerkt haben solltest.« Schamron biß ein Stück Lebkuchen ab und kaute langsam. »Wie geht's Anna?«

»Gut, nehme ich an. Ich habe seit fast acht Wochen nicht mehr mit ihr gesprochen.«

Schamron senkte das Kinn und musterte Gabriel über seine Brille hinweg mißbilligend. »Erzähl mir bitte nicht, daß du dieser armen Frau das Herz gebrochen hast.«

Gabriel rührte Zucker in seinen Espresso und wich Schamrons forschendem Blick aus. *Anna Rolfe* ... Sie war eine weltberühmte Geigerin und die Tochter des reichen Schweizer Bankiers Augustus Rolfe. Vor einem Jahr hatte Gabriel ihr geholfen, die Männer aufzuspüren, die ihren Vater ermordet hatten. Dabei hatte er sie auch mit unangenehmen Wahrheiten über die Vergangenheit ihres Vaters und die Herkunft seiner bemerkenswerten Sammlung von Meisterwerken des Impressionismus und der Moderne konfrontieren müssen. Und er hatte sich in die temperamentvolle Virtuosin verliebt. Nach dem Unternehmen lebte er ein halbes Jahr lang in ihrer einsamen Villa an der portugiesischen Küste vor Sintra. Ihre Beziehung kühlte ab, als Gabriel Anna eines Tages gestand, bei jedem ihrer gemeinsamen Spaziergänge durchs Dorf begleite ihn der Schatten seiner Frau Leah – und manchmal stehe sie auch nachts im Schlafzimmer, wenn sie sich liebten: eine stille Zeugin ihrer Befriedigung. Als Francesco Tiepolo ihm dann die Restaurierung des Altarbilds in San Zaccaria anbot, sagte Gabriel sofort zu. Anna Rolfe stellte sich ihm nicht in den Weg.

»Ich habe sie sehr gern, aber auf Dauer konnte es mit uns nicht gutgehen.«

»Hat sie dich mal hier in Venedig besucht?«

»Anna ist bei einem Wohltätigkeitskonzert in der Kirche Santa Maria Gloriosa dei Frari aufgetreten. Danach ist sie zwei Tage bei mir geblieben. Das hat alles nur noch schlimmer gemacht, fürchte ich.«

Wie immer bei solchen Gelegenheiten fragte Schamron auch, ob er Leah besucht habe. Gabriel hörte sich sagen, er sei in der abgelegenen Nervenklinik in Südengland gewesen, bevor er nach Venedig gereist sei, er habe einen Nachmittag mit ihr verbracht und sie im Rollstuhl durch den Park geschoben, sie hätten sogar unter dem kahlen Geäst eines Ahorns ein Picknick gemacht. Aber während er davon erzählte, war er in Gedanken woanders: in einer Gasse unweit des Judenplatzes in Wien, bei der Autobombe, die seinen Sohn getötet hatte, bei dem Inferno, das Leahs Körper zerstört und ihr das Gedächtnis geraubt hatte.

»All das liegt nun zwölf Jahre zurück, und sie erkennt mich noch immer nicht wieder. Wenn ich ehrlich sein soll, erkenne ich sie manchmal auch nicht wieder.« Gabriel machte eine Pause, dann sagte er: »Aber du bist nicht hier, um mit mir über mein Privatleben zu sprechen.«

»Ganz recht«, bestätigte Schamron, »aber dein Privatleben ist dennoch relevant. Wäre deine Beziehung zu Anna Rolfe noch intakt, könnte ich dich nicht auffordern, wieder für mich zu arbeiten – zumindest nicht mit gutem Gewissen.«

»Wann hast du dich je von deinem Gewissen behindern lassen, wenn du etwas wolltest?«

»Ah, das ist wieder der alte Gabriel, den ich kenne und liebe!« Schamron lächelte humorlos. »Wieviel weißt du über den Mord an Benjamin?«

»Nur das, was ich in der *Herald Tribune* gelesen habe. Die Münchner Polizei sagt, er sei von Neonazis ermordet worden.«

Der Alte schnaubte. Er war offenbar anderer Meinung als die Münchner Polizei, so vorläufig deren Erkenntnisse auch sein mochten. »Möglich wäre das wohl. Benjamins Arbeiten über den Holocaust haben ihn bei einem großen Teil der deutschen Gesellschaft sehr unbeliebt gemacht, und als Israeli war er ohnehin ein potentiellcs Ziel. Aber ich bin keineswegs davon überzeugt, daß ein Skinhead es geschafft haben soll, ihn zu ermorden. Mir ist immer unbehaglich zumute, wenn ich von Juden höre, die auf deutschem Boden eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Ich will mehr wissen, als die Münchner Polizei uns offiziell mitteilt.«

»Warum schickst du keinen *Katsa* nach München und läßt ihn ermitteln?«

»Weil die Leute mißtrauisch würden, wenn einer unserer Ermittler anfinke, sie auszufragen. Außerdem weißt du, daß ich es immer vorziehe, den Hintereingang zu benützen.«

»Woran denkst du also?«

»In zwei Tagen bekommt der für die Ermittlungen zuständige Münchner Kriminalbeamte Besuch von Benjamins Halbbruder Ehud Landau. Sobald er Landau über den Stand der Ermittlungen informiert hat, gestattet er ihm, ein Verzeichnis von Benjamins Besitz aufzunehmen und den Rücktransport nach Israel zu veranlassen.«

»Meines Wissens hatte Benjamin keinen Halbbruder.«

»Jetzt hat er einen.« Schamron legte einen israelischen Reisepaß auf den Tisch und schob ihn mit der Handfläche zu Gabriel hinüber. Als Gabriel den Paß aufschlug, sah er darin sein eigenes Photo. Dann las er den Namen: EHUD LANDAU.

»Du hast die besten Augen, die ich kenne«, sagte Schamron. »Sieh dich in seiner Wohnung um. Achte darauf, ob dir irgendwas verdächtig erscheint. Und nimm möglichst alles mit, was eine Verbindung zwischen ihm und dem Dienst beweisen könnte.«

Gabriel klappte den Paß zu, ließ ihn aber auf dem Tisch liegen.

»Ich bin mitten in einer schwierigen Restaurierung. Ich kann nicht einfach nach München abhauen.«

»Das dauert nur einen Tag – höchstens zwei.«

»Das hast du letztes Mal auch gesagt.«

Schamron, der sein Temperament stets nur mühsam beherrschen konnte, kochte über. Er schlug mit der Faust auf die Tischplatte und schrie Gabriel auf hebräisch an: »Willst du dein dämliches Bild fertigstellen oder willst du mir helfen, den Mörder deines Freundes aufzuspüren?«

»Für dich ist alles immer ganz einfach, was?«

»Ach, wenn's doch so wäre! Also, hilfst du mir – oder muß ich diesen sensiblen Auftrag von einem von Levs Hornochsen ausführen lassen?«

Gabriel tat so, als überlege er noch, aber in Wirklichkeit stand sein Entschluß längst fest. Mit einer raschen Bewegung griff er nach dem Paß und ließ ihn in seiner Jackentasche verschwinden. Gabriel hatte die Hände eines Zauberers und verstand sich wie ein Magier auf Sinnestäuschungen. Der Reisepaß lag da – der Reisepaß war verschwunden. Nun zog Schamron einen braunen Umschlag aus festem Papier aus seiner Manteltasche. Darin fand Gabriel ein Flugticket und eine schwarze Geldbörse, ein teures Schweizer Fabrikat. Er klappte sie auf: israelischer Führerschein, Kreditkarten, Mitgliedsausweis eines teuren Fitneßclubs in Tel Aviv, Kundenkarte eines Videoverleihs und ein größerer Geldbetrag in Euro und Schekel.

»Was bin ich von Beruf?«

»Galeriebesitzer. Deine Geschäftskarten stecken im Reißverschlußfach.«

Gabriel fand die Karten und zog eine heraus:

LANDAU ART GALLERY
SHEINKIN STREET, TEL AVIV

»Gibt's die wirklich?«

»Jetzt schon.«

Der letzte Gegenstand im Umschlag war eine goldene Uhr mit schwarzem Lederband. Gabriel drehte sie um und las die auf der Rückseite eingravierte Widmung: FÜR EHUD IN LIEBE VON HANNAH.

»Nett«, sagte Gabriel anerkennend.

»Kleinigkeiten zählen, das weiß ich aus Erfahrung.«

Armbanduhr, Flugticket und Geldbörse gesellten sich zu dem Reisepaß in Gabriels Tasche. Als die beiden Männer wieder ins Freie traten, kam die langmähnige junge Frau in dem bronzefarbenen Mantel rasch auf Schamron zu. Gabriel erkannte, daß sie die Leibwächterin des Alten war.

»Wohin bist du unterwegs?«

»Wieder nach Tiberias«, antwortete Schamron. »Findest du was Interessantes, schickst du's auf dem üblichen Weg zum King Saul Boulevard.«

»An wen adressiert?«

»An mich. Aber das heißt natürlich nicht, daß der kleine Lev es sich nicht ansieht, deshalb bitte ich um entsprechende Diskretion.«

In der Ferne schlug eine Kirchturmuhrr. Schamron blieb mitten auf dem Campo in der Nähe des Brunnens stehen und sah sich ein letztes Mal um. »Unser erstes Ghetto. Mein Gott, wie ich diesen Ort hasse!«

»Nur schade, daß du im sechzehnten Jahrhundert nicht in Venedig warst«, sagte Gabriel. »Dann hätte der Rat der Zehn nie gewagt, die Juden hier einzusperren.«

»Aber ich *war* hier«, behauptete Schamron nachdrücklich.

»Ich war immer hier. Und ich erinnere mich an alles.«

MÜNCHEN

Zwei Tage später wartete Kommissar Axel Weiss von der Münchner Kriminalpolizei in Zivil und einem beigen Trenchcoat vor dem Haus Adalbertstraße 68. Er schüttelte Gabriel vorsichtig die Hand, als versuche er, ihre Dichte abzuschätzen. Mit seiner dunklen Gesichtsfarbe und den kurzgeschnittenen schwarzen Haaren erinnerte Weiss, ein großer Mann mit schmalem Gesicht und langer Nase, an einen Dobermann. Er ließ Gabriels Hand los und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter.

»Freut mich, Sie kennenzulernen, Herr Landau, auch wenn die Umstände so bedauerlich sind. Ich schlage vor, daß wir uns irgendwo zusammensetzen, um ein bißchen zu reden, bevor wir in die Wohnung hinaufgehen.«

Sie gingen den regennassen Gehsteig entlang weiter. Es war später Nachmittag, und die Lichter von Schwabing flammten allmählich auf. Gabriel konnte deutsche Städte bei Nacht nicht leiden. Der Kriminalbeamte blieb vor einem Café stehen und sah durch die innen beschlagenen Scheiben hinein: Holzfußboden, runde Tische, Studenten und Intellektuelle, die über Bücher gebeugt saßen. »Gut genug für uns, denke ich«, sagte er. Dann öffnete er die Tür und führte Gabriel zu einem hinteren, ruhigen Tisch.

»Von Ihren Leuten im Konsulat habe ich erfahren, daß Sie eine Kunstgalerie besitzen.«

»Ja, das stimmt.«

»In Tel Aviv?«

»Sie kennen Tel Aviv?«

Der Kriminalbeamte schüttelte den Kopf. »Sie haben's dort bestimmt nicht leicht ... mit den Anschlägen und allem.«

»Wir kommen irgendwie zurecht. Das haben wir schon immer getan.«

Eine Bedienung kam an ihren Tisch. Kommissar Weiss bestellte zwei Kaffee.

»Ein Stück Kuchen dazu, Herr Landau?«

Gabriel schüttelte den Kopf. Als die Bedienung gegangen war, fragte Weiss: »Haben Sie eine Karte?«

Es gelang ihm, die Frage scheinbar beiläufig zu stellen, aber Gabriel spürte, daß seine Legende überprüft wurde. Durch seinen Beruf war er außerstande, sich damit zu begnügen, die Dinge so zu sehen, wie sie auf den ersten Blick wirkten. Betrachtete er ein Gemälde, sah er nicht nur die Oberfläche, sondern auch die Untermalungen und Grundierungsschichten. Ähnlich ging es ihm mit den Menschen, die ihm bei seinen Aufträgen begegneten, und den Situationen, in die er dabei kam. Er hatte das deutliche Gefühl, daß Axel Weiss mehr als nur ein gewöhnlicher Münchner Kriminalkommissar war. Gabriel spürte den forschenden Blick des Mannes auf sich ruhen, als er eine der Geschäftskarten, die Schamron ihm in Venedig gegeben hatte, aus seiner Geldbörse zog. Der Kriminalbeamte hielt sie prüfend ans Licht, als suche er Fälschungsspuren.

»Darf ich die behalten?«

»Natürlich.« Gabriel behielt die Geldbörse weiter in der Hand. »Brauchen Sie sonst noch irgendeinen Ausweis?«

Der Kommissar schien diese Frage fast beleidigend zu finden und winkte mit großer Geste ab. »Nein, nein! Selbstverständlich nicht. Ich interessiere mich nur für Kunst, das ist alles.«

Gabriel widerstand der Versuchung, sich davon zu überzeugen, wie wenig sein Gegenüber von Kunst verstand.

»Sie haben mit Ihren Leuten gesprochen?«

Gabriel nickte ernst. Am frühen Nachmittag hatte er das israelische Konsulat aufgesucht, um sich über den Stand der Ermittlungen informieren zu lassen. Ein Konsulatsbeamter hatte ihm einen Ordner mit Ermittlungsberichten der Münchner Kripo und Zeitungsausschnitten gegeben. Der Ordner lag jetzt in Ehud Landaus teurem Aktenkoffer.

»Der Konsulatsbeamte war sehr hilfsbereit«, stellte Gabriel fest. »Aber wenn's Ihnen recht ist, würde ich die Umstände von Benjamins Ermordung gern von Ihnen hören, Herr Kommissar.«

»Natürlich«, sagte der Deutsche.

Die folgenden zwanzig Minuten verbrachte er damit, Gabriel die äußeren Tatumstände minutiös zu schildern. Zeitpunkt des Todes, Todesursache, Kaliber der Tatwaffe, die sorgfältig dokumentierten Todesdrohungen gegen Benjamin, die an den Wänden seines Arbeitszimmers zurückgelassenen Graffiti. Er sprach in dem ruhigen, aber offenen Tonfall, den Polizeibeamte in aller Welt für die Angehörigen von Mordopfern zu reservieren scheinen. Gabriels Verhalten war ein Spiegelbild der freimütigen Art des Kommissars. Er spielte nicht den zutiefst Betroffenen. Er tat nicht so, als bereiteten ihm die grausigen Umstände des Todes seines Halbbruders besondere Schmerzen. Er war Israeli. In Tel Aviv waren gewaltsame Tode fast alltäglich. Die Trauerperiode war vorbei. Nun wurde es Zeit, Antworten zu verlangen und klar zu denken.

»Wozu der Schuß ins Knie, Herr Kommissar?«

Weiss schob die Unterlippe vor und legte seinen schmalen Kopf leicht schief. »Das wissen wir nicht genau. Vielleicht hat es einen Kampf gegeben. Oder vielleicht sollte er gefoltert werden.«

»Aber Sie haben mir erzählt, keiner der anderen Hausbewohner habe etwas gehört. Wäre er gefoltert worden, hätten

seine Schreie doch in anderen Teilen des Gebäudes zu hören gewesen sein müssen.«

»Wie ich schon gesagt habe, sind wir uns unserer Sache nicht ganz sicher, Herr Landau.«

»Entspricht ein Schuß ins Knie dem Schema anderer Morde, die von Rechtsextremisten verübt wurden?«

»Das kann ich nicht behaupten.«

»Haben Sie irgendwelche Verdächtigen?«

»Im Zusammenhang mit dem Mord befragen wir eine größere Anzahl von Personen. Mehr kann ich Ihnen im Augenblick leider nicht sagen.«

»Sind Sie der Möglichkeit nachgegangen, sein Tod könnte irgendwie mit seiner Lehrtätigkeit an der Universität zusammenhängen? Daß zum Beispiel ein unzufriedener Student ihn ermordet haben könnte?«

Der Kriminalbeamte rang sich ein Lächeln ab, aber seine Geduld wurde offensichtlich auf eine harte Probe gestellt. »Ihr Bruder war sehr beliebt. Seine Studenten haben ihn verehrt. Außerdem war er für dieses Semester von seinen Lehrverpflichtungen befreit.« Der Kommissar machte eine Pause und betrachtete Gabriel forschend. »Das wußten Sie doch, Herr Landau?«

Gabriel hielt es für besser, nicht zu lügen: »Nein, leider nicht. Wir hatten schon länger nicht mehr miteinander gesprochen. Aus welchem Grund war Benjamin von seinen Lehrverpflichtungen befreit?«

»Der Dekan seiner Fakultät hat uns mitgeteilt, er habe an einem neuen Buch gearbeitet.« Weiss trank seinen Kaffee aus. »Sehen wir uns jetzt die Wohnung an?«

»Ich habe nur noch eine Frage.«

»Und die wäre, Herr Landau?«

»Wie ist der Mörder ins Haus gekommen?«

»Das kann ich Ihnen sagen«, antwortete der Kriminalbeamte. »Obwohl Ihr Bruder häufig Morddrohungen erhalten hat,

hat er in einem sehr unsicheren Gebäude gewohnt. Die dortigen Bewohner überlegen nicht lange, wen sie ins Haus lassen. Klingelt jemand und ruft ›Werbung!‹ in die Sprechanlage, wird der Türöffner gedrückt. Eine Studentin im Stockwerk über Professor Stern ist sich ziemlich sicher, daß sie den Mörder hereingelassen hat. Sie macht sich deswegen noch immer Vorwürfe. Sie hatte Ihren Bruder offenbar sehr gern.«

Sie liefen im Dauerregen in die Adalbertstraße zurück. Der Kommissar drückte einen Knopf der Klingelanlage. Gabriel merkte sich den Namen daneben: L. RATZINGER – HAUSMEISTERIN. Wider Erwarten meldete sich keine Stimme, statt dessen öffnete eine kleine, grimmig dreinblickende Frau, in deren braunen Augen ein gehetzter Ausdruck stand, die Haustür einen Spaltbreit. Sie erkannte Weiss und machte die Tür ganz auf.

»Grüß Gott, Frau Ratzinger«, sagte der Kripobeamte. »Dies ist Ehud Landau, Benjamin Sterns Bruder. Er ist gekommen, um dessen Angelegenheiten zu ordnen.«

Die Alte sah zu Gabriel hinüber und nickte. Dann wandte sie sich ab, als bereite sein Anblick ihr Unbehagen.

In der Eingangshalle empfing Gabriel ein stechender Geruch, der ihn an die Lösungsmittel erinnerte, die er zum Entfernen von Firnissschichten gebrauchte. Als er um die Ecke blickte, entdeckte er den Schönheitssalon. Eine dicke Frau, die gerade bei einer Pediküre saß, sah von einer Modezeitschrift auf. Gabriel drehte sich weg. Benjamin, der ewige Student, sagte er sich. Benjamin wird sich in einem Haus wie diesem wohlfühlt haben.

An der Wand gegenüber der Haustür hing eine Reihe Briefkästen aus Stahlblech. Benjamins Kasten trug noch immer seinen Namen. Durch das kleine Fenster konnte Gabriel erkennen, daß er leer war.

Die Alte, in deren Hand ein Schlüsselbund klirrte, führte

sie die spärlich beleuchtete Treppe hinauf. Vor Benjamins Wohnung blieb sie stehen. Am Türrahmen waren noch Überreste des Siegels zu erkennen, mit dem die Kripo den Tatort gesichert hatte, und auf dem Fußabtreter lag ein Strauß vertrockneter Rosen. An der Wand klebte ein Schild, auf das jemand verzweifelt gekritzelt hatte: *Liebe ist stärker als Haß*. Irgend etwas an der idealistischen Naivität dieses Slogans verbitterte Gabriel. Dann fiel ihm ein, daß Leah das gleiche zu ihm gesagt hatte, als er nach Europa abgereist war, um in Schamrons Auftrag Palästinenser zu töten.

»Liebe ist stärker als Haß, Gabriel. Was du auch tust – du darfst sie nicht hassen. Haßt du sie, wirst du genau wie Schamron.«

Die alte Frau schloß die Wohnungstür auf und ging, ohne Gabriel noch einmal anzusehen. Er fragte sich, weshalb ihr in seiner Gegenwart unwohl war. Vielleicht lag das an ihrem Alter. Vielleicht gehörte sie zu einer Generation, die sich in Anwesenheit von Juden noch immer nicht wohlfühlen konnte.

Weiss führte Gabriel in das vordere Zimmer, das auf die Adalbertstraße hinausging. Inzwischen war es fast dunkel. Der Kriminalbeamte knipste Benjamins Schreibtischlampe an. Gabriel sah zu Boden und trat rasch einen Schritt zurück. Der Teppich war mit Benjamins Blut getränkt. Als er den Kopf wieder hob, sah er die Graffiti an den Wänden. Kommissar Weiss deutete auf das erste Symbol, eine Raute auf einem Ständer, der an ein umgekehrtes V erinnerte.

»Das ist die sogenannte Odinsrune«, sagte Weiss. »Ein altes nordisches Zeichen, das Anhänger des heidnischen Wotansglaubens verwenden.«

»Und das zweite?« fragte Gabriel, obwohl er die Antwort bereits kannte.

Der Kommissar betrachtete es einen Augenblick, bevor er antwortete. Dreimal die Zahl sieben, unten miteinander verbunden, von einem Meer aus roter Farbe umgeben.

»Das sind die Drei Siebener oder das Dreigezackte Hakenkreuz«, sagte der Deutsche. »Ein Symbol der Überlegenheit über den Teufel, der bekanntlich durch die Zahl 666 dargestellt wird.«

Gabriel trat einen Schritt vor und legte den Kopf leicht schräg, als begutachte er ein Gemälde, das restauriert werden mußte. Seinem wohlgeschulten Auge erschien es, als sei der Sprühkünstler kein Überzeugungstäter, sondern ein Nachahmer gewesen. Und dann fiel ihm noch etwas anderes auf. Die Haßsymbole waren vermutlich nur Augenblicke nach der Ermordung Benjamins an die Wand gesprüht worden – und trotzdem waren alle Linien sauber ausgeführt und gerade, ohne Streß oder Panik erkennen zu lassen. Ein Mann, der das Morden gewöhnt ist, dachte Gabriel. Ein Mann, den es nicht stört, mit Toten zusammenzusein.

Er trat an den Schreibtisch. »Ist Benjamins Computer als Beweismittel beschlagnahmt worden?«

Weiss schüttelte den Kopf. »Gestohlen.«

Gabriel betrachtete den Safe, der geöffnet und leer war.

»Auch gestohlen«, sagte der Kommissar, der damit die nächste Frage vorwegnahm.

Gabriel zog ein kleines Notizbuch und einen Kugelschreiber aus der Jackentasche. Der Polizeibeamte ließ sich schwer aufs Sofa fallen, als sei er den ganzen Tag auf Streife gewesen.

»Ich muß in der Wohnung bleiben, während Sie die Inventarliste aufstellen. Tut mir leid, aber das ist Vorschrift.« Er lockerte seine Krawatte. »Lassen Sie sich ruhig Zeit, Herr Landau. Und egal, was Sie tun, versuchen Sie auf keinen Fall, irgendwas mitzunehmen, ja? Auch das ist Vorschrift.«

In Anwesenheit des Kriminalbeamten konnte Gabriel nicht so gründlich arbeiten, wie er es sich gewünscht hätte. Er fing mit dem Schlafzimmer an. Das Bett war nicht gemacht,

und auf dem abgewetzten Ledersessel lag ein Stapel frischer Wäsche – noch in Papier mit dem Aufdruck einer Wäscherei verpackt. Auf dem Nachttisch sah er eine schwarze Augenmaske und Ohrenstöpsel aus Schaumgummi. Benjamin, daran erinnerte Gabriel sich jetzt, hatte einen chronisch leichten Schlaf gehabt. Die dunklen Vorhänge waren schwer und dicht wie die eines Mannes, der nachts arbeitet und tagsüber schläft. Als Gabriel sie aufzog, hüllte ihn eine Staubwolke ein.

Die folgende halbe Stunde verbrachte er damit, Kleiderschrank, Kommode und Nachttisch genauestens zu durchsuchen. Für den Fall, daß Kommissar Weiss einen Blick auf seine Inventarliste werfen wollte, machte er sich genaue Notizen in seinem in Leder gebundenen Notizbuch. In Wirklichkeit entdeckte er nichts Ungewöhnliches.

Er ging in das zweite Schlafzimmer hinüber. Dort standen die Wände voller Bücherregale und Aktenschränke. Benjamin hatte den Raum offenbar als Archiv genutzt. Hier sah es aus, als sei eine Bombe detoniert. Der Fußboden war voller Bücher, und alle Aktenschränke waren aufgerissen. Gabriel fragte sich, wer an dieser Unordnung schuld war: die Münchner Polizei oder Benjamins Mörder.

Seine Suche dauerte fast eine Stunde lang. Er blätterte alle Akten und die Seiten eines jeden Buchs durch. Weiss erschien einmal in der Tür, um zu sehen, wie er vorankam; dann gähnte er und ging ins Wohnzimmer zurück. Gabriel machte sich auch hier umfangreiche Notizen, um sie notfalls vorweisen zu können, fand aber nichts, was auf eine Verbindung zwischen Benjamin und dem Dienst hinwies – und erst recht keinen Hinweis auf seinen Mörder.

Er kehrte ins Wohnzimmer zurück. Weiss sah sich auf Benjamins Fernseher die Abendnachrichten an. Er schaltete das Gerät aus, als Gabriel hereinkam. »Fertig?«

»Hatte mein Bruder hier einen Lagerraum?«

Der Kriminalbeamte nickte. »Ein Kellerabteil wie jeder Mieter dieses Hauses.«

Gabriel hielt die Hand auf. »Kann ich den Schlüssel haben?«

Es war Frau Ratzinger, die Gabriel in den Keller begleitete und ihn durch einen Korridor mit schmalen Türen auf beiden Seiten führte. Sie blieb vor einer stehen, die wie Benjamins Wohnungstür mit 2B bezeichnet war. Die Alte schloß auf und zog an der Schnur, die eine Deckenleuchte einschaltete. Eine Motte flatterte auf und streifte Gabriels Wange. Die Frau nickte ihm zu und zog sich wortlos zurück.

Gabriel begutachtete das Kellerabteil. Es war nur wenig größer als ein begehrter Schrank, ungefähr zwei mal zweieinhalb Meter, und roch nach Leinsamenöl und Feuchtigkeit. Er sah einen verrosteten Fahrradrahmen ohne Vorder-
rad, uralte Skier und unbeschriftete Kartons, die sich bis unter die wasserfleckige Decke stapelten.

Er stellte das defekte Fahrrad und die Skier hinter sich und fing an, die Kartons mit Benjamins Sachen durchzusehen. In mehreren fand er gebundene Skripte und alte Notizbücher mit Spiralbindung – das Treibgut eines in Hörsälen und Bibliotheken verbrachten Akademikerlebens. Andere Kartons enthielten staubige alte Bücher, die Benjamin vermutlich nicht wichtig genug gewesen waren, um oben in seiner Wohnung aufbewahrt zu werden. Mehrere Kartons waren mit noch eingeschweißten Exemplaren von Benjamins letztem Buch *Verschwörung am Wannsee, eine Neubewertung* vollgepackt.

Der letzte Karton enthielt nur rein persönliche Dinge. Gabriel fühlte sich unbefugt, darin herumzuwühlen. Er fragte sich, was er empfinden würde, wenn die Rollen anders verteilt wären – wenn Schamron jemanden vom Dienst ent-

sandt hätte, um *seine* Sachen durchwühlen zu lassen. Und was hätte er gefunden? Nur, was Gabriel von sich hätte offenbaren wollen: Lösungsmittel und Pigmente, die Pinsel und seine Palette, eine umfangreiche Sammlung von Künstlermonographien. Eine Beretta auf seinem Nachttisch.

Er atmete tief durch und machte weiter. In einer Zigarenkiste fand er eine Sammlung von oxydierten Medaillen an bunten Bändern und erinnerte sich daran, daß Benjamin bei Schulsportfesten viele Laufwettbewerbe gewonnen hatte. Ein großer Umschlag enthielt Familienphotos. Wie Gabriel war Benjamin ein Einzelkind gewesen. Seine Eltern hatten die Schrecken von Riga überlebt, nur um dann auf der Straße nach Haifa bei einem Verkehrsunfall umzukommen. Unter dem Umschlag fand er einen Stapel Briefe. Das Papier war honigfarben und duftete noch immer nach Flieder. Gabriel las ein paar Zeilen, dann legte er den Stapel rasch beiseite. *Vera* ... Benjamins einzige große Liebe. Wie viele Nächte hatte er in irgendeiner schäbigen sicheren Wohnung wach gelegen und sich Benjamins Gejammer darüber angehört, daß die betörende Vera ihn für alle anderen Frauen verdorben habe? Gabriel war sich ziemlich sicher, daß er sie mehr gehaßt hatte, als Benjamin je dazu in der Lage gewesen war.

Der letzte Gegenstand war eine Eckspannmappe aus Pappe. Gabriel öffnete sie und fand darin einen Stapel Zeitungsausschnitte. Er überflog die Überschriften: ELF ISRAELISCHE SPORTLER UND TRAINER IM OLYMPIADORF ALS GEISELN GENOMMEN ... TERRORISTEN FORDERN FREILASSUNG PALÄSTINENSISCHER UND DEUTSCHER HÄFTLICHE ... SCHWARZER SEPTEMBER ...

Gabriel ließ die Gummis wieder zuschnappen.

Ein altes Schwarzweißphoto war herausgerutscht. Gabriel hob es vom Fußboden auf. Zwei Jungen, beide in Jeans,

beide mit Rucksack. Auf den ersten Blick vielleicht zwei junge Deutsche, die einen Sommer lang durch Europa trampelten. Die Aufnahme war in Antwerpen an einem Scheidekai gemacht worden. Links stand spitzbübisch lächelnd Benjamin, dem schwarze Locken in die Stirn fielen, und hatte seinem Gefährten einen Arm um die Schultern gelegt.

Benjamins Begleiter wirkte ernst und mürrisch, als habe er keine Lust, sich mit etwas so Trivialem wie einem Erinnerungsphoto abzugeben. Er trug eine Sonnenbrille, sein Haar war kurz geschnitten, und obwohl er kaum älter als zwanzig war, hatte er schon graue Schläfen. »Das Mal eines Jungen, der Männerarbeit geleistet hat«, hatte Schamron dazu gesagt. »Aschespuren am Fürsten des Feuers.«

Gabriel war von den Zeitungsausschnitten über das Olympia-Massaker nicht begeistert. Eine Mappe in dieser Größe konnte er unmöglich an Kommissar Weiss vorbeischmuggeln. Den Schnappschuß konnte er dagegen leicht verschwinden lassen. Er steckte das Photo in Herrn Landaus teure Geldbörse und schob sie zurück in seine Tasche. Dann zwängte er sich aus dem Kellerraum heraus und zog die Tür hinter sich zu.

Frau Ratzinger wartete auf dem Korridor. Gabriel fragte sich, wie lange sie dort schon stehen mochte, hatte aber nicht den Mut, sie danach zu fragen. Sie hielt einen kleinen Luftpolsterumschlag in der Hand. Er konnte sehen, daß er an Benjamin adressiert und bereits geöffnet war.

Die alte Frau hielt ihm den Umschlag hin. »Ich dachte, die würden Sie haben wollen«, sagte sie auf deutsch.

»Was ist da drin?«

»Benjamins Brille. Er hat sie in einem Hotel in Italien liegenlassen. Der Portier war so freundlich, sie ihm nachzuschicken. Leider ist sie erst nach seinem Tod angekommen.«

Gabriel nahm den Umschlag entgegen, öffnete die Klappe

und zog die Brille heraus. Sie war die Brille eines Gelehrten: aus Kunststoff und unmodern, angekaut und verkratzt. Er sah nochmals in den Luftpolsterumschlag und entdeckte darin eine Ansichtskarte. Als er den Umschlag umdrehte, fiel die Karte in seine Handfläche. Das Photo zeigte ein ockergelbes Hotel an einem saphirgrünen oberitalienischen See. Gabriel drehte die Karte um und las, was auf der Rückseite stand:

Viel Glück mit Ihrem Buch, Professor Stern!

Giancomo

Kommissar Weiss bestand darauf, Gabriel in sein Hotel zu fahren. Da Herr Landau noch nie in München gewesen war, mußte Gabriel sich begeistert über die von Neonlampen erhellte klassizistische Pracht des Stadtzentrums äußern. Ihm fiel auch auf, daß Weiss die Fahrt geschickt um fünf Minuten verlängerte, indem er mehrere Abbiegemöglichkeiten ignorierte.

Schließlich erreichten sie die schmale, gepflasterte St.-Anna-Straße im Stadtbezirk Lehel. Weiss hielt vor dem Hotel »Opera«, drückte Gabriel seine Karte in die Hand und sprach ihm erneut sein Beileid zu Herrn Landaus Verlust aus. »Wenn ich sonst noch irgendwas für Sie tun kann, brauchen Sie es nur zu sagen.«

»Eine Bitte habe ich noch«, sagte Gabriel. »Ich würde gern mit dem Dekan von Benjamins Fakultät sprechen. Haben Sie seine Telefonnummern?«

»Ah, Professor Berger. Natürlich.«

Der Kriminalbeamte zog einen elektronischen Organizer aus der Tasche, fand die Nummern und las sie vor. Gabriel notierte sie sich demonstrativ auf der Rückseite von Weiss' Karte, obwohl das überflüssig war; hatte er einmal eine Nummer gehört, blieb sie unauslöschlich in sein Gedächtnis eingegraben.

Gabriel bedankte sich bei Weiss und ging nach oben. Er gab eine Bestellung beim Zimmerservice auf und verzehrte ein leichtes Abendessen aus Gemüsesuppe und Omelette. Dann duschte er und nahm die Akte, die der Konsulatsbeamte ihm am Nachmittag gegeben hatte, mit ins Bett. Er las sie von vorn bis hinten sorgfältig durch, schloß sie dann wieder, starrte die Zimmerdecke an und horchte auf den Regen, der an die Fensterscheiben klopfte.

Wer hat dich umgebracht, Berti? Ein Neonazi? Nein, das bezweifelte Gabriel. Er hatte den Verdacht, daß die Odinsrunen und die Drei Siebener nur Tarnung waren. Aber weshalb war er dann ermordet worden? Gabriel hatte bereits eine Arbeitshypothese. Benjamin war von seinen Lehrverpflichtungen entbunden gewesen, um ein neues Buch schreiben zu können, aber in seiner Wohnung hatte Gabriel keinen Hinweis darauf gefunden, daß er an irgend etwas gearbeitet hatte. Keine Notizen. Keine Unterlagen. Kein Manuskript. Nur ein auf die Rückseite einer Ansichtskarte aus Italien gekritzelter Gruß: Viel Glück mit Ihrem Buch, Professor Stern! – Giacomo.

Er klappte seine Geldbörse auf und zog das Photo heraus, das er aus dem Kellerraum mitgenommen hatte. Gabriel war mit einem Gedächtnis geschlagen, das ihn nie etwas vergessen ließ. Ihm stand noch vor Augen, wie Benjamin seine Kamera einem hübschen belgischen Mädchen in die Hand gedrückt hatte, wie Benjamin ihn am Arm ans Geländer gezogen hatte. Er wußte sogar noch, was Benjamin gesagt hatte, als er Gabriel den Arm um die Schultern gelegt hatte.

»Du sollst lächeln, Arschloch.«

»Das ist nicht lustig, Beni.«

»Kannst du dir vorstellen, was der Alte sagen würde, wenn er sähe, daß wir hierfür ein Photo posieren?«

»Dafür reißt er uns den Arsch auf.«

»Keine Angst, ich verbrenne es.«

Genau das tat Gabriel fünf Minuten später im Waschbecken des Hotelbadezimmers.

Kommissar Axel Weiss wohnte in Bogenhausen, einem Münchner Wohnviertel rechts der Isar, aber er fuhr nicht nach Hause. Nachdem er den Israeli vor seinem Hotel abgesetzt hatte, parkte er in einer schlecht beleuchteten Seitenstraße und beobachtete den Eingang des Hotels »Opera«. Eine halbe Stunde später wählte er auf seinem Handy eine Nummer in Rom.

»Hier ist der Chef«, meldete sich eine englische Stimme mit starkem italienischem Akzent.

»Ich fürchte, wir haben ein Problem.«

»Ja? Das müssen Sie mir genau erzählen.«

Der Kriminalbeamte schilderte sorgfältig die Ereignisse dieses Nachmittags und Abends. Er wußte, wie man sich ausdrücken mußte, wenn man abgehört werden konnte, und achtete darauf, keine Einzelheiten zu nennen. Außerdem kannte der Mann am anderen Ende sie bereits.

»Können Sie den Betreffenden überwachen lassen?«

»Ja, aber wenn er ein Profi ist ...«

»Tun Sie's!« knurrte der Mann in Rom. »Und beschaffen Sie uns ein Photo.«

Dann brach die Verbindung ab.

5

VATIKANSTADT

»Kardinal Brindisi. Ich freue mich, Euch zu sehen.«

»Euer Heiligkeit.«

Kardinalstaatssekretär Marco Brindisi beugte sich über den dargebotenen Fischerring. Seine Lippen berührten ihn nur flüchtig. Dann richtete er sich wieder auf und starrte dem Papst mit an Unverschämtheit grenzendem Selbstbewußtsein direkt ins Gesicht. Brindisi, eine hagere Gestalt mit verkniffenem Gesicht und pergamentartiger Haut, schien über dem Fußboden der päpstlichen Gemächer zu schweben. Seine Soutane stammte aus dem Maßatelier in der Nähe der Piazza della Minerva, das die Päpste einkleidete. Sein Brustkreuz aus massivem Gold zeugte von dem Reichtum und Einfluß seiner Angehörigen und Gönner. Weiße Lichtreflexe auf seinen kleinen, runden Brillengläsern tarnten ein Paar humorloser blaßblauer Augen.

Als Staatssekretär überwachte Brindisi das interne Funktionieren des Stadtstaats Vatikan ebenso wie seine diplomatischen Beziehungen zum Rest der Welt. Eigentlich war er der Ministerpräsident des Vatikans und damit der zweitmächtigste Mann der römisch-katholischen Kirche. Trotz seines enttäuschenden Abschneidens im Konklave konnte der doktrinäre Kardinal weiter auf eine sorgfältig gepflegte Anhängerschaft innerhalb der Kurie bauen, die ihm eine Hausmacht verlieh, wie sie selbst der Papst kaum besaß. Tatsächlich war sich Paul VII. durchaus nicht im klaren darüber, wer bei einer Machtprobe gesiegt hätte: er oder der schweigsame Kardinal.

Die beiden Männer kamen regelmäßig einmal die Woche zum Mittagessen zusammen. Das war der Teil der Woche, den der Papst am meisten fürchtete. Manche seiner Vorgänger hatten sich für Details von Kirchenangelegenheiten begeistern können und jeden Tag Aktenberge durchgearbeitet. Zu Zeiten von Pius XII. und Paul VI. hatte das Licht im päpstlichen Arbeitszimmer stets bis nach Mitternacht gebrannt. Lucchesi verwandte seine Zeit lieber auf Spirituelles und verabscheute die Beschäftigung mit dem Kurienalltag. Leider hatte er noch keinen Staatssekretär, dem er traute, deshalb versäumte er kein Mittagessen mit Kardinal Brindisi.

Sie saßen sich in dem schlichten Speisezimmer der päpstlichen Gemächer gegenüber: der Papst in weißer Soutane und weißem zucchetto, der Kardinal in schwarzer Soutane mit scharlachrotem Gürtel und ebensolchem Scheitelkäppchen. Wie immer schien Brindisi vom Essen enttäuscht zu sein. Das gefiel dem Heiligen Vater. Der Papst wußte, daß Brindisi ein Gourmet war, der seine Abende gern damit verbrachte, die kulinarischen Köstlichkeiten des Restaurants »L'Eau Vive« zu genießen. Deshalb bat er seine Nonnen an jenem Wochentag immer, etwas besonders Einfallsloses zu kochen. Heute bestand das Menü aus einer undefinierbaren Fleischbrühe, der ein trockener Kalbsbraten mit faden Salzkartoffeln folgte. Der Kardinal nannte die Speisenfolge »interessant« und versuchte, sich nichts anmerken zu lassen.

Eine Dreiviertelstunde lang ließ sich Brindisi über Angelegenheiten der Kurie aus, von denen eine langweiliger war als die nächste. Eine Personalkrise in der Kongregation für Gottesverehrung und Reinheit der Sakramente. Ein Streit im Päpstlichen Rat für die Seelsorge bei Migranten und Wanderarbeitern. Ein Bericht über das monatliche Treffen der Führungsspitze der Vatikanbank. Anschuldigungen, ein bestimmter Monsignore aus der Kongregation für die Geistlichkeit mißbrauche Dienstwagen für Privatfahrten. Immer

wenn Brindisi eine Atempause machte, murmelte der Papst: »Ah, wie interessant, Euer Eminenz«, während er sich fragte, was ihn Probleme mit Dienstwagen angingen.

»Ich fürchte, wir müssen eine Angelegenheit besprechen, die ...«, der pedantische Kardinal räusperte sich und tupfte sich mit seiner Serviette die Lippen. »Eine etwas unangenehme Sache, Euer Heiligkeit. Aber vielleicht wäre dies eine gute Gelegenheit.«

»Bitte, Euer Eminenz«, sagte der Papst rasch, weil er jeden Themenwechsel begrüßte, der das Einerlei des Kurienalltags durchbrechen konnte. »Ich bin ganz Ohr.«

Brindisi legte seine Gabel weg wie ein Mann, der sich nach langer Belagerung ergibt, und faltete die Hände unter dem Kinn. »Unser alter Freund von der *Repubblica* scheint wieder mal Ärger zu machen. Bei der Arbeit an einem langen Profil von Eurer Heiligkeit für die Osterausgabe seiner Zeitung hat er einige ...« – eine nachdenkliche Pause, ein Blick gen Himmel mit der Bitte um Inspiration – »... einige *Widersprüchlichkeiten* in bezug auf Eure Kindheit ausgegraben.«

»Was für Widersprüchlichkeiten?«

»Widersprüchlichkeiten in bezug auf das Sterbedatum Eurer Mutter. Wie alt Ihr wart, als Ihr Waise wurdet. Wo Ihr aufgewachsen seid. Wer sich um Euch gekümmert hat. Er ist ein umtriebiger Journalist, ein ständiger Dorn im Fleisch des Sekretariats. Er schafft es, Dinge ans Tageslicht zu bringen, die wir lieber begraben gelassen hätten. Ich habe meinem Stab eingeschärft, daß niemand ohne Genehmigung des Pressamts mit ihm reden darf, aber aus irgendeinem Grund ...«

»Irgendwie reden doch Leute mit ihm.«

»Das scheint der Fall zu sein, Euer Heiligkeit.«

Der Papst schob seinen leeren Teller von sich und atmete geräuschvoll aus. In den Tagen nach dem Konklave hatte er die Öffentlichkeit rückhaltlos über seine Kindheit informie-

ren wollen, aber in Kurie und Presseamt waren viele der Ansicht gewesen, die Welt sei noch nicht auf einen Papst vorbereitet, der als Straßenjunge aufgewachsen war und sich mit Kopf und Fäusten durchgeschlagen hatte, bis er eines Tages zum Glauben gefunden hatte. Das war ein Beispiel für genau die Kultur von Geheimhaltung und Täuschung, die Lucchesi am Vatikan verabscheute. Aber zu Beginn seiner Amtszeit hatte er kein wertvolles politisches Kapital verspielen wollen. Deshalb hatte er widerstrebend zugestimmt, einige der weniger heiligen Aspekte seiner Kindheit und Jugend zu vertuschen.

»Es war ein Fehler, der Welt zu erzählen, ich sei in Padua in einer intakten Familie voller Demut vor Jesus und Maria aufgewachsen, bevor ich mit fünfzehn ins Seminar eingetreten bin. Euer Freund bei der *Repubblica* wird die Wahrheit herausbekommen.«

»Überlaßt die *Repubblica* mir. Wir haben Mittel, unbotmäßige Journalisten zur Raison zu bringen.«

»Zum Beispiel?«

»Wir lassen ihn Euer Heiligkeit nicht mehr auf Auslandsreisen begleiten. Er verliert seine Zulassung beim Presseamt und wird von Pressekonferenzen ausgeschlossen.«

»Das erscheint mir überzogen.«

»Ich bezweifle, daß es dazu kommen wird. Ich bin sicher, wir können ihn von der Wahrheit überzeugen.«

»Von welcher?«

»Daß Ihr in Padua in einer intakten Familie in Demut vor Jesus und Maria aufgewachsen seid.« Brindisi lächelte und schnippte eine unsichtbare Brotkrume von seiner Soutane. »Aber wenn man gegen solche Unterstellungen ankämpft, kann es nützlich sein, das gesamte Bild zu kennen, damit man weiß, was noch kommen könnte.«

»Was schlägt Ihr vor?«

»Eine kurze Denkschrift. Die bekommt außer mir nie-

mand zu sehen und wird von mir nur benützt, um Eure Verteidigung zu planen – falls dies erforderlich sein sollte.«

»Lernt man solche taktischen Finessen beim Studium des Kirchenrechts, Marco?«

Brindisi lächelte. »Manche Dinge sind universell, Euer Heiligkeit.«

»Gut, Ihr erhaltet ein Memorandum.«

Papst und Kardinal verstummten, als zwei Nonnen eintraten, um das Geschirr abzutragen und den Espresso zu servieren. Lucchesi rührte Zucker in seinen Kaffee, dann sah er zu Brindisi auf.

»Auch ich habe etwas, das ich besprechen möchte. Es betrifft die Sache, über die wir vor einigen Monaten diskutiert haben – meine Initiative, den Brückenbau zur Überwindung der Kluft zwischen Katholiken und Juden fortzusetzen.«

»Sehr interessant, Euer Heiligkeit.« Als Mann, der in seiner Karriere die bürokratische Leiter der Kurie erstiegen hatte, verstand Brindisi sich darauf, seinen Tonfall sorgfältig unverbindlich zu halten.

»Als Bestandteil dieser Initiative beabsichtige ich, eine Studie zur Reaktion der Kirche auf den Holocaust in Auftrag zu geben. Dazu werden alle relevanten Dokumente aus den vatikanischen Geheimarchiven zur Verfügung gestellt, und diesmal legen wir den Historikern und sonstigen Fachleuten, die wir für dieses Projekt auswählen, keinen Maulkorb an.«

Kardinal Brindisis ohnehin schon blasses Gesicht büßte den letzten Rest Farbe ein. Er legte seine Zeigefinger wie einen Kirchturm aneinander, drückte sie an die Unterlippe und bemühte sich, die Fassung zurückzugewinnen, bevor er Widerspruch einlegte: »Wie Ihr natürlich wißt, Euer Heiligkeit, hat Euer Vorgänger eine derartige Untersuchung in Auftrag gegeben und im Jahr 1998 der Weltöffentlichkeit

vorgelegt. Ich sehe keine Notwendigkeit, das Werk des Polen zu wiederholen, wenn es so viele andere – und meiner Einschätzung nach erheblich wichtigere – Probleme gibt, vor denen die Kirche gegenwärtig steht.«

»*Wir erinnern uns?* Statt dessen hätte es *Wir entschuldigen uns* oder *Wir bitten um Verzeihung* heißen sollen. Die Untersuchung ist nicht weit genug gegangen – nicht als Gewissensforschung, nicht bei ihrer Suche nach Wahrheit. Sie war nur eine weitere Kränkung eben jenes Volkes, dessen Wunden wir angeblich heilen wollten. Was hat sie schließlich ausgesagt? Die Kirche hat nichts Unrechtes getan. Wir haben zu helfen versucht. Manche von uns haben mehr geholfen als andere. Nicht wir, sondern die Deutschen waren die eigentlichen Mörder, aber wir bedauern trotzdem, was geschehen ist. Ein schändliches Dokument.«

»Manche könnten Eure Art, über die Arbeit eines Vorgängers zu sprechen, für schändlich halten.«

»Ich habe nicht die Absicht, die Bemühungen des Polen zu verdammen. Er hatte das Herz am rechten Fleck, aber ich vermute, daß die Kurie nicht rückhaltlos hinter ihm stand ...« – *Männer wie du*, dachte Lucchesi – »... so daß die Aussagen der Studie seltsam vage blieben. Aus Respekt vor dem Polen werde ich die neue Untersuchung als Fortsetzung seiner guten Arbeit bezeichnen.«

»Unabhängig davon, welche Deutung Ihr ihr zu geben versucht, wird jede neue Studie als verdeckte Kritik angesehen werden.«

»Ihr habt der Kommission angehört, die *Wir erinnern uns* zusammengestellt hat, nicht wahr?«

»Allerdings, Euer Heiligkeit.«

»Zehn Jahre, um vierzehn Seiten zu schreiben.«

»Abwägung und Genauigkeit brauchen ihre Zeit.«

»Beschönigungen auch.«

»Ich verwahre mich gegen ...«

Der Papst ließ ihn nicht zu Wort kommen: »Seid Ihr gegen neuerliche Untersuchungen, weil Ihr fürchtet, sie könnten Schande über die Kirche bringen, oder weil Ihr Euch ausrechnet, sie könnten Eure Chancen verringern, mein Nachfolger zu werden, wenn ich einmal nicht mehr bin?«

Brindisi ließ die Hände sinken und blickte dann kurz gen Himmel, als bereite er sich auf eine Lesung aus der Bibel vor. »Ich bin gegen eine Wiederaufnahme der Untersuchungen, weil sie nichts anderes bewirken werden, als unsere Feinde mit frischer Munition zu versorgen.«

»Noch riskanter sind unsere fortwährenden Täuschungs- und Ausweichmanöver. Sprechen wir nicht nachdrücklich und ehrlich, verrichten wir mit eigenen Händen das Werk unserer Feinde. Dann vernichten wir uns selbst.«

»Gestattet *mir*, nachdrücklich und ehrlich zu sprechen, Euer Heiligkeit. Eure Naivität in dieser Angelegenheit ist schockierend. Nichts, was die Kirche sagen kann, wird die Kritiker, die uns verdammen, jemals zufriedenstellen. Es hieße nur Öl ins Feuer gießen. Ich darf und werde nicht zulassen, daß Ihr den Ruf von Päpsten und der Kirche durch diese Torheit mit Füßen tretet. Pius XII. hat die Heiligsprechung, keine weitere Kreuzigung verdient.«

Pietro Lucchesi mußte erst noch lernen, die äußeren Zeichen päpstlicher Macht zu genießen, aber der offenkundige Ungehorsam, der aus Brindisis Antwort sprach, weckte seinen Zorn. Er zwang sich dazu, völlig ruhig zu sprechen. Trotzdem schwang in seiner Stimme ein Unterton von Wut und Herablassung mit, den sein Gegenüber sehr wohl bemerkte: »Ich kann Euch versichern, Marco, daß alle, die sich wünschen, Pius möge heiliggesprochen werden, ihre Hoffnung auf den Ausgang des nächsten Konklaves werden setzen müssen.«

Der Kardinal ließ seinen langen, spinnenartigen Zeigefinger um den Rand seiner Espressotasse kreisen, während er

sich auf einen weiteren Sturmangriff vorbereitete. Schließlich räusperte er sich und sagte: »Der Pole hat sich bei zahlreichen Anlässen für die Sünden mancher Söhne und Töchter der Kirche entschuldigt. Auch andere Prälaten haben Entschuldigungen ausgesprochen. Manche, beispielsweise unsere Brüder in Frankreich, sind viel weiter gegangen, als ich befürwortet hätte. Aber die Juden und ihre Freunde in den Medien werden sich nicht zufriedengeben, bis wir eingestehen, daß wir *unrecht* gehandelt haben – daß Seine Heiligkeit Papst Pius XII., ein großer und heiliger Mann, gefehlt hat. Was sie nicht verstehen – was auch Ihr zu vergessen scheint, Euer Heiligkeit –, ist die Tatsache, daß die Kirche als Verkörperung Christi auf Erden nicht *unrecht* haben kann. Die Kirche ist die Wahrheit selbst. Würden wir eingestehen, daß die Kirche – oder der Papst – irren können ...« Er ließ den Satz unvollendet, fügte aber hinzu: »Es wäre ein Fehler, die Initiative, an die Ihr denkt, voranzutreiben, Euer Heiligkeit. Ein *schwerwiegender Irrtum*.«

»In diesen heiligen Mauern, Marco, hat das Wort *Irrtum* ganz bestimmte Nebenbedeutungen. Es war sicher nicht Eure Absicht, mich auf diese Weise anzuklagen.«

»Ich habe nicht die Absicht, meine Worte zu analysieren, Euer Heiligkeit.«

»Und was ist, wenn die Dokumente aus den Geheimarchiven eine andere Geschichte erzählen?«

»Solche Dokumente dürfen niemals veröffentlicht werden.«

»Nur ich kann Schriftstücke aus unseren Geheimarchiven zur Veröffentlichung freigeben, und ich habe beschlossen, das zu tun.«

Der Kardinal betastete sein Brustkreuz. »Wann wollt Ihr diese ... *Initiative* ankündigen?«

»Kommende Woche.«

»Wo?«

»Jenseits des Tibers«, sagte der Papst. »In der Großen Synagoge.«

»Ausgeschlossen! Die Kurie hat noch nicht ausreichend Zeit gehabt, dieser Sache die Gedankenarbeit und Vorbereitung zu widmen, die sie benötigt.«

»Ich bin zweiundsiebzig Jahre alt. Ich kann nicht abwarten, bis die Mandarine der Kurie das Für und Wider dieser Angelegenheit sorgfältig abgewogen haben. So würden die Dinge auf die lange Bank geschoben und vergessen, fürchte ich. Ich habe schon mit dem Rabbiner gesprochen. Komende Woche fahre ich ins Ghetto hinüber – mit oder ohne Unterstützung der Kurie, übrigens auch mit oder ohne die meines Staatssekretärs. Die Wahrheit, Euer Eminenz, wird uns frei machen.«

»Und Ihr, ein zum Papst aufgestiegener Straßenjunge aus Venetien, glaubt, als einziger im Besitz der Wahrheit zu sein.«

»Gott allein kennt die Wahrheit, Marco, aber Thomas von Aquin hat von einer wissentlichen Ignoranz – einer *ignorantia affectata* – geschrieben. Ein bewußter Verzicht auf Wissen, um vor Schaden sicher zu sein. Es wird Zeit, unsere Ignorantia affectata abzulegen. Unser Heiland hat gesagt, er sei das Licht der Welt, aber hier im Vatikan leben wir in Finsternis. Ich habe mir vorgenommen, Licht in dieses Dunkel zu bringen.«

»Mein Gedächtnis scheint mir Streiche zu spielen, Euer Heiligkeit, aber ich glaube mich zu erinnern, daß wir beim Konklave einen *katholischen* Papst gewählt haben.«

»Das habt Ihr getan, Euer Eminenz, aber Ihr habt auch einen menschlichen gewählt.«

»Wäre *ich* nicht gewesen, würdet Ihr noch heute Scharlachrot tragen.«

»Päpste werden vom Heiligen Geist erwählt. Wir geben nur seine Stimmzettel ab.«

»Ein weiteres Beispiel für Eure schockierende Naivität.«

»Begleitet Ihr mich kommende Woche nach Trastevere?«

»Ich fürchte, ich werde kommende Woche Grippe haben.« Der Kardinal stand abrupt auf. »Danke, Euer Heiligkeit. Wieder ein ausgezeichnetes Mahl.«

»Bis Ende nächster Woche?«

»Das bleibt abzuwarten.«

Der Papst streckte ihm die Hand entgegen. Kardinal Brindisi sah auf den im Lampenlicht glänzenden Fischerring hinunter, dann wandte er sich ab und ging hinaus, ohne ihn geküßt zu haben.

Monsignore Donati hatte die Auseinandersetzung zwischen dem Heiligen Vater und dem Kardinal in der Anrichte nebenan belauscht. Sobald Brindisi gegangen war, betrat er das Speisezimmer des Papstes, der mit geschlossenen Augen da saß und sich müde und erschöpft mit Daumen und Zeigefinger die Nasenwurzel rieb. Der Privatsekretär setzte sich auf den Stuhl des Kardinals und schob dessen halbvolle Espressotasse von sich weg.

»Ich weiß, daß das unangenehm gewesen sein muß, Euer Heiligkeit, aber es war notwendig.«

Der Papst sah endlich auf. »Wir haben gerade eine schlafende Kobra geweckt, Luigi.«

»Ja, Euer Heiligkeit.« Donati beugte sich nach vorn und senkte die Stimme. »Nun wollen wir darum beten, daß sich die Kobra in ihrer Wut verschätzt und sich selbst beißt.«

6

MÜNCHEN

Den größten Teil des folgenden Vormittags brachte Gabriel damit zu, Professor Helmut Berger, den Dekan der Fakultät für Neuere Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität, aufzuspüren. Er hinterließ zwei Nachrichten auf dem privaten Anrufbeantworter des Professors, sprach eine dritte auf seine Handy-Mailbox und hinterließ eine vierte bei einer nicht sehr freundlichen Sekretärin in Bergers Dienststelle. Beim Mittagessen, das er auf dem überdachten Innenhof des Hotels einnahm, überlegte er, ob er sich vor dem Büro des Professors auf die Lauer legen sollte. Dann kam der Portier mit einem Zettel, auf dem eine Nachricht notiert war. Der gute Professor war einverstanden, sich um achtzehn Uhr dreißig mit Herrn Landau in der Gaststätte Atzinger in der Amalienstraße zu treffen.

Bis dahin waren fünf Stunden totzuschlagen. Da der Nachmittag klar und windig war, beschloß Gabriel, einen Spaziergang zu machen. Er verließ das Hotel und folgte einer schmalen gepflasterten Straße, die zum Südrand des Englischen Gartens führte. Langsam schlenderte er die Wege zwischen murmelnden Bächen und über weite, sonnige Wiesenflächen entlang. In der Ferne ragte der dreihundert Meter hohe Olympiaturm glitzernd in den kristallklaren blauen Himmel auf. Gabriel hielt den Blick gesenkt und ging weiter.

Dann verließ er den Park und bummelte durch Schwabing. In der Adalbertstraße sah er Frau Ratzinger die Stufen vor der Haustür Nummer 68 kehren. Er verspürte keine

Lust, nochmals mit der Alten zu reden, deshalb bog er um die nächste Ecke und entfernte sich in die Gegenrichtung. Alle paar Minuten blickte er auf und sah vor sich den Olympiaturm, der allmählich größer wurde.

Nach gut einer halben Stunde erreichte er den Südrand des Olympischen Dorfes. In vieler Beziehung war der Olympiapark wirklich nur ein Dorf: ein weitläufiges Wohngebiet mit eigenem Bahnhof, eigenem Postamt und sogar einem eigenen Bürgermeister. Die aus Hohlblocksteinen gebauten Bungalows und Wohnblocks waren nicht mit Würde gealtert. Um dem Dorf eine heiterere Note zu geben, waren viele Gebäude mit grellbunten großflächigen Mustern bemalt worden.

Gabriel erreichte die Connollystraße, die keine richtige Straße, sondern ein Fußweg zwischen kleinen zweigeschossigen Apartmenthäusern war. Vor der Nummer 31 blieb er stehen. Im ersten Stock des Hauses trat ein Teenager mit nacktem Oberkörper auf den Balkon, um einen Läufer auszuschütteln. Gabriel dachte an damals zurück. Statt eines jungen Deutschen sah er einen Palästinenser mit tief ins Gesicht gezogener schwarzer Wollmütze. Dann kam eine Frau, die einen Kinderwagen schob und ein kleines Kind an sich gedrückt hielt, aus der Erdgeschoßwohnung. Einen Augenblick lang glaubte Gabriel, Issa, den Anführer des Schwarzer-September-Teams, zu sehen, wie er in seinem Safarianzug mit Golfmütze umherstolztierte.

Die Frau sah Gabriel an, als sei sie gewöhnt, daß Fremde mit ungläubigem Gesichtsausdruck vor ihrer Wohnung standen. *Ja*, schien ihr Blick zu sagen. *Ja, dies ist der Ort, an dem es passiert ist. Aber jetzt wohne ich hier, deshalb gehen Sie bitte weiter.* Sie schien in seinem Blick noch etwas anderes wahrzunehmen – etwas, das sie nervös machte –, denn sie schnallte den Kleinen rasch in seinem Sportwagen an und fuhr mit ihm in Richtung Spielplatz davon.

Gabriel erstieg einen begrünten kleinen Hügel und setzte sich ins kühle Gras. Wenn die Erinnerungen kamen, versuchte er normalerweise verzweifelt, sie zu verdrängen, aber diesmal hakte er die Sperrkette der Tür aus und ließ sie ein. *Romano ... Springer ... Spitzer ... Slavin ...* die Gesichter der Toten standen nacheinander vor seinem inneren Auge. Insgesamt elf Männer. Zwei bei der Geiselnahme getötet. Neun weitere bei dem verpfuschten deutschen Rettungsversuch in Fürstenfeldbruck. Golda Meir, die Rache in biblischen Proportionen nehmen wollte – Auge um Auge, Zahn um Zahn –, hatte den Dienst angewiesen, »die Jungs loszuschicken«, damit sie die Mitglieder des Schwarzen September liquidierten, die den Überfall geplant hatten. Ein draufgängerischer Operationsoffizier namens Ari Schamron wurde mit der Leitung dieses Unternehmens betraut, und einer der »Jungs«, die er anwarb, war Gabriel Allon, damals ein vielversprechender Student der Kunstakademie Betsal'el in Jerusalem.

Irgendwie war Schamron auf die Akte über Allons unglücklichen Wehrdienst in der israelischen Armee gestoßen. Gabriel, das Kind von Auschwitz-Überlebenden, war von seinen Vorgesetzten als arrogant und selbstsüchtig beurteilt worden: zeitweise melancholisch deprimiert, aber auch hochintelligent und zu selbständigem Handeln imstande, ohne auf Befehle von Vorgesetzten angewiesen zu sein. Darüber hinaus sprach er mehrere Fremdsprachen – eine Fähigkeit, die für eine an der Front stehende Infanterieeinheit wenig Wert hatte, aber von Ari Schamron dringend gesucht wurde. Sein Krieg würde nicht auf den Golanhöhen oder auf dem Sinai geführt werden, sondern ein geheimer Krieg in vielen Teilen Europas sein. Gabriel hatte versucht, ihm standzuhalten. Schamron hatte ihm keine Wahl gelassen.

»Wieder sind Juden auf deutschem Boden mit auf dem Rücken gefesselten Händen gestorben«, hatte Schamron gesagt. »Deine

Eltern haben überlebt, aber wie viele sind ermordet worden? Deine Brüder und Schwestern? Deine Onkel und Tanten? Großeltern? Sie sind alle tot, nicht wahr? Willst du wirklich mit deinen Pinseln und Farben hier in Tel Aviv hocken und nichts unternehmen? Du besitzt Talente. Laß sie mich für ein paar Monate nutzen. Danach kannst du dein Leben wieder selbst gestalten.«

Das Unternehmen erhielt den Decknamen »Zorn Gottes«. Im Lexikon des für seine Durchführung aufgestellten Teams war Gabriel ein *aleph*, ein Attentäter. Die Agenten, die Mitglieder des Schwarzen September aufspürten und ihre Gewohnheiten auskundschafteten, hießen *qjin*. Ein *qoph* war für Kommunikationsmittel zuständig. Benjamin Stern war ein *heth*, ein Logistiker, gewesen. Sein Job war es, Transportmittel und Unterkünfte so zu beschaffen, daß sich keine Verbindung zum Dienst herstellen ließ. Manchmal half er auch als Fahrer von Fluchtfahrzeugen aus. Tatsächlich hatte Benjamin am Steuer des grünen Fiat gesessen, der Gabriel in der Nacht, in der er den Chef des Schwarzen September in Italien erschossen hatte, von der Piazza Annibaliano fortgebracht hatte. Auf der Fahrt zum Flughafen hatte Gabriel Benjamin gedrängt, am Straßenrand zu halten, um sich zu übergeben. Noch jetzt glaubte er zu hören, wie Benjamin ihm zugerufen hatte, er solle wieder einsteigen.

»Bloß noch eine Minute.«

»Du verpaßt dein Flugzeug.«

»Eine Minute, hab ich gesagt!«

»Was hast du überhaupt? Der Hundesohn hatte den Tod verdient!«

»Du hast sein Gesicht nicht gesehen, Beni. Du hast sein Scheißgesicht nicht gesehen.«

In den folgenden eineinhalb Jahren hatte Schamrons Team ein Dutzend Mitglieder des Schwarzen September liquidiert. Gabriel persönlich erledigte sechs von ihnen. Als alles vorbei war, setzte Benjamin seine akademische Lauf-

bahn fort. Auch Gabriel versuchte, seine Ausbildung an der Betsal'el abzuschließen, aber die Geister der Ermordeten raubten ihm seine Kreativität, deshalb ließ er Leah in Israel zurück und siedelte nach Venedig über, um sich von Umberto Conti zum Restaurator ausbilden zu lassen. In diesem Beruf fand er Heilung. Conti, der nichts von Gabriels Vergangenheit wußte, schien das intuitiv zu begreifen. Er tauchte oft spätnachts in Gabriels schäbigem Pensionszimmer auf und schleppte ihn auf die Straßen Venedigs, um gemeinsam mit ihm Kunst zu betrachten. Als sie eines Abends vor Tizians großem Altarbild in der Kirche Santa Maria Gloriosa dei Frari standen, packte er Gabriel am Arm.

»Ein Mann, der mit sich selbst im Einklang ist, kann ein brauchbarer Restaurator, aber kein großer Restaurator sein. Nur ein Mann, dessen eigene Leinwand beschädigt ist, kann ein wahrhaft großer Restaurator sein. Für dich ist die Arbeit eine Meditation. Ein Ritual. Du wirst eines Tages ein großer Restaurator sein. Du wirst besser sein als ich. Davon bin ich überzeugt.«

Was Conti nicht ahnte – dies waren dieselben Worte, mit denen Schamron Gabriel verabschiedet hatte, als er ihn nach Rom geschickt hatte, um ihn seinen ersten Palästinenser liquidieren zu lassen.

Pünktlich um achtzehn Uhr dreißig stand Gabriel vor der Gaststätte Atzinger. Das erste, was er von Professor Helmut Berger sah, war die über die Amalienstraße heranschwebende Lampe seines Fahrrads. Dann tauchte aus der Dämmerung eine Gestalt auf, an der ihm zuerst rhythmisch gehende Beine und schütteres graues Haar, das über den großen Ohren flügelartig abstand, auffielen. Auf dem Rücken trug der Mann einen braunen Lederrucksack.

Dieser liebenswerte Eindruck, den der Professor bei seiner Ankunft machte, verflüchtigte sich jedoch rasch. Wie viele deutsche Intellektuelle trug Helmut Berger die Leidensmie-

ne eines Mannes zur Schau, der den Tag damit verbracht hat, sich mit Wesen von minderer Intelligenz abzumühen. Er behauptete, nur Zeit für ein kleines Bier zu haben, lud Gabriel aber ein, etwas von der Speisekarte auszuwählen. Als Gabriel nur Mineralwasser bestellte, war Berger sichtlich enttäuscht.

»Das mit Ihrem Bruder tut mir sehr leid. Pardon, das mit Ihrem *Halbbruder*. Er war ein geschätztes Mitglied unserer Fakultät. Sein Tod war ein Schock für uns alle.« Das sagte er ohne innere Anteilnahme, als habe er sich diese Sätze von einem seiner Studenten aufschreiben lassen. »Womit kann ich Ihnen behilflich sein, Herr Landau?«

»Trifft es zu, daß Benjamin zum Zeitpunkt seiner Ermordung von allen Vorlesungen befreit war?«

»Ja, das stimmt. Er hat an einem weiteren Buch gearbeitet.«

»Wissen Sie, über welches Thema?«

»Nein, leider nicht.«

»Wirklich nicht?« Gabriel war ehrlich überrascht. »Ist es in Ihrer Fakultät üblich, daß sich jemand beurlauben läßt, um ein Buch zu schreiben, ohne Ihnen wenigstens das Thema mitzuteilen?«

»Nein, aber Benjamin hat dieses Buchprojekt von Anfang an mit größter Geheimhaltung behandelt.«

Gabriel sah ein, daß er sich mit dieser Auskunft würde begnügen müssen. »Wissen Sie etwas über die Drohungen, die Benjamin erhalten hat?«

»Es waren so viele, daß es schwierig war, sie auseinanderzuhalten. Zurückhaltend gesagt, haben Benjamins Thesen über eine Kollektivschuld der Deutschen ihn in vielen Kreisen sehr unbeliebt gemacht.«

»Das klingt so, als hätten Sie Benjamins Ansichten nicht geteilt.«

Der Professor zuckte mit den Schultern. »Vor einigen Jahren habe ich ein Buch über die Rolle der deutschen ka-

tholischen Kirche im Krieg veröffentlicht. Benjamin war mit meinen Schlußfolgerungen nicht einverstanden und hat das ziemlich laut hinausposaunt. Das war für uns beide keine sehr angenehme Zeit.«

Berger sah auf seine Armbanduhr. »Tut mir leid, aber ich habe noch einen anderen Termin. Kann ich Ihnen sonst noch etwas erzählen? Vielleicht etwas, das in engerem Zusammenhang mit Ihren Nachforschungen steht?«

»Im vergangenen Monat war Benjamin in Italien. Wissen Sie zufällig, wo er sich dort aufgehalten hat? Und ob er diese Reise wegen seines Buchs unternommen hat?«

»Bedaure, davon weiß ich nichts. Wissen Sie, Professor Stern hatte nicht die Angewohnheit, mich im voraus über seine Reisepläne zu informieren.« Berger trank sein Bier aus und stand auf. Ende der Vorlesung. »Nochmals mein Beileid, Herr Landau. Und ich wünsche Ihnen viel Erfolg bei Ihren Nachforschungen.«

Den Teufel tust du, dachte Gabriel, während er beobachtete, wie Professor Berger die Gaststätte verließ und davonradelte.

Auf dem Rückweg ins Hotel betrat Gabriel eine große Studentenbuchhandlung am Südrand des Universitätsbezirks. Nach einem Blick auf den Wegweiser im Erdgeschoß stieg er die Treppe zur Abteilung für Reiseliteratur und Landkarten hinauf, wo er die Kartenstände absuchte, bis er eine Straßenkarte von Oberitalien fand.

Er breitete die Karte auf einem Büchertisch aus und zog dann die Ansichtskarte aus der Tasche. Das Hotel, in dem Benjamin gewohnt hatte, lag in der Kleinstadt Brenzone. Dem Photo nach schien das Städtchen an einem der oberitalienischen Seen zu liegen. Er begann im Westen, arbeitete sich langsam nach Osten vor und las die Namen aller Kleinstädte und Dörfer an den Ufern der großen Alpenseen: erst am Lago Maggiore, dann am Comer See, dann am Iseosee

und zuletzt am Gardasee. *Brenzone*. Da war es – am Ostufer des Gardasees, ungefähr in der Mitte zwischen dem ausgebuchteten Südufer und dem dolchartigen Nordufer.

Gabriel faltete die Karte wieder zusammen und ging damit nach unten zur Kasse. Wenig später trat er mit Straßenkarte und Ansichtskarte in der Jackentasche wieder durch die Drehtür auf die Straße hinaus. Sein Blick glitt instinktiv über den Gehsteig, die geparkten Wagen, die Fenster der umliegenden Gebäude hinweg.

Als er sich nach links wandte, um in sein Hotel zurückzugehen, fragte er sich, ob Kommissar Axel Weiss die ganze Zeit, die er in der Buchhandlung verbracht hatte, im Café gegenüber gesessen hatte – und warum er ihm jetzt durch die Münchner Innenstadt folgte.

Gabriel traute sich zu, dem deutschen Kriminalbeamten ohne große Mühe zu entweichen oder ihn bloßzustellen, aber dies war nicht der richtige Zeitpunkt, sich als ausgebildeter Profi zu erkennen zu geben. Axel Weiss kannte ihn nur als Ehud Landau, Halbbruder des ermordeten Historikers Benjamin Stern – und das machte die Tatsache, daß er ihn beschattete, um so merkwürdiger.

Er betrat ein Hotel in der Maximilianstraße. Nachdem er von einem Münztelefon in der Eingangshalle ein kurzes Gespräch geführt hatte, trat er wieder ins Freie und ging weiter. Der Kriminalbeamte war noch immer da: ungefähr fünfzig Meter hinter ihm auf der anderen Straßenseite.

Gabriel kehrte auf dem kürzesten Weg in sein Hotel zurück. Er ließ sich am Empfang den Schlüssel geben und fuhr mit dem Aufzug in sein Zimmer hinauf. Dort hängte er seine Sachen in einen Kleidersack aus schwarzem Leder, bevor er den Zimmersafe aufsperrte und die Unterlagen, die er vom israelischen Konsulat bekommen hatte, und den Luftpolsterumschlag mit Benjamins Brille herausnahm. Beides

legte er in seinen Aktenkoffer und klappte den Deckel zu. Dann knipste er das Licht aus, trat ans Fenster und sah durch einen Vorhangspalt auf die Straße hinunter. Schräg gegenüber parkte ein dunkler BMW im Halteverbot. Gabriel konnte das Aufglühen einer Zigarette hinter dem Steuer sehen. Weiss. Er trat vom Fenster zurück, setzte sich auf das Bettende und wartete darauf, daß das Telefon klingelte.

Zwanzig Minuten später: »Landau.«

»Er steht knapp südlich der Prinzregentenstraße an der Ecke Seitz- und Unsöldstraße. Sie wissen, wo das ist?«

»Ja«, sagte Gabriel. »Geben Sie mir die Nummer.«

Zwei Buchstaben, eine vierstellige Zahl. Gabriel machte sich nicht die Mühe, das Kennzeichen zu notieren.

»Die Schlüssel?«

»An der üblichen Stelle. Hinterer Kotflügel, Randsteinseite.«

Gabriel legte auf, zog seine Jacke an und nahm sein Gepäck. Unten am Empfang erklärte er dem Portier, er müsse leider früher als geplant abreisen.

»Brauchen Sie ein Taxi, Herr Landau?«

»Nein, danke, ich werde abgeholt.«

Der Computer spuckte die Rechnung aus. Gabriel zahlte mit einer von Schamrons Kreditkarten und verließ das Hotel. Er wandte sich nach links und ging mit dem Kleidersack in einer Hand und dem Aktenkoffer in der anderen rasch davon. Zwanzig Sekunden später hörte er, wie eine Autotür geschlossen wurde, dann waren Schritte auf den feuchten Pflastersteinen der St.-Anna-Straße zu hören. Er behielt sein gleichmäßiges Gehtempo bei und widerstand der Versuchung, einen Blick über die Schulter zu werfen.

... *Ecke Seitz- und Unsöldstraße* ...

Gabriel kam an einer Kirche vorbei, bog dahinter links ab und blieb auf einem kleinen Platz stehen, um sich zu orientieren. Dann hielt er sich rechts und folgte einer weiteren schmalen Straße auf den Verkehrslärm zu, der von der vier-

spurigen Prinzregentenstraße herüberdrang. Weiss beschattete ihn noch immer.

Er lief eine endlos lange Reihe geparkter Wagen ab und las die Kennzeichen, bis er zu dem kam, das ihm vorhin am Telefon genannt worden war. Es gehörte zu einem dunkelgrauen Opel Omega. Ohne erkennbar langsamer zu werden, beugte er sich leicht vor und tastete mit der Hand den Oberrand des hinteren Kotflügels ab, bis er auf die kleine Magnethaftbox stieß. Mit einer Bewegung, die so geschmeidig und glatt war, daß Weiss sie wohl kaum wahrnahm, löste er die kleine Schlüsselbox ab.

Gabriel betätigte den Knopf am Schlüssel, der die Türen entriegelte. Dann riß er die Fahrertür auf, warf sein Gepäck auf den Beifahrersitz. Er sah nach rechts. Weiss kam mit panischem Gesichtsausdruck auf ihn zugerannt.

Er glitt hinters Lenkrad, rammte den Zündschlüssel ins Schloß und ließ den Motor an. Er stellte den Wahlhebel auf D, fuhr los, bog bei der ersten Gelegenheit rechts ab und verschwand im Abendverkehr der Großstadt.

Kommissar Axel Weiss war so hastig ausgestiegen, daß er vergessen hatte, sein Handy mitzunehmen. Jetzt trabte er den ganzen Weg zu seinem Wagen zurück und mußte erst kurz verschnaufen, bevor er die Nummer eingeben konnte. Im nächsten Augenblick meldete er dem Mann in Rom, der Israeli namens Landau sei entwischt.

»Wie bitte?«

Weiss berichtete es ihm verlegen.

»Haben Sie wenigstens ein Photo von ihm gemacht?«

»Heute nachmittag – im Olympiadorf.«

»Im Olympiadorf? Was zum Teufel hatte er dort zu suchen?«

»Er hat das Wohnhaus Connollystraße 31 angestarrt.«

»Ist es nicht dort passiert?«

»Ganz recht. Es ist nicht ungewöhnlich, daß Juden dort-
hin pilgern.«

»Ist es ungewöhnlich, daß Juden merken, daß sie beschat-
tet werden und sich der Überwachung so geschickt entzie-
hen?«

»Ich verstehe, was Sie meinen.«

»Schicken Sie mir das Photo – *noch heute abend!*«

Dann unterbrach der Mann in Rom die Verbindung.

7

BEI RIETI, LAZIO

Die Villa Galatina hatte etwas verstörend Schönes an sich. Die ehemalige Benediktinerabtei stand in den Hügeln von Lazio auf einem Granitpfeiler und schien mißbilligend auf das Dorf in dem bewaldeten Tal hinabzustarren. Im siebzehnten Jahrhundert kaufte ein großer Kardinal die Abtei und ließ sie in eine luxuriöse Sommerresidenz umbauen, in die Seine Eminenz vor der hochsommerlichen Hitze Roms flüchten konnte. Sein Architekt war so vernünftig, das Äußere der Abtei zu erhalten, so daß ihre gelbbraune Fassade noch heute mit sämtlichen Zinnen aufragt. An diesem Morgen Anfang März war auf der windumtosten Brustwehr ein Mann zu sehen. Er war nicht mit einer Armbrust, sondern einem leistungsfähigen Scharfschützengewehr der Marke Beretta bewaffnet. Der gegenwärtige Besitzer war ein Mann, der seine Sicherheit ernst nahm: Roberto Pucci, ein Finanzier und Industrieller, dessen Macht über das heutige Italien es sogar mit der eines Kirchenfürsten der Renaissance aufnehmen konnte.

Eine gepanzerte Mercedes-Limousine hielt vor dem Stahltor, wo sie von zwei Wachmännern in beigen Anzügen empfangen wurde. Der Mann auf dem Rücksitz ließ sein Fenster herunter. Einer der Wachmänner kontrollierte sein Gesicht, dann warf er einen Blick auf das unverwechselbare SVC-Kennzeichen der Limousine. Ein Vatikan-Kennzeichen. Roberto Puccis Tor öffnete sich und gab den Blick auf eine von Zypressen gesäumte asphaltierte Zufahrt frei. Einige hundert Meter weiter lag etwas erhöht die Villa Galatina.

Der Mercedes rollte langsam die Zufahrt hinauf und hielt auf einem mit Kies bestreuten Vorplatz unter schirmförmigen Pinien und Eukalyptusbäumen. Dort parkten schon zwei Dutzend Fahrzeuge, die von einem kleinen Heer von Leibwächtern und Chauffeuren umgeben waren. Der Mann auf dem Rücksitz stieg aus, ließ seinen eigenen Leibwächter zurück und ging über den Innenhof auf den Glockenturm der Kapelle zu.

Er hieß Carlo Casagrande. In Italien war sein Name für kurze Zeit in aller Munde gewesen, denn es war General Carlo Casagrande, Kommandeur der zur Terroristenbekämpfung aufgestellten Einheit *L'arma dei Carabinieri*, gewesen, der die kommunistischen Roten Brigaden zerschmettert hatte. Um seiner persönlichen Sicherheit willen war er berüchtigt für seine Kamerascheu, und außerhalb römischer Geheimdienstkreise hätten ihn nur wenige Leute auf der Straße erkannt.

Casagrande war schon viele Jahre nicht mehr bei der Antiterrorereinheit. Im Jahr 1981, nur eine Woche nach dem Attentat auf Papst Johannes Paul II., hatte er den Dienst quittiert und war hinter den Mauern des Vatikans verschwunden. In gewisser Weise hatte Casagrande schon immer für den Heiligen Stuhl gearbeitet. Er übernahm die Leitung des Sicherheitsdienstes mit dem Versprechen, nie wieder werde ein Papst den Petersplatz in einem Krankenwagen verlassen und auf der Fahrt ins Krankenhaus die Jungfrau Maria um Rettung anflehen müssen. Zu seinen ersten Amtshandlungen gehörte es, die Hintergründe des Attentats genauestens ermitteln zu lassen, damit die Verschwörer identifiziert und neutralisiert werden konnten, bevor sie ein zweites Attentat auf den Papst verüben konnten. Die Ermittlungsergebnisse waren so brisant, daß Casagrande sie dem Heiligen Vater nur unter vier Augen mitteilte.

Heute war Casagrande nicht mehr direkt für den Perso-

nenschutz des Papsts verantwortlich. In den letzten drei Jahren hatte er im Dienst seiner geliebten Kirche eine andere Aufgabe übernommen. Offiziell gehörte er weiterhin dem Sicherheitsdienst des Vatikans an – das jedoch nur aus Zweckmäßigkeit, weil es ihm in gewissen Kreisen das nötige Ansehen sicherte. Gegenwärtig leitete er die vage benannte Abteilung für Sonderermittlungen. Casagrandes Arbeitsgebiet war so geheim, daß im Vatikan nur eine Handvoll Männer wußte, womit er wirklich betraut war.

Er betrat die Kapelle. Kühle, nach Kerzenwachs und Weihrauch duftende Luft umfächelte sein Gesicht. Am Eingang tauchte er die Fingerspitzen ins Weihwasserbecken und bekreuzigte sich. Dann folgte er dem Mittelgang zum Altar. Die Bezeichnung »Kapelle« war eine irreführende Unterbreitung. In Wirklichkeit handelte es sich um eine ziemlich große Kirche – größer als die Pfarrkirchen der meisten umliegenden Kleinstädte.

Casagrande nahm seinen Platz in der vordersten Bankreihe ein. Roberto Pucci, der zu seinem grauen Anzug ein weißes Hemd mit offenem Kragen trug, nickte ihm von der anderen Seite des Mittelgangs zu. Trotz seiner fünfundsechzig Jahre war Pucci noch immer von der Aura körperlicher Unverwundbarkeit umgeben. Sein Haar war weiß, sein Gesicht hatte die Farbe von geöltem Sattelleder. Er musterte Casagrande mit eisigem Blick aus schwarzen Augen mit schweren, halbgeschlossenen Lidern. Der berühmt-berühmte Pucci-Blick. Blickte Pucci so, schien er stets zu überlegen, ob er sein Gegenüber erdolchen oder ihm lieber die Kehle durchschneiden sollte.

Wie Carlo Casagrande war Roberto Pucci ein *uomo di fiducia*, ein vertrauenswürdiger Mann. Nur Laien, die mit einzigartigen Fähigkeiten den Männern des Vatikans nützlich sein konnten, erhielten Zutritt zu seinen innersten Gemächern. Casagrande war Fachmann für Sicherheits- und Ge-

heimdienstfragen. Pucci verfügte über Geld und politische Macht. Er war die graue Eminenz der italienischen Politik – ein Mann, der so einflußreich war, daß keine Regierung gebildet werden konnte, bevor nicht eine Pilgerfahrt zur Villa Galatina unternommen und sein Segen eingeholt worden war. Aber im politischen Establishment Italiens wußten nur wenige, daß Pucci eine weitere römische Institution ebenso fest im Griff hatte: den Vatikan. Seine Macht über den Heiligen Stuhl basierte auf der Tatsache, daß er heimlich große Teile des riesigen Aktien- und Immobilienbesitzes der Kirche verwaltete. Unter Puccis sicherer Hand war der Wert des vatikanischen Portfolios explosiv angestiegen. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern hatte er dies geschafft, ohne auch nur andeutungsweise in Skandale verwickelt gewesen zu sein.

Casagrande sah sich unauffällig um. Die anderen hatten sich auf die übrigen Bankreihen verteilt: der italienische Außenminister, ein wichtiger Bischof aus der Glaubenskongregation, der Leiter des vatikanischen Presseamts, ein einflußreicher Theologe aus Köln, ein Investmentbanker aus Genf, der Vorsitzende einer rechtsextremen französischen Partei, der Besitzer eines spanischen Medienkonzerns, der Vorstandsvorsitzende eines des größten europäischen Automobilherstellers. Dazu über ein Dutzend weiterer Männer, die allesamt ins selbe Schema paßten: alle strenggläubige Katholiken, alle mit gewaltiger politischer oder finanzieller Macht ausgestattet, alle von dem Gedanken beseelt, der Kirche wieder die überlegene Machtposition zu verschaffen, die sie vor der unheilvollen Reformation besessen hatte. Casagrande fand es in gewisser Weise amüsant, sich Diskussionen darüber anzuhören, wo die wahre Macht in der römischkatholischen Kirche liege. Bei der Bischofssynode? Beim Kardinalskollegium? In der Hand des Pontifex Maximus selbst? Nein, sagte sich Casagrande. Die wahre Macht

in der Kirche liegt hier, in dieser Kapelle auf einem Hügel außerhalb Roms, in den Händen dieser geheimen Bruderschaft.

Ein Geistlicher schritt zum Altar: ein Kardinal in den schlichten Gewändern eines Dorfpfarrers. Die Mitglieder der Bruderschaft erhoben sich, und die Messe begann.

»*In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti.*«

»*Amen.*«

Der Kardinal führte sie rasch durchs Eingangsritual, den Bußritus, das Kyrie und das Gloria. Er zelebrierte die Tridentinische Messe, denn zu den Zielen der Bruderschaft gehörte die Wiedereinführung der lateinischen Liturgie, der einigende Kraft zugeschrieben wurde.

Die Predigt griff die bei solchen Anlässen üblichen Themen auf: einen Ruf zu den Waffen, eine Ermahnung, im Angesicht der Feinde standhaft zu bleiben, und eine Aufforderung, die verderblichen Mächte des Liberalismus und Modernismus innerhalb der Gesellschaft und in der Kirche selbst auszurotten. Den Namen der Bruderschaft erwähnte der Kardinal dabei nicht. Im Gegensatz zu ihren nahen Verwandten wie Opus Dei, Legionen Christi und Gemeinschaft St. Pius X. existierte sie nicht offiziell, und ihr Name wurde niemals ausgesprochen. Untereinander bezeichneten die Mitglieder sie nur als »das Institut«.

Casagrande, der diese Predigt schon oft gehört hatte, gestattete sich, seine Gedanken abschweifen zu lassen. Er dachte über die Situation in München und den Bericht seines dortigen Mannes über den Israeli namens Landau nach. Er witterte weitere Probleme, eine unbestimmte Bedrohung der Kirche und der Bruderschaft selbst. Um damit fertig zu werden, würde er den Segen des Kardinals und das Geld Roberto Puccis brauchen.

»*Hic est enim calix sanguinis mei*«, verkündete der Kardinal. »Das ist der Kelch meines Blutes, des neuen und ewigen

Bundes, Geheimnis des Glaubens, das für euch und viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden.«

Casagrande konzentrierte sich wieder auf die Messe. Fünf Minuten später, als die eucharistische Liturgie beendet war, stand er auf und ging hinter Roberto Pucci zum Altar. Der Finanzier erhielt das Sakrament der Kommunion, dann trat Casagrande vor.

Kardinalstaatssekretär Marco Brindisi hielt die Hostie hoch, sah Casagrande in die Augen und sagte auf lateinisch: »Möge der Leib unseres Herr Jesus Christus deine Seele untadelig bewahren.«

»Amen«, flüsterte Carlo Casagrande.

Geschäftliche Dinge wurden niemals in der Kapelle besprochen. Dafür war Gelegenheit bei einem reichhaltigen Büfett, das in der mit Wandteppichen ausgestatteten großen Galerie mit Blick auf die Terrasse hergerichtet war. Casagrande war geistesabwesend und hatte keinen Appetit. Während seines langen Krieges gegen die Roten Brigaden hatte er in einer Reihe von Kasernen und unterirdischen Bunkern hausen und mit der rauhen Gesellschaft seiner Stabsoffiziere vorlieb nehmen müssen. Er hatte sich nie recht an das luxuriös privilegierte Leben hinter den Vatikanmauern gewöhnen können. Und er war nicht Feinschmecker genug, um wie die anderen für Puccis Küche zu schwärmen.

Er schob eine Scheibe Räucherlachs auf seinem Teller hin und her, während Kardinal Brindisi routiniert die Sitzung leitete. Obwohl Brindisi in der Vatikanbürokratie Karriere gemacht hatte, verabscheute er die Zirkelschlußlogik und Doppelzüngigkeit, die für die meisten Diskussionen innerhalb der Kurie charakteristisch waren. Der Kardinal war ein Mann der Tat, und wie er die Tagesordnung arbeitete, hätte einem Konzernvorstand alle Ehre gemacht. Hätte er nicht das Priesteramt gewählt, dachte Casagrande,

hätte er sehr gut Roberto Puccis schärfster Konkurrent werden können.

Die Männer an den Tischen betrachteten die Demokratie als eine zuchtlose und ineffiziente Regierungsform, und die Bruderschaft war – wie die römisch-katholische Kirche – keine Demokratie. Brindisi war Macht anvertraut worden, die er bis zu seinem Tod ausüben würde. In der Wortgebung des Instituts war jeder der Anwesenden ein Direktor. Er würde heimkehren und eine ähnliche Besprechung mit den ihm unterstellten Männern abhalten. So würden Brindisis Befehle in der gesamten weitverzweigten Organisation verbreitet werden. Kreativität oder selbständiges Handeln auf der mittleren Führungsebene wurden keinesfalls toleriert. Alle Mitglieder hatten bedingungslosen Gehorsam geschworen.

Über Casagrandes Arbeit wurde im Direktorium nie diskutiert. Er sprach nur vor dem Exekutivausschuß, was in diesem Fall bedeutete, daß er mit Brindisi und Pucci in einer Sitzungspause einen Spaziergang durch den herrlichen, in Terrassen angelegten Park der Villa Galatina machte. Brindisi, das Kinn hochgereckt, die Hände vor dem Leib gefaltet, ging in der Mitte, Casagrande links und Pucci rechts neben ihm. Die drei mächtigsten Männer der Bruderschaft: Brindisi, der geistliche Führer, Pucci, der Finanzminister, Casagrande, der Chef der Sicherheits- und Operationsabteilung. Die übrigen Mitglieder nannten sie hinter vorgehaltener Hand »die heilige Dreifaltigkeit«.

Das Institut unterhielt keinen eigenen Geheimdienst. Casagrande hatte sich in Vatikanpolizei und Schweizergarde einen kleinen Kader von Männern herangezogen, die ihm und der Bruderschaft treu ergeben waren. Sein legendärer Status bei der italienischen Polizei und dem Geheimdienst verschaffte ihm auch Zugang zu ihren Ressourcen. Darüber hinaus hatte er ein weltumspannendes Netzwerk aus Män-

nern bei Polizeien und Sicherheitsdiensten aufgebaut – darunter auch ein hoher FBI-Beamter –, die alle bereit waren, seine Befehle auszuführen. Axel Weiss, der Münchner Kriminalkommissar, zählte zu Casagrandes Netzwerk, und auch der Innenminister des vornehmlich katholischen Freistaats Bayern gehörte ihm an. Auf Vorschlag des Ministers war Weiss mit den Ermittlungen im Fall Stern beauftragt worden. Er hatte brisantes Material aus der Wohnung des Historikers entfernt und die Richtung der Ermittlungen gesteuert. Der Mord an Stern galt allgemein – genau wie von Casagrande beabsichtigt – als eine Tat von Neonazis. Aber seit der Israeli namens Landau aufgekreuzt war, fürchtete er, die Situation in München könnte außer Kontrolle geraten. Diese Sorge äußerte er im Gespräch mit Kardinal Brindisi und Roberto Pucci im Park der Villa Galatina.

»Warum lassen Sie ihn nicht einfach liquidieren?« fragte Pucci mit kratzig rauher Stimme.

Klar, umlegen, dachte Casagrande. *Puccis Lösung für alles*. Casagrande hatte mittlerweile den Überblick darüber verloren, wie viele Morde mit dem dubiosen Finanzier in Verbindung gebracht wurden. Er wählte seine Worte mit Bedacht, um sich nicht offen mit ihm anzulegen. Pucci hatte einmal angeordnet, einen Mann zu beseitigen, der Puccis Tochter lüstern angesehen hatte, und seine Schergen waren weit gefährlicher als es die fanatischen Kinder der Roten Brigaden gewesen waren.

»Als wir Benjamin Stern liquidiert haben, sind wir ein kalkuliertes Risiko eingegangen. Aber dazu waren wir wegen des Materials in seinem Besitz gezwungen.« Casagrande sprach in gemessenem, überlegtem Tonfall. »Aus dem Verhalten dieses Landau läßt sich jetzt schließen, daß der israelische Geheimdienst nicht glaubt, sein ehemaliger Agent sei von einem fanatischen Neonazi ermordet worden.«

»Womit wir wieder bei meinem ursprünglichen Vor-

schlag wären«, warf Pucci ein. »Warum lassen Sie den Mann nicht einfach umlegen?«

»Ich rede hier nicht von einem italienischen Dienst, Don Pucci. Hier geht es um den israelischen Dienst. Als Sicherheitsdirektor habe ich die Pflicht, das Institut zu schützen. Meiner Ansicht nach wäre es ein schwerwiegender Fehler, einen offenen Krieg mit dem israelischen Geheimdienst zu provozieren. Er könnte eigene Attentäter entsenden – Attentäter, die schon auf den Straßen Roms gemordet haben und spurlos untergetaucht sind.« Casagrande sah am Kardinal vorbei zu Pucci hinüber. »Attentäter, die auch die Mauern dieser alten Abtei überwinden könnten, Don Pucci.«

Kardinal Brindisi spielte die Rolle des Mediators. »Wie sollten wir also verfahren, Carlo?«

»Vorsichtig, Euer Eminenz. Ist er tatsächlich ein Agent des israelischen Geheimdiensts, können wir ihm mit Hilfe unserer Freunde bei den europäischen Sicherheitsdiensten das Leben sehr schwer machen. Gleichzeitig müssen wir dafür sorgen, daß es für ihn nichts mehr zu finden gibt.« Casagrande machte eine Pause, dann fügte er hinzu: »Außerdem gibt es noch etwas anderes zu erledigen, fürchte ich. Nach Durchsicht des Materials aus Professor Sterns Wohnung bin ich zu dem Schluß gekommen, daß er einen Mitarbeiter hatte – einen Mann, der uns schon früher Schwierigkeiten bereitet hat.«

Verärgerung überzog das Gesicht des Kardinals, als sei in einen stillen Teich bei Sonnenaufgang ein Stein geworfen worden, aber dann glätteten sich seine Züge wieder. »Und die anderen Aspekte Ihrer Ermüdungen, Carlo? Sind Sie bei Ihren Bemühungen, unsere Brüder aufzuspüren, die Professor Stern diese Dokumente zugespielt haben, weitergekommen?«

Casagrande schüttelte frustriert den Kopf. Wie viele Stunden hatte er damit verbracht, das in der Münchner Wohnung sichergestellte Material zu sichten? Notizbücher,

Computerdateien, Adreßbücher – er hatte alles durchgearbeitet, um Hinweise auf Einzelpersonen oder Gruppen zu finden, die dem Professor Informationen geliefert hatten. Bisher jedoch ergebnislos. Der Professor hatte die Spuren gut verwischt. Man hätte fast glauben können, die Dokumente seien ihm von einem Geist zugespielt worden.

»Ich fürchte, dieses Element des Falls wird vorerst ein Rätsel bleiben, Euer Eminenz. Wurde der Verrat von jemandem innerhalb des Vatikans verübt, werden wir die Wahrheit vielleicht nie erfahren. Die Kurie ist leider ein guter Exerzierplatz für derartige Intrigen.«

Diese Bemerkung rief bei Brindisi ein flüchtiges Lächeln hervor. Sie gingen eine zeitlang schweigend weiter. Der Kardinal hielt den Blick gesenkt.

»Vorgestern habe ich mit dem Heiligen Vater zu Mittag gegessen«, sagte er schließlich. »Wie wir vermutet haben, will Seine Heiligkeit sein Programm zur Versöhnung mit den Juden fortführen. Ich habe versucht, ihm das auszusprechen, aber der Versuch war zwecklos. Er will kommende Woche die Große Synagoge in Rom besuchen.«

Roberto Pucci spuckte aus. Carlo Casagrande atmete laut aus. Die Mitteilung des Kardinals überraschte ihn nicht. Brindisi und er hatten eine Quelle im Stab des Heiligen Vaters: einen Sekretär, der Mitglied der Bruderschaft war und sie über Entwicklungen im päpstlichen *appartamento* auf dem laufenden hielt.

»Er ist ein Statthalterpapst«, knurrte Pucci. »Er muß lernen, wo sein Platz ist.«

Casagrande hielt den Atem an, weil er darauf wartete, daß Pucci seine universale Lösung für Probleme vorschlagen würde, aber anscheinend schreckte diesmal selbst Pucci vor dieser Option zurück.

»Der Heilige Vater will sich nicht damit begnügen, unsere früheren Differenzen mit den Juden einfach in einem weite-

ren Hirtenwort zu bedauern. Er hat zudem die Absicht, unsere Geheimarchive zu öffnen.«

»Das kann nicht sein Ernst sein!« rief Casagrande.

»Das ist sein heiliger Ernst. Die Frage ist nur: Werden die Historiker etwas finden, wenn er ihnen die Archive öffnet?«

»In den Archiven ist jeglicher Hinweis auf das Treffen im Kloster getilgt. Was die Augenzeugen betrifft, sind sie zum Schweigen gebracht und ihre Personalakten vernichtet worden. Besteht der Heilige Vater darauf, eine neue Untersuchung in Auftrag zu geben, liefern die Archive keinerlei neues belastendes Material. Außer natürlich es gelänge dem Israeli, Professor Sterns Arbeit wiederherzustellen. Dann ...«

»... befänden sich die Kirche und das Institut in sehr schwierigem Fahrwasser«, führte der Kardinal Casagrandes Satz zu Ende. »Zum Besten der Kirche und aller, die an sie glauben, muß das Geheimnis des Klosters genau das bleiben, was es ist – ein Geheimnis.«

»Ja, Euer Eminenz.«

Roberto Pucci zündete sich eine Zigarette an. »Vielleicht kann unser Freund im *appartamento* den Heiligen Vater dazu bringen, seinen Fehler einzusehen, Euer Eminenz.«

»Daran habe ich auch schon gedacht, Don Pucci. Nach Auskunft unseres Freundes ist der Papst jedoch entschlossen, sich weder von seinen Sekretären noch von der Kurie von seinem Vorhaben abbringen zu lassen.«

»Aus finanzieller Sicht könnte die Initiative des Heiligen Vaters katastrophale Folgen haben«, sagte Pucci, der so das Gespräch von Liquidation auf Liquidität brachte. »Viele Leute machen gern Geschäfte mit dem Vatikan, weil der einen guten Ruf hat. Zieht der Heilige Vater diesen guten Ruf durch den Schlamm der Geschichte ...«

Brindisi nickte zustimmend. »Unter vier Augen äußert der Heilige Vater oft den Wunsch, in Zeiten zurückzukehren, in denen die Kirche arm war.«

»Wenn er nicht aufpaßt«, sagte Pucci, »geht sein Wunsch in Erfüllung.«

Kardinal Brindisi sah zu Casagrande hinüber. »Dieser *Mitarbeiter* Sterns«, sagte er, »glauben Sie, daß der uns gefährlich werden kann?«

»Das tue ich, Euer Eminenz.«

»Was brauchen Sie von mir, Carlo? Außer meiner Genehmigung, versteht sich.«

»Nur die, Euer Eminenz.«

»Und von Don Pucci?«

Casagrande blickte in die schwarzen Augen unter den schweren Lidern.

»Ich brauche sein Geld.«

TEIL II

Ein Kloster am See

8

LAGO DI GARDA

Es war früher Nachmittag, als Gabriel das Nordufer des Gardasees erreichte. Während er auf der Uferstraße nach Süden fuhr, ging der alpine Charakter von Klima und Vegetation allmählich in einen mediterranen über. Als er sein Fenster herunterließ, umwehte laue Luft sein Gesicht. Die Nachmittagssonne schien auf die silbrig grünen Blätter der Olivenbäume. Tief unterhalb der Straße lag der See flach und still wie eine Platte aus poliertem Granit.

Die Kleinstadt Brenzone schüttelte gerade die Benommenheit der soeben beendeten Siesta ab; an den Bars und Cafés wurden Markisen herausgekurbelt, und in den engen gepflasterten Gassen, die steil zum Monte Baldo hinaufführten, stellten Ladenbesitzer ihre Waren auf dem Gehsteig aus. Gabriel fuhr am Ufer entlang weiter, bis er das »Grand Hotel« fand – eine safrangelbe große Villa am Stadtrand.

Als Gabriel auf den Innenhof fuhr, stürzte sich der Hausdiener mit der Begeisterung eines Eingesperrten, der für jede Gesellschaft dankbar ist, auf den neuen Gast. Die Eingangshalle stammte aus einer vergangenen Zeit. Tatsächlich wäre Gabriel nicht überrascht gewesen, Franz Kafka auf der Lehne eines verstaubten Rohrsessels hocken und im Halbschatten etwas in ein Manuskript kritzeln zu sehen. Im Speisesaal nebenan deckten zwei gelangweilte Kellner langsam zwei Dutzend Tische fürs Abendessen. Ihrem schleppenden Arbeitstempo nach zu urteilen, würden die meisten Tische an diesem Abend nicht besetzt sein.

Der Portier an der Rezeption nahm Haltung an, als Gabriel näherkam. Gabriel warf einen Blick auf das schwarzsilberne Namensschild an der linken Brusttasche seines Blazers: GIANCOMO. Der blonde, blauäugige Hüne mit der straffen Haltung eines preußischen Offiziers betrachtete Gabriel mit verhaltener Neugier.

Gabriel stellte sich in bemühtem, aber fließendem Italienisch als Ehud Landau aus Tel Aviv vor. Das schien dem Portier zu gefallen. Als Gabriel nach einem Mann fragte, der vor zwei Monaten in diesem Haus zu Gast gewesen war – ein Professor Benjamin Stern, der hier seine Brille vergessen hatte –, schüttelte der Portier langsam den Kopf. Erst die fünfzig Euro, die Gabriel ihm in die Hand drückte, schienen seinem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen. »Ah, richtig, Herr Stern!« Die blauen Augen funkelten. »Der Schriftsteller aus München. An den kann ich mich gut erinnern. Er war drei Nächte bei uns.«

»Professor Stern war mein Bruder.«

»War?«

»Er ist vor zehn Tagen in München ermordet worden.«

»Aufrichtiges Beileid, Signor Landau, aber vielleicht sollte ich über Professor Stern nicht mit seinem Bruder, sondern mit der Polizei sprechen.«

Als Gabriel ihm erklärte, er führe eigene Ermittlungen durch, runzelte der Portier nachdenklich die Stirn. »Ich fürchte, ich kann Ihnen nichts Nützliches mitteilen, außer daß Professor Sterns Tod meiner Überzeugung nach nichts mit seinem Aufenthalt in Brenzone zu tun hat. Ihr Bruder hat die meiste Zeit im Kloster verbracht, wissen Sie.«

»Im Kloster?«

Der Portier kam hinter der Empfangstheke hervor. »Kommen Sie bitte mit.«

Er führte Gabriel durch die Hotelhalle zu einer Terrassentür und ins Freie hinaus. Sie überquerten eine Seeterrasse

und blieben an der Balustrade stehen. Unweit des Hotels erhob sich auf einer felsigen Landzunge ein von Zinnen gekröntes schloßartiges Gebäude.

»Das Herz-Jesu-Kloster. Im neunzehnten Jahrhundert war es ein Sanatorium. Die Schwestern haben es vor dem Ersten Weltkrieg in Besitz genommen und sind seither dort.«

»Wissen Sie, was mein Bruder dort gemacht hat?«

»Leider nein. Aber wollen Sie das nicht Mater Vincenza fragen? Sie ist die Äbtissin. Eine wundervolle Frau. Ich bin sicher, daß sie Ihnen sehr gern behilflich sein wird.«

»Haben Sie ihre Telefonnummer?«

Giancomo schüttelte den Kopf. »Kein Telefon. Die Schwestern leben wirklich sehr zurückgezogen.«

Ein Paar riesiger Zypressen stand wie zwei Wachposten auf beiden Seiten des hohen Gittertors. Als Gabriel auf den Klingelknopf drückte, kam ein kalter Windstoß vom See herauf, kreiselte durch den Hof und bewegte die Äste der Olivenbäume. Im nächsten Augenblick erschien ein alter Mann in einem schmutzigen Overall. Als Gabriel sagte, er lasse Mater Vincenza um ein kurzes Gespräch bitten, nickte der Alte und verschwand im Klostergebäude. Wenig später kam er zurück, öffnete das Tor und forderte Gabriel mit einer Handbewegung auf, ihm zu folgen.

Die Äbtissin erwartete ihn in der Eingangshalle. Ihr ovales Gesicht wurde von einer grau-weißen Flügelhaube umrahmt. Eine Brille mit dicken Gläsern vergrößerte ihre wachsamen Augen. Als Gabriel Benjamins Namen erwähnte, lächelte sie strahlend und aufrichtig. »Ja, natürlich erinnere ich mich an ihn«, sagte sie und ergriff seine Hand. »Ein wundervoller Mann! So klug und gebildet! Ich habe unsere gemeinsame Zeit sehr genossen.«

Dann erzählte Gabriel ihr, was Benjamin zugestoßen war. Mater Vincenza bekreuzigte sich und faltete ihre Hände un-

ter dem Kinn. Ihre vergrößerten Augen schienen kurz davor, sich mit Tränen zu füllen. Sie faßte Gabriel am Ellbogen. »Bitte kommen Sie mit. Sie müssen mir alles erzählen.«

Die Schwestern von Brenzone mochten ein Armutsgelübde abgelegt haben, ihr Kloster allerdings war bestimmt auf einem der begehrtesten Grundstücke ganz Italiens errichtet. Der Gemeinschaftsraum, in den Gabriel geführt wurde, war eine große rechteckige Galerie, so möbliert, daß mehrere Sitzgruppen entstanden. Durch die hohen Fenster konnte Gabriel eine Terrasse mit Marmoralustrade und die dünne Sichel des über dem Gardasee aufgehenden Mondes sehen.

Sie nahmen in abgewetzten Sesseln vor einem der Fenster Platz. Mater Vincenza läutete eine kleine Glocke, und als eine junge Nonne erschien, bat die Äbtissin sie, ihnen Kaffee zu bringen. Die Nonne glitt so ruhig und lautlos davon, daß Gabriel sich fragte, ob sich unter ihrer Ordenstracht ein Satz Laufrollen verbarg.

Nun schilderte Gabriel die näheren Umstände von Benjamins Ermordung. Bei seinem Bericht ließ er sorgfältig all das aus, was die fromme Frau ihm gegenüber hätte schockieren können. Trotzdem seufzte Mater Vincenza bei jeder neuen Enthüllung schwer und bekreuzigte sich langsam. Als Gabriel seinen Bericht beendet hatte, befand sie sich in höchster Aufregung. Der stark gesüßte Espresso, den ihnen die schweigsame junge Nonne in winzigen Tassen servierte, schien ihre Nerven etwas zu beruhigen.

»Sie wußten, daß Benjamin Sachbuchautor war?«

»Natürlich. Deswegen war er hier in Brenzone.«

»Er hat an einem Buch gearbeitet?«

»Gewiß.«

Mater Vincenza machte eine Pause, als das Faktotum mit einem Armvoll Holzscheite hereinkam. »Danke, Licio«, sagte sie, als der Alte das Holz in den Weidenkorb am Kamin legte und sich daraufhin lautlos entfernte.

Die Äbtissin fuhr fort: »Wie kommt es, daß Sie das Thema seines Buchs nicht kennen, wenn Sie sein Bruder sind?«

»Aus irgendwelchen Gründen hat Benjamin mit diesem Buchprojekt sehr geheimnisvoll getan. Er hat das Thema sogar vor Freunden und Angehörigen geheimgehalten.« Gabriel erinnerte sich an sein Gespräch mit Professor Berger. »Auch der Dekan seiner Fakultät an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität wußte nicht, woran er arbeitete.«

Mater Vincenza schien das als Erklärung zu akzeptieren, denn nachdem sie ihn einen Augenblick sorgfältig gemustert hatte, sagte sie: »Ihr Bruder hat an einem Buch über Juden gearbeitet, die während des Krieges in kirchlichen Einrichtungen Zuflucht gefunden haben.«

Gabriel dachte einen Augenblick über ihre Aussage nach. *Ein Buch über Juden, die sich in Klöstern versteckt hatten?* Das war natürlich denkbar, aber es klang nicht wie ein Thema, dessen Benjamin sich angenommen hätte. Und es lieferte auch keine Erklärung für seine ungewöhnliche Geheimnistuerei. Trotzdem beschloß er, zunächst einmal mitzuspielen.

»Was hat ihn hierhergeführt?«

Mater Vincenza taxierte ihn über den Rand ihrer Espressotasse hinweg. »Trinken Sie aus«, sagte sie, »dann zeige ich Ihnen, weshalb Ihr Bruder nach Brenzone gekommen ist.«

Die warme Hand der Äbtissin ruhte leicht auf Gabriels Unterarm, als sie gemeinsam die steile Steintreppe im Licht einer Stablampe hinunterstiegen. Am Fuß der Treppe empfing sie Modergeruch, und Gabriel konnte seinen Atem sehen. Vor ihnen lag ein schmaler Korridor zwischen massiven Holztüren, die von Rundbogen eingerahmt waren. Der Ort erinnerte an Katakomben. Gabriel stellte sich plötzlich vor, wie gehetzte Seelen sich hier bei Fackelschein bewegten und flüsternd miteinander sprachen.

Mater Vincenza führte ihn den Korridor entlang und

blieb vor jeder Tür stehen, um den Lichtstrahl ihrer Stablampe in das Innere einer beengten Kammer zu schicken. Das Mauerwerk glänzte feucht, und der Modergeruch war überwältigend stark. Gabriel bildete sich ein, über ihren Köpfen das Plätschern von Wasser zu hören.

»Dies war der einzige Ort, an dem die Flüchtlinge nach Überzeugung der Schwestern sicher waren«, sagte die Äbtissin, als sie endlich ihr Schweigen brach. »Wie Sie selbst spüren, war es hier unten im Winter bitterkalt. Ich fürchte, sie haben schrecklich gelitten, vor allem die Kinder.«

»Wie viele?«

»Gewöhnlich rund ein Dutzend. Manchmal mehr. Manchmal weniger.«

»Wieso weniger?«

»Manche sind in andere *conventi* übergesiedelt. Eine Familie hat versucht, sich in die Schweiz durchzuschlagen. Sie ist im Grenzgebiet von einer Schweizer Streife gestellt und den Deutschen übergeben worden. Ich habe gehört, sie sei in Auschwitz umgekommen. Ich war während des Kriegs natürlich noch ein Kind. Meine Familie hat in Turin gelebt.«

»Für die hier lebenden Schwestern muß das sehr gefährlich gewesen sein.«

»Ja, sehr. Damals haben faschistische Banden auf der Suche nach Juden das Land durchstreift. Belohnungen wurden ausgesetzt. Juden sind für Geld denunziert worden. Wer Juden bei sich verbarg, riskierte schreckliche Vergeltungsmaßnahmen. Die Schwestern haben diese Menschen unter großen Gefahren auch für sich selbst aufgenommen.«

»Warum haben sie es dann getan?«

Mater Vincenza lächelte herzlich und drückte seinen Unterarm. »In unserer Kirche existiert eine große Tradition, Signor Landau. Priester und Nonnen fühlen sich besonders verpflichtet, Flüchtlingen zu helfen. Den unschuldig Verfolgten zu helfen. Die Schwestern von Brenzone haben den

Juden aus christlicher Nächstenliebe geholfen. Und sie haben es getan, weil der Heilige Vater entsprechende Anweisungen erteilt hat.«

»Papst Pius XII. hat den Klöstern befohlen, Juden aufzunehmen?«

Die Äbtissin nickte. »In der Tat. Frauenklöster, Männerklöster, Schulen, Krankenhäuser. Der Heilige Vater hat alle kirchlichen Einrichtungen angewiesen, den Juden ihre Türen zu öffnen.«

Der Lichtstrahl von Mater Vincenzas Stablampe fiel auf eine fette Ratte. Ihre Krallen kratzten über die Steine, als sie mit leuchtend gelben Augen forthuschte.

»Danke, Mater Vincenza«, sagte Gabriel. »Ich denke, ich habe genug gesehen.«

»Wie Sie wünschen.« Die Äbtissin verweilte, den festen Blick unbeirrbar auf ihn gerichtet. »Dieser Ort darf Sie nicht betrüben, Signor Landau. Mit Hilfe der Schwestern von Brenzone haben es die Menschen, die hier Zuflucht gefunden haben, geschafft zu überleben. Dies ist kein Ort der Trauer. Es ist ein Ort der Freude. Der Hoffnung.«

Als Gabriel keine Antwort gab, wandte sich Mater Vincenza um und führte ihn die Treppe hinauf zurück. Auf dem Weg über den mit Kies bestreuten Vorhof ließ der Abendwind die Röcke ihrer Ordenstracht rascheln.

»Wir nehmen jetzt gleich unser Abendessen ein. Wenn Sie möchten, können Sie gern daran teilhaben.«

»Sehr freundlich von Ihnen, aber ich möchte nicht stören. Außerdem habe ich Ihre Zeit schon über Gebühr in Anspruch genommen.«

»Oh, keineswegs.«

Am Gittertor blieb Gabriel stehen und drehte sich zu ihr. »Kennen Sie die Namen von Leuten, die hier Zuflucht gefunden haben?« fragte er plötzlich.

Seine Frage schien die Äbtissin zu überraschen. Sie sah

ihn einen Augenblick prüfend an, dann schüttelte sie bedächtig den Kopf. »Ihre Namen sind im Lauf der Jahre in Vergessenheit geraten, fürchte ich.«

»Das ist schade.«

»Ja«, sagte sie mit einem langsamen Nicken.

»Darf ich Sie noch etwas fragen, Mater Vincenza?«

»Gewiß.«

»Hat der Vatikan Ihnen die Erlaubnis gegeben, mit Benjamin zu sprechen?«

Sie hob trotzig das Kinn. »Ich brauche keinen Bürokraten aus der Kurie, der mir sagt, wann ich zu reden und wann ich zu schweigen habe. Das kann mir nur mein Gott befehlen, und Gott hat mir befohlen, mit Ihrem Bruder über die Juden von Brenzone zu sprechen.«

Mater Vincenza hatte ein kleines Büro im ersten Stock des Klosters, in einem behaglichen Raum mit Seeblick. Sie schloß die Tür und sperrte sie ab, dann setzte sie sich an ihren schlichten Schreibtisch und zog die oberste Schublade auf. Hinter einer kleinen Schachtel mit Bleistiften und Büroklammern lag ein elegantes kleines Handy versteckt. Theoretisch verstieß der Besitz eines solchen Geräts gegen die strenge Ordensregel, aber der Mann aus dem Vatikan hatte ihr versichert, unter den gegenwärtigen Umständen stelle das keinen Verstoß dar, weder moralisch noch anderweitig.

Sie schaltete das Handy ein, genau wie er es ihr gezeigt hatte, und tippte konzentriert die römische Nummer ein. Nach einigen Sekunden Stille konnte sie ein Telefonläuten hören. Das überraschte sie. Als sich im nächsten Augenblick eine Männerstimme meldete, überraschte sie das noch mehr.

»Hier ist Mater Vincenza ...«

»Ich weiß, wer Sie sind«, erwiderte der Mann in schroffem, geschäftsmäßigem Ton. Dabei fiel ihr ein, daß er

ihr eingeschränkt hatte, am Telefon niemals Namen zu nennen. Sie kam sich sehr töricht vor.

»Sie wollten, daß ich Sie anrufe, wenn jemand ins Kloster kommt, um nach dem Professor zu fragen.« Sie zögerte, weil sie darauf wartete, daß er etwas sagen würde, aber der Mann schwieg. »Heute nachmittag war jemand da.«

»Wie hat er sich genannt?«

»Landau«, sagte sie. »Ehud Landau, aus Tel Aviv. Er hat gesagt, er sei der Bruder des Professors.«

»Wo ist er jetzt?«

»Das weiß ich nicht. Vielleicht übernachtet er im alten Hotel.«

»Können Sie das herausbekommen?«

»Ich denke schon, ja.«

»Stellen Sie's fest – dann rufen Sie mich wieder an.«

Die Verbindung wurde unterbrochen. Mater Vincenza legte das Handy in sein Versteck zurück und schloß leise die Schublade.

Gabriel beschloß, in Brenzone zu übernachten und am nächsten Morgen in aller Frühe nach Venedig zurückzufahren. Er ging vom Kloster aus zu Fuß in das Hotel zurück und nahm sich dort ein Zimmer. Da ihn die Vorstellung deprimierte, in dem tristen Speisesaal des Hotels Abend zu essen, spazierte er durch den kalten Märzabend am Seeufer entlang und aß Fisch in einem gemütlichen Restaurant, in dem Einheimische verkehrten. Der Weißwein kam aus der Umgebung und war sehr kalt.

Beim Essen blitzten vor seinem inneren Auge immer wieder Bilder auf, die mit dem Fall zusammenhingen: die Odinsrune und das Dreigezackte Hakenkreuz, beide an die Wand von Benjamins Zimmer gesprüht, der Blutfleck an der Stelle, an der Benjamin gestorben war, Kriminalkommissar Weiss, der ihn auf Münchens Straßen beschattete,

Mater Vincenza, die ihn die Treppe in den feuchten Keller des Klosters am See hinunterführte.

Gabriel war der Überzeugung, jemand habe Benjamin ermordet, um ihn zum Schweigen zu bringen. Nur das konnte erklären, weshalb sein Computer verschwunden war und nichts in seinem Apartment darauf hinwies, daß er überhaupt an einem Buch gearbeitet hatte. Gelang es ihm, Benjamins Buch – oder zumindest sein Thema – zu rekonstruieren, würde er vielleicht etwas über den Mörder und das Tatmotiv erfahren. Leider hatte er praktisch nichts in der Hand – nur die Aussage einer ältlichen Nonne, die behauptete, Benjamin habe an einem Buch über Juden gearbeitet, die im Krieg in kirchlichen Einrichtungen Zuflucht gesucht und gefunden hatten. Im großen und ganzen nicht gerade ein Thema, das einen Autor der Gefahr aussetzte, ermordet zu werden.

Er zahlte und machte sich auf den Rückweg ins Hotel. Dabei ließ er sich Zeit, schlenderte durch die stillen Gassen der Altstadt, achtete kaum darauf, wo er ging, und folgte engen Durchgängen, wo immer sie sich vor ihm auftaten. Seine Überlegungen waren ein Spiegelbild seines mäandernden Weges durch Brenzone. Er ging das Problem instinktiv so an, als handle es sich um eine Restaurierung, als sei Benjamins Buch ein Gemälde, das so stark gelitten hatte, daß es praktisch nur noch aus einer kahlen Leinwand mit einigen Farblecksen und dem Fragment einer Unterzeichnung bestand. Wäre Benjamin ein Alter Meister gewesen, hätte Gabriel alle seine übrigen Gemälde studiert. Er hätte seine Maltechnik und die Einflüsse untersucht, denen er zur Zeit der Entstehung des Gemäldes ausgesetzt gewesen war. Kurz gesagt: Er hätte alle nur möglichen Details – so trivial sie auch sein mochten – aus dem Leben des Künstlers zusammengetragen, bevor er sich an die Restaurierung gemacht hätte.

Bisher hatte Gabriel nur sehr wenig, worauf er für die Restaurierung aufbauen konnte, aber während er jetzt durch die Gassen von Brenzone wanderte, wurde er auf eine weitere bedeutsame Tatsache aufmerksam.

Er wurde zum zweitenmal innerhalb von zwei Tagen beschattet.

Gabriel bog um eine Ecke und ging an einer Ladenzeile mit heruntergelassenen Rolläden vorbei. Als er sich kurz umsah, konnte er einen Mann beobachten, der hinter ihm um die Ecke kam. Er wiederholte dieses Manöver und konnte erneut seinen Verfolger ausmachen: einen bloßen Schatten in den schwach beleuchteten Gassen, hager und gebeugt, flink wie eine streunende Katze.

Er schlüpfte in den dunklen Eingang eines kleinen Apartmenthauses und horchte angestrengt, während die Schritte leiser wurden und schließlich ganz verhallten. Im nächsten Augenblick trat er wieder auf die Straße hinaus und machte sich auf den Rückweg ins Hotel. Sein Beschatter blieb verschwunden.

Als Gabriel ins Hotel zurückkam, hatte der Portier Gianco-mo noch immer Dienst an der Rezeption. Er legte ihm den Zimmerschlüssel hin, als sei er eine kostbare Reliquie, und erkundigte sich, ob Gabriel gut gespeist habe.

»Ausgezeichnet, danke.«

»Vielleicht möchten Sie morgen abend unseren Speisesaal beehren?«

»Vielleicht«, sagte Gabriel unverbindlich und steckte den Schlüssel ein. »Ich würde gern Benjamins Rechnungen aus der Zeit in Ihrem Haus einsehen – vor allem die Telefonrechnung mit der Aufschlüsselung der Rufnummern. Die könnte nützlich sein.«

»Ja, ich verstehe, Signor Landau, aber ich fürchte, das wäre ein Verstoß gegen den Schutz der Privatsphäre unserer

Gäste, zu dem sich unser Haus verpflichtet hat. Ein Mann von Welt wie Sie wird das sicher verstehen.«

Gabriel wies darauf hin, daß Benjamin keine schützenswerte Privatsphäre mehr habe, da er nun tot sei.

»Tut mir leid, aber die Bestimmungen gelten auch für Tote«, sagte der Portier. »Würde die Polizei allerdings solche Informationen verlangen, müßte ich sie herausgeben.«

»Diese Informationen sind mir wichtig«, erklärte Gabriel ihm. »Ich wäre bereit, einen Zuschlag zu bezahlen, um sie zu erhalten.«

»Einen Zuschlag? Ich verstehe.« Er rieb sich nachdenklich das Kinn. »Ich denke, die Gebühr würde fünfhundert Euro betragen.« Eine Pause, damit Gabriel diese Summe verarbeiten konnte. »Eine Bearbeitungsgebühr. Natürlich im voraus zu entrichten.«

»Ja, natürlich.«

Gabriel zählte die Scheine ab und legte sie auf die Theke. Giancomos Hand wischte über das polierte Holz, dann war das Geld verschwunden.

»Gehen Sie auf Ihr Zimmer, Signor Landau. Ich drucke die Rechnung aus und bringe sie Ihnen.«

Gabriel stieg die Treppe zu seinem Zimmer hinauf. Er verriegelte die Tür von innen, legte die Sicherungskette vor und trat dann ans Fenster, um hinauszusehen. Der See schimmerte im Mondschein. Draußen trieb sich niemand herum – zumindest niemand, den er sehen konnte. Er setzte sich aufs Bett und fing an sich auszuziehen.

Ein Briefumschlag erschien unter der Tür und glitt über den Terrakottaboden. Gabriel hob ihn auf, öffnete die Klappe und zog den Inhalt heraus. Er knipste seine Nachttischlampe an und studierte die Rechnung. Während seines zweitägigen Aufenthalts hatte Benjamin nur drei Telefongespräche geführt. Zweimal hatte er seine eigene Nummer in München gewählt – um den Anrufbeantwor-

ter abzufragen, vermutete Gabriel –, einmal eine Nummer in London.

Gabriel griff nach dem Telefonhörer und wählte diese Nummer.

Ein Anrufbeantworter meldete sich.

»Sie sind mit dem Büro von Peter Malone verbunden. Leider bin ich im Augenblick nicht erreichbar. Falls Sie eine Nachricht hinterlassen wollen ...«

Gabriel legte den Hörer wieder auf die Gabel.

Peter Malone? Der britische Enthüllungsjournalist? Wozu hätte Benjamin einen Mann wie ihn anrufen sollen? Gabriel faltete die Rechnung zusammen und steckte sie zurück in den Umschlag. Er wollte ihn gerade in Ehud Landaus Aktenkoffer legen, als das Telefon klingelte.

Er streckte eine Hand nach dem Hörer aus, dann zögerte er. Niemand wußte, daß er hier war – niemand außer dem Portier und dem Mann, der ihn vorhin beschattet hatte. Vielleicht hatte Malone die italienische Nummer auf dem Display seines Telefons gelesen und rief jetzt zurück. Lieber informiert als ahnungslos, sagte er sich, riß den Hörer von der Gabel und hielt ihn ans Ohr, ohne sich gleich zu melden.

Schließlich sagte er: »Ja?«

»Mater Vincenza belügt Sie, genau wie sie Ihren Freund belogen hat. Finden Sie Schwester Regina und Martin Luther. Dann wissen Sie, was im Kloster wirklich geschehen ist.«

»Wer sind Sie?«

»Kommen Sie nicht wieder. Hier sind Sie nicht sicher.«

Klick.

9

GRINDELWALD

Der Mann, der in einem luxuriösen Chalet im Schatten des Eigers wohnte, galt selbst nach den strengen Maßstäben der Gebirgsbewohner der Innerschweiz als verschlossen. Er ließ es sich angelegen sein, zu erfahren, was über ihn geredet wurde, und wußte, daß in den Bars und Cafés von Grindelwald ständig über seinen Beruf gerätselt wurde. Manche glaubten, er sei ein erfolgreicher Privatbankier aus Zürich, andere hielten ihn für den Mehrheitsaktionär eines großen Chemieunternehmens mit Sitz in Zug. Und es gab die Theorie, er lebe von ererbtem Reichtum und habe gar nicht selbst Karriere gemacht. Unbegründete Gerüchte wollten wissen, er sei ein Geldwäscher oder Waffenschmuggler. Seine Putzfrau erzählte von einer Küche mit teuren Kupfertöpfen und allen nur vorstellbaren Küchenmaschinen. So entstand das weitere Gerücht, er sei Küchenchef oder Restaurantbesitzer. Diese Vorstellung gefiel ihm am besten. Wäre er nicht in seinen gegenwärtigen Beruf geraten, hätte er sich seinen Lebensunterhalt am liebsten als Kochkünstler verdient.

Die wenige Post, die täglich im Briefkasten des Chalets lag, war an Eric Lange adressiert. Dieser sprach das Schwyzertütsch eines Zürichers, aber mit dem breiten Singsang eines Mannes aus den Alpentälern der Innerschweiz. Er kaufte in der örtlichen Migros ein und zahlte stets bar. Er bekam keinen Besuch und wurde trotz seines guten Aussehens niemals mit einer Frau gesehen. Er war häufig für längere

Zeit verweist. Wurde er nach dem Grund seiner Abwesenheit gefragt, murmelte er irgend etwas von geschäftlichen Terminen. Drang jemand weiter in ihn, wurden seine grauen Augen plötzlich so eiskalt, daß nur wenige den Mut hatten, dieses Thema weiterzuverfolgen.

Vor allem schien er ein Mann mit allzu reichlicher Freizeit zu sein. Von Dezember bis März verbrachte er bei guter Schneelage die meiste Zeit auf der Skipiste. Er war ein guter Skiläufer: schnell, aber nie leichtsinnig, mit der Größe und Kraft eines Abfahrers und der flinken Beweglichkeit eines Slalomläufers. Seine Kleidung und Ausrüstung waren teuer, aber dezent und bewußt so ausgesucht, daß sie unauffällig wirkten, anstatt Aufmerksamkeit zu erregen. Auf der Fahrt im Sessellift blieb er gewohnheitsmäßig schweigsam. Im Sommer, wenn man nur noch auf den Gletschern skifahren konnte, verließ er jeden Morgen sein Chalet zu einer Bergwanderung. Sein Körper schien dafür wie geschaffen: groß und stark, mit schmalen Hüften und breiten Schultern, muskulösen Oberschenkeln und rautenförmigen Waden. Er bewegte sich auf den Felspfaden mit der Geschmeidigkeit einer großen Raubkatze und schien nie zu ermüden.

Gewöhnlich rastete er am Fuß des Eigers, um aus seiner Wasserflasche zu trinken und mit zusammengekniffenen Augen zur windumtosten Nordwand des Bergmassivs hinaufzuspähen. Er kletterte nie, sondern hielt die Männer, die sich am Eiger versuchten, für ausgemachte Spinner. Von der Terrasse seines Chalets aus hörte er an manchen Nachmittagen das Rotorgeknatter von Rettungshubschraubern, und manchmal konnte er durch sein Fernglas tote Kletterer in ihren Seilen hängend im Föhnsturm hin- und herschwingen sehen. Er hatte äußersten Respekt vor dem Berg. Wie der als Eric Lange bekannte Mann war der Eiger ein perfekter Killer.

Kurz vor fünfzehn Uhr stieg Lange aus dem Sessellift, um zum letzten Mal an diesem Tag abzufahren. Am Ende der Piste verschwand er in einem Arvenwäldchen und glitt durch die Schatten bis zum Hintereingang seines Chalets. Er trat aus den Skibindungen, zog die Handschuhe aus und gab auf dem Tastenfeld neben der Tür eine Zahlenkombination ein. Dann betrat er das Chalet, zog Daunenjacke und Überhose aus und hängte die Skier in eine stabile Wandhalterung. Im Obergeschoß duschte er und zog Reisekleidung an: schwarze Cordsamthose, dunkelgrauer Kaschmirpullover, feste Wildlederschuhe. Seine Reisetasche war schon gepackt.

Er blieb vor dem Spiegel im Bad stehen und begutachtete seine Erscheinung. Die blonden Haare waren von der Sonne gebleicht und graumeliert. Die Augen waren von Natur aus grau und vertrugen Kontaktlinsen gut. Die Gesichtszüge wurden gelegentlich von einem Schönheitschirurgen in einer diskreten Klinik am Genfer See verändert. Er setzte eine Schildpattbrille auf, massierte sich Gel ins Haar und kämmte es streng nach hinten. Die dadurch bewirkte Veränderung seines Aussehens war bemerkenswert.

Er kehrte ins Schlafzimmer zurück. In dem großen begehbaren Kleiderschrank verbarg sich ein Safe mit Kombinationsschloß. Er stellte die erforderliche Zahlenkombination ein und zog die schwere Tür auf. In dem Safe lag das Rüstzeug für seinen Beruf: gefälschte Reisepässe, größere Beträge in verschiedenen Währungen, eine Kollektion von Handfeuerwaffen. Er füllte seine Geldbörse mit Schweizer Franken und entschied sich für eine 9-mm-Stetschkin, seine bevorzugte Waffe. Er schob die Pistole zwischen die Kleidungsstücke in seiner Reisetasche und schloß die Safetür wieder. Fünf Minuten später stieg er in seinen Audi A6, um nach Zürich zu fahren.

In der gewalttätigen Geschichte des politischen Extremismus in Europa wurde kein Terrorist verdächtigt, mehr Blut vergossen zu haben, als der Mann mit dem Spitznamen Leopard. Als freiberuflicher Auftragskiller hatte er seinen Beruf auf dem gesamten Kontinent ausgeübt und eine Spur aus Leichen und Bombenschäden hinterlassen, die sich von Athen nach London, von Madrid nach Stockholm erstreckte. Er hatte für die Rote-Armee-Fraktion in Westdeutschland, die *Brigate Rosse* in Italien und die *Action Directe* in Frankreich gearbeitet. Er hatte im Auftrag der Irish Republican Army einen hohen britischen Offizier und der baskischen Separatistenbewegung ETA einen spanischen Minister ermordet. Seine Beziehungen zu palästinensischen Terroristen waren dauerhaft und lukrativ gewesen. Er hatte nicht nur für Abu Jihad, den zweiten Mann an der Spitze der PLO, Entführungen und Auftragsmorde übernommen, sondern auch für den fanatischen palästinensischen Dissidenten Abu Nidal gemordet. Darüber hinaus galt der Leopard als der Planer der zeitgleichen Anschläge auf die Flughäfen von Rom und Wien, die im Dezember 1985 neunzehn Tote und hundertzwanzig Verletzte gefordert hatten. Das letzte ihm zugeschriebene Verbrechen, die Ermordung eines französischen Industriellen in Paris, lag nunmehr neun Jahre zurück. In westeuropäischen Polizei- und Geheimdienstkreisen glaubten manche Leute, der Leopard sei tot – im Streit von einem seiner alten Auftraggeber ermordet. Manche Leute bezweifelten sogar, daß er jemals existiert hatte.

Als Eric Lange Zürich erreichte, war es schon dunkel. Er stellte seinen Wagen in einer schäbigen Straße nördlich des Hauptbahnhofs ab und ging zu Fuß zum Hotel »St. Gotthard« unweit der in sanfter Biegung verlaufenden Bahnhofstraße. Dort war ein Zimmer für ihn reserviert. Daß er kein Gepäck hatte, schien den Angestellten an der Rezeption

nicht zu erstaunen. Wegen seiner Lage und seines Rufs absoluter Diskretion fanden in dem Hotel oft Besprechungen statt, die zu vertraulich waren, um in den Räumen einer Privatbank stattfinden zu können. Angeblich war Hitler selbst im »St. Gotthard« abgestiegen, wenn er zu Besprechungen mit seinen Schweizer Bankiers in Zürich gewesen war.

Lange fuhr mit dem Aufzug in sein Zimmer hinauf. Er zog die Vorhänge zu und nahm sich einen Augenblick Zeit, um die Möbel zu verrücken. Er schob einen Sessel so in die Zimmermitte, daß er der Tür zugekehrt war, und stellte den Couchtisch davor. Auf die runde Tischplatte legte er zwei Gegenstände: eine kleine, aber starke Stablampe und die Stetschkin. Dann schaltete er das Licht aus und setzte sich in den Sessel. Im Zimmer war es stockfinster.

Während er auf den Klienten wartete, trank er mit kleinen Schlucken einen enttäuschenden Roten aus der Minibar. Die Grundvoraussetzung für die Übernahme eines Auftrags war für ihn, nicht mit Kurieren oder Mittelsmännern zu verhandeln. Wollte ein Mann seine Dienste in Anspruch nehmen, mußte er den Mut haben, persönlich zu erscheinen und sein Gesicht zu zeigen. Darauf bestand Lange nicht aus Eitelkeit, sondern zu seinem eigenen Schutz. Seine Dienste waren so kostspielig, daß nur sehr reiche Männer es sich leisten konnten, ihn zu engagieren – Männer, die sich auf die Kunst des Verrats verstanden; Männer, die wußten, wie man andere vorschob, um sie für die eigenen Sünden büßen zu lassen.

Um zwanzig Uhr fünfzehn, pünktlich zu der von Lange festgesetzten Zeit, wurde an die Tür geklopft. Mit einer Hand griff er nach der Stetschkin und mit der anderen nach der Stablampe, bevor er dem Besucher gestattete, das stockfinstere Zimmer zu betreten. Als die Tür wieder geschlossen war, schaltete er die Stablampe ein. Der Lichtstrahl zeigte

ihm einen kleinen, gutgekleideten Mann Ende Sechzig mit einem eisgrauen Haarkranz, der an eine Tonsur erinnerte. Lange kannte ihn: General Carlo Casagrande, einst oberster Terroristenjäger der Carabinieri, jetzt Sicherheitschef des Vatikans. Wie viele der alten Feinde des Generals wären nur zu gern in Langes Position gewesen – mit einer geladenen Pistole auf den großen Casagrande, den Schlächter der *Brigate Rosse*, den Retter Italiens, zu zielen. Die Brigaden hatten versucht, ihn zu liquidieren, aber Casagrande hatte während des Krieges im Untergrund gelebt, war von Bunker zu Bunker, von Kaserne zu Kaserne gezogen. Also hatten sie an seiner Statt seine Frau und seine Tochter massakriert. Danach war der General nie mehr der alte gewesen, was vermutlich erklärte, weshalb er sich jetzt hier, in einem verdunkelten Hotelzimmer in Zürich befand, um einen professionellen Killer zu engagieren.

»Hier kommt man sich vor wie im Beichtstuhl«, sagte Casagrande auf italienisch.

»Das ist der Zweck der Übung«, antwortete Lange in derselben Sprache. »Sie dürfen niederknien, wenn Ihnen dabei wohler ist.«

»Ich denke, ich bleibe lieber stehen.«

»Sie haben das Dossier?«

Casagrande hielt seinen Aktenkoffer hoch. Lange hob die Stetschkin in den Lichtstrahl der Stablampe, damit der Mann aus dem Vatikan sie sehen konnte. Casagrande bewegte sich mit der Bedächtigkeit eines Mannes, der mit hochexplosivem Sprengstoff umgeht. Er öffnete den Aktenkoffer, nahm einen großen braunen Umschlag heraus und legte ihn auf den Couchtisch. Lange griff mit der Rechten, in der er die Pistole hielt, nach dem Umschlag und kippte den Inhalt auf seinen Schoß. Sekunden später sah er auf.

»Ich bin enttäuscht. Ich habe gehofft, Sie würden mich damit beauftragen, den Papst zu ermorden.«

»Das hätten Sie getan, nicht wahr? Sie hätten Ihren Papst ermordet.«

»Er ist nicht *mein* Papst, und die Antwort auf Ihre Frage lautet: Ja, ich hätte ihn ermordet. Und wäre der Auftrag damals nicht an diesen verrückten Türken, sondern an mich gegangen, wäre der Pole an jenem bewußten Nachmittag im Petersdom gestorben.«

»Dann sollte ich vermutlich dankbar dafür sein, daß der KGB nicht *Sie* angeheuert hat. Sie haben weiß Gott genügend Schmutzarbeit für ihn erledigt.«

»Der KGB? Das glaube ich nicht, General, und Sie wohl auch nicht. Der KGB hat nicht viel von dem Polen gehalten, aber er war nicht so dumm, ihn ermorden lassen zu wollen. Auch Sie glauben sicherlich nicht, daß der KGB hinter dem Anschlag gesteckt hat. Wie man hört, glauben Sie, die Verschwörung zur Ermordung des Papsts sei räumlich näher angesiedelt gewesen – innerhalb der Kirche selbst. Deshalb wurden die Ergebnisse Ihrer Ermittlungen auch geheimgehalten. Die Vorstellung, die wahre Identität der Verschwörer preisgeben zu müssen, war allen Beteiligten zu peinlich. Außerdem war es zweckmäßig, auch ohne Beweise weiterhin anklagend nach Osten zeigen zu können, wo in Moskau die wahren Feinde des Vatikans saßen.«

»Die Zeiten, in denen wir Meinungsverschiedenheiten durch die Ermordung von Päpsten beendet haben, sind seit dem Mittelalter vorbei.«

»Bitte, General, solche Aussagen sind eines Mannes Ihrer Intelligenz und Erfahrung nicht würdig.« Lange ließ das Dossier auf den Couchtisch fallen. »Die Verbindungen zwischen diesem Mann und dem jüdischen Professor sind zu eindeutig. Das mache ich nicht. Suchen Sie sich einen anderen.«

»Niemand ist so gut wie Sie. Und ich habe nicht die Zeit, einen anderen passenden Kandidaten zu finden.«

»Dann wird die Sache teuer.«

»Wieviel?«

Eine Pause, dann: »Fünfhunderttausend, im voraus zahlbar.«

»Das ist leicht übertrieben, finden Sie nicht auch?«

»Nein, keineswegs.«

Casagrande tat so, als überlege er, dann nickte er. »Sobald Sie ihn liquidiert haben, durchsuchen Sie sein Büro und nehmen alles Material mit, das eine Verbindung zu dem Professor oder dem Buch herstellt. Außerdem will ich, daß Sie mir seinen Computer bringen. Sie schaffen alles nach Zürich und lassen es in demselben Schließfach zurück, in dem Sie das Material aus München deponiert haben.«

»Den Computer eines Mannes zu transportieren, den man gerade ermordet hat, ist für einen Killer nicht gerade ratsam.«

Casagrande verdrehte die Augen. »Wieviel?«

»Zusätzlich hunderttausend.«

»Abgemacht.«

»Sobald das Geld auf meinem Konto gutgeschrieben ist, gehe ich gegen die Zielperson vor. Gibt es einen Termin?«

»Gestern.«

»Dann hätten Sie vorgestern zu mir kommen sollen.«

Casagrande machte kehrt und verließ den Raum. Eric Lange knipste die Stablampe aus, blieb im Dunklen sitzen und trank seinen Wein aus.

Casagrande ging die Bahnhofstraße entlang, auf der ihm ein böiger Wind vom See her ins Gesicht wehte. Er spürte den erschreckenden Drang, in einem Beichtstuhl auf die Knie zu sinken und vor einem Priester seine Sünden zu bekennen. Aber das durfte er nicht. Nach den Regeln des Instituts durfte er nur bei einem Priester beichten, der selbst Mitglied der Bruderschaft war. Wegen der brisanten Natur von Casagrandes Arbeit war sein Beichtvater niemand anderer als Kardinal Marco Brindisi.

Er erreichte die Talstraße, eine von grauen Steingebäuden

und modernen Bürogebäuden gesäumte stille Straße. Dort ging Casagrande ein kurzes Stück weiter, bis er zu einem unauffälligen Hauseingang kam. An der Mauer neben der Haustür war ein Messingschild angebracht:

BECKER & PUHL
PRIVATBANKIERS
TALSTRASSE 26

Neben dem Schild befand sich ein Klingelknopf, auf den Casagrande mit dem Daumen drückte. Er sah kurz ins Fischauge der Überwachungskamera über der Tür auf und senkte dann wieder den Kopf. Im nächsten Augenblick summte der elektrische Türöffner, und Casagrande trat in einen kleinen Vorraum.

Herr Becker erwartete ihn bereits dort. Dieser steife, umständliche und glatzköpfige kleine Mann war selbst in der höchst verschwiegene Welt der Bahnhofstraße für seine absolute Diskretion bekannt. Der Informationsaustausch zwischen den beiden war kurz und größtenteils eine überflüssige Formalität. Casagrande und Becker kannten sich gut und waren langjährige Geschäftspartner, obwohl Becker keine Ahnung hatte, wer Casagrande war und woher sein Geld stammte. Wie immer hatte der Italiener Mühe, Becker zu verstehen, dessen Stimme auch im normalen Gespräch kaum lauter als ein Flüstern war. Als er ihm den Flur entlang zum Schließfachraum folgte, machten Beckers Bally-Slipper auf dem polierten Marmorboden kaum ein Geräusch.

Sie betraten einen fensterlosen Raum, dessen gesamte Einrichtung aus einem etwas erhöhten Besichtigungstisch bestand. Herr Becker ließ Casagrande einen Augenblick allein und kam dann mit einer Stahlkassette zurück. »Die lassen Sie bitte auf dem Tisch stehen, wenn Sie fertig sind«,

sagte der Bankier. »Ich warte draußen in der Nähe der Tür – für den Fall, daß Sie noch etwas anderes brauchen.«

Der kleine Mann huschte hinaus. Casagrande knöpfte seinen Mantel auf und zog den Reißverschluß im Innenfutter auf. In mehreren Fächern steckten dicke Packen Geldscheine in verschiedenen Währungen, die er von Roberto Pucci bekommen hatte. Der Italiener legte einen Packen Geld nach dem anderen in die Stahlkassette.

Als Casagrande fertig war, rief er Herrn Becker herein. Der Schweizer Bankier begleitete ihn hinaus und wünschte ihm noch einen schönen Abend. Als Casagrande die Bahnhofstraße entlang zurückging, merkte er, daß er die vertrauten und beruhigenden Worte des Akts der Reue hersagte.

IO

VENEDIG

Am folgenden Morgen kehrte Gabriel in aller Frühe nach Venedig zurück. Er ließ den Opel auf dem Parkplatz am Bahnhof stehen und nahm ein Wassertaxi zur Kirche San Zaccaria. Er betrat sie, ohne die übrigen Mitglieder des Teams zu begrüßen, stieg auf sein Gerüst und verbarg sich hinter den Planen. Nach dreitägiger Abwesenheit waren sie einander fremd, Gabriel und seine Jungfrau, aber als die Stunden langsam vergingen, fühlten sie sich in der Gesellschaft des anderen wieder wohl. Wie immer schenkte die Muttergottes ihm innere Ruhe. Und die Konzentration, die für seine Arbeit erforderlich war, verdrängte die Ermittlungen zu Benjamins Tod in einen stillen Winkel seiner Gedanken.

Gabriel machte eine Pause, um erneut Farben für seine Palette anzumischen. In Gedanken verließ er einen Augenblick den Bellini und kehrte nach Brenzone zurück. Nach dem Frühstück im Hotel war er zum Kloster hinübergegangen und hatte am Tor geklingelt, um Mater Vincenza herauszubitten. Als sie erschien, hatte Gabriel sie gefragt, ob er Schwester Regina sprechen könne. Die Äbtissin errötete sichtbar und erklärte ihm dann, im Kloster gebe es keine Schwester dieses Namens. Als Gabriel fragte, ob es hier jemals eine Schwester Regina gegeben habe, schüttelte Mater Vincenza den Kopf und legte Signor Landau nahe, die Abgeschiedenheit des Klosters zu respektieren und nie mehr wiederzukommen. Sie schritt wortlos über den Hof davon und verschwand im Hauptgebäude. Dann entdeckte Gabriel

das Faktotum Licio, das Weinreben an einem Späher beschnitt. Aber als er versuchte, den Alten herzurufen, hastete Licio nach einem kurzen Blick zu ihm hinüber durch den schattigen Garten davon. In diesem Augenblick gelangte Gabriel zu dem Schluß, Licio habe ihn am Abend zuvor in Brenzone beschattet und sei auch der anonyme Anrufer im Hotel gewesen. Da der Alte offensichtlich Angst hatte, beschloß Gabriel, zumindest vorerst nichts zu tun, was Licio gefährden konnte. Statt dessen würde er sich auf das Kloster selbst konzentrieren. Wenn Mater Vincenza ihm die Wahrheit gesagt hatte – daß während des Krieges Juden im Kloster Zuflucht gefunden hatten –, mußte es irgendwo Aufzeichnungen darüber geben.

Auf der Rückfahrt nach Venedig wurde er das Gefühl nicht los, von einem grauen Lancia verfolgt zu werden. Also verließ er in Verona die *autostrada* und fuhr in die Innenstadt, um dort mit einer Serie in der Praxis schon oft bewährter Fahrmanöver etwaige Verfolger abzuschütteln. In Padua wiederholte er diese Tricks. Als er eine halbe Stunde später über den Damm von Mestre nach Venedig raste, war er sich ziemlich sicher, daß ihm niemand mehr folgte.

Den ganzen Nachmittag und bis in den Abend hinein arbeitete er an dem Altarbild. Gegen neunzehn Uhr verließ er die Kirche und schlenderte zu Francesco Tiepolos Büro in San Marco hinüber. Er traf ihn allein an dem Refektoriumstisch an, der ihm als Schreibtisch diente und an dem er gerade Papierkram aufarbeitete. Tiepolo, selbst ein hochqualifizierter Restaurator, hatte Pinsel und Palette längst beiseite gelegt, um sich ganz auf die Leitung seines florierenden Fachbetriebs für Restaurierungen zu konzentrieren. Als Gabriel den Raum betrat, lächelte ihm Tiepolo durch seinen üppigen schwarzen Bart zu. Auf den Gassen Venedigs wurde er von Touristen oft mit Luciano Pavarotti verwechselt.

Bei einem Glas Ripasso versuchte Gabriel dann, ihm

schonend beizubringen, daß er Venedig erneut für ein paar Tage verlassen müsse, um persönliche Angelegenheiten zu regeln. Tiepolo vergrub sein breites Gesicht in den Händen und murmelte ein paar herz hafte italienische Flüche, bevor er frustriert auf sah.

»Mario, in sechs Wochen soll die altehrwürdige Kirche San Zaccaria wieder fürs Publikum geöffnet werden. Kann sie in sechs Wochen nicht wiedereröffnet werden, schleift mich der Kirchenvorstand in die Verliese des Dogenpalasts und schlitzt mir rituell den Bauch auf. Drücke ich mich klar genug aus, Mario? Wirst du mit dem Bellini nicht rechtzeitig fertig, ist mein guter Ruf dahin.«

»Meine Arbeit ist bald abgeschlossen, Francesco. Ich muß nur ein paar persönliche Angelegenheiten regeln.«

»Was für Angelegenheiten?«

»Ein Todesfall in der Familie.«

»Wirklich?«

»Quetsch mich nicht weiter aus, Francesco.«

»Tu, was du zu tun hast, Mario. Aber ich warne dich: Sobald ich glaube, daß der Bellini in Gefahr ist, nicht termingerecht fertig zu werden, bleibt mir nichts anderes übrig, als dich abzulösen und Antonio mit der Fertigstellung des Projekts zu betrauen.«

»Antonio ist nicht qualifiziert genug, dieses Altarbild zu restaurieren, das weißt du genau.«

»Was bleibt mir sonst übrig? Es selbst zu restaurieren? Du läßt mir keine andere Wahl.«

Wie meistens verflog Tiepolos Ärger jedoch rasch wieder, und er schenkte sich mehr Ripasso nach. Gabriel sah zu der Wand hinter Tiepolo auf. Zwischen Photos von Kirchen und Profanbauten, die seine Firma restauriert hatte, hing eine merkwürdige Aufnahme: Sie zeigte Tiepolo auf einem Spaziergang durch die vatikanischen Gärten – mit Papst Paul VII. an seiner Seite!

»Du hattest eine *Privataudienz* beim Papst?«

»Nein, eigentlich keine Audienz. Die Sache war viel weniger förmlich.«

»Willst du mir das nicht erklären?«

Tiepolo senkte den Kopf und blätterte in seinem Papierkram. Man brauchte kein ausgebildeter Vernehmer zu sein, um zu erkennen, daß es ihm widerstrebte, Gabriels Frage zu beantworten. Schließlich sagte er: »Ich rede nicht gern darüber, aber Tatsache ist, daß der Heilige Vater und ich recht gute Freunde sind.«

»Wirklich?«

»Der Heilige Vater und ich haben hier in Venedig sehr eng zusammengearbeitet, als er noch Patriarch war. Er ist tatsächlich kein schlechter Kunsthistoriker. Oh, wir sind uns oft schrecklich in die Wolle geraten! Dafür kommen wir jetzt um so besser miteinander aus. Ich bin mindestens einmal pro Monat bei ihm in Rom zum Abendessen eingeladen. Er besteht darauf, selbst zu kochen. Seine Spezialität sind Spaghettini mit Thunfisch, aber er würzt alles mit so viel rotem Pfeffer, daß man den ganzen Abend lang in Schweiß gebadet ist. Dieser Mann ist ein Krieger! Ein kulinarischer Sadist!«

Gabriel lächelte und stand auf. Tiepolo fragte: »Du läßt mich nicht im Stich, Mario, hab' ich recht?«

»Einen Freund des Papstes? Natürlich nicht. Ciao, Francesco. Wir sehen uns in ein paar Tagen wieder.«

Über dem alten Ghetto hing eine Aura der Verlassenheit, die fast mit Händen greifbar war: keine auf dem Campo spielenden Kinder, keine alten Männer, die im Café saßen, kein Laut aus den hohen Apartmenthäusern. Hinter einigen wenigen Fenstern sah Gabriel Licht brennen, und für einen flüchtigen Augenblick roch er Fleisch und Zwiebeln, die in Olivenöl brieten. Dennoch kam er sich vor wie ein Mann,

der in eine Geisterstadt heimkehrt, in der Wohnhäuser und Geschäfte noch stehen, während ihre einstigen Bewohner längst verschwunden sind.

Die Bäckerei, in der er sich mit Schamron getroffen hatte, war geschlossen. Er ging die wenigen Schritte zur Nummer 2899 weiter. Auf einem kleinen Schild an der Tür stand: **COMUNITÀ EBRAICA DI VENEZIA**. Gabriel klingelte und hörte einen Augenblick später eine Frauenstimme aus dem Lautsprecher der Sprechanlage: »Ja, Sie wünschen?«

»Mein Name ist Mario Delvecchio. Ich habe einen Termin beim Rabbi.«

»Augenblick, bitte.«

Gabriel kehrte dem Haus den Rücken zu, um den Platz zu beobachten. Aus dem Augenblick wurden zwei, dann drei. Das lag an dem Krieg in den Palästinensergebieten. Er machte jedermann nervös. In ganz Europa waren in allen jüdischen Einrichtungen die Sicherheitsmaßnahmen verschärft worden. Venedig war bisher verschont geblieben, aber in Rom und in mehreren Städten Frankreichs und Österreichs waren Anschläge auf Friedhöfe und Synagogen verübt und Juden auf der Straße angegriffen worden. Die Medien bezeichneten dies als die schlimmste öffentliche Antisemitismuswelle, die seit dem Zweiten Weltkrieg über Europa hinweggerollt war. In solchen Zeiten verabscheute Gabriel die Tatsache, daß er sein Judentum verbergen mußte.

Endlich summte der Türöffner, danach folgte ein Klicken, und das Schloß war entriegelt. Gabriel drückte die Tür auf und stand in einem ziemlich düsteren Korridor. Am anderen Ende befand sich eine zweite Tür. Als er sich ihr näherte, wurde sie ebenfalls für ihn entriegelt.

Er betrat ein kleines, mit Papierkram vollgestopftes Büro. Wegen der im Ghetto vorherrschenden Atmosphäre allgemeinen Niedergangs war er auf eine italienische Version von Frau Ratzinger gefaßt – eine furchterregende Alte in schwar-

zen Witwengewändern. Statt dessen wurde er zu seiner großen Überraschung von einer hochgewachsenen, schönen Frau Ende Zwanzig begrüßt. Sie hatte lange, schwarze Locken mit kastanienbraunen und rötlichen Strähnen. Eine Nackenspange schaffte es kaum, die Haarfülle zu bändigen, die sich fast ungezügelt über zwei athletisch breite Schultern ergoß. Die karamelbraunen Augen waren goldgefleckt. Ihre Lippen sahen aus, als versuche sie, ein Lächeln zu unterdrücken. Sie war sich ihrer Wirkung offenbar sehr wohl bewußt.

»Der Rabbi ist noch zum *maariw* in der Synagoge. Er hat mich gebeten, Sie zu unterhalten, bis er zurückkommt. Ich bin Chiara. Ich koche gerade Kaffee. Möchten Sie einen?«

»Ja, gern.«

Sie goß aus dem Espressobereiter, der auf einer Heizplatte stand, eine kleine Tasse ein, fügte Zucker hinzu, ohne Gabriel zu fragen, ob er welchen wolle, und gab ihm die Tasse. Als er sie entgegennahm, fielen ihr die Farbreste an seinen Fingern auf. Er war aus Tiepolos Büro direkt ins Ghetto gefahren und hatte keine Zeit gehabt, sich gründlich die Hände zu waschen.

»Sie sind Maler?«

»Nicht ganz – ich restauriere Bilder.«

»Wie faszinierend! Wo arbeiten Sie gerade?«

»In der Kirche San Zaccaria.«

Sie lächelte. »Ah, eine meiner liebsten Kirchen. An welchem Gemälde? Doch nicht am Bellini?«

Gabriel nickte.

»Dann müssen Sie sehr gut sein.«

»Bellini und ich sind alte Freunde, könnte man sagen«, antwortete Gabriel bescheiden. »Wie viele Leute kommen zum *maariw*?«

»Normalerweise einige der älteren Männer. Manchmal mehr, manchmal weniger. An manchen Abenden ist der

Rabbi in der Synagoge allein. Er ist der festen Überzeugung, daß diese Gemeinde an dem Tag verschwindet, an dem er aufhört, das Abendgebet zu sprechen.«

In diesem Augenblick betrat der Rabbi das Büro. Auch er war noch relativ jung, stellte Gabriel überrascht fest. Er war nur wenige Jahre älter als er selbst, sportlich und lebhaft, mit dichtem silbernen Haar unter seinem schwarzen Filzhut und sorgfältig gestutztem Bart. Er schüttelte Gabriel herzlich die Hand und begutachtete ihn durch seine Nickelbrille.

»Ich bin Rabbi Zolli. Hoffentlich war meine Tochter in meiner Abwesenheit eine freundliche Gastgeberin. Aber ich fürchte, daß sie in den letzten Jahren zu viel Zeit in Israel verbracht und daher alle guten Manieren eingeübt hat.«

»Sie war sehr liebenswürdig, aber sie hat nicht gesagt, daß Sie Ihre Tochter ist.«

»Sehen Sie? Immer Unfug im Sinn.« Der Rabbi wandte sich an seine Tochter. »Geh jetzt nach Hause, Chiara. Leiste deiner Mutter Gesellschaft. Wir brauchen nicht lange. Kommen Sie, Signor Delvecchio. In meinem Büro haben wir es gemütlicher, glaube ich.«

Die junge Frau zog ihren Mantel an, dann nickte sie Gabriel zu. »Kunstrestaurierung interessiert mich sehr. Und ich würde den Bellini gern mal aus der Nähe betrachten. Wäre es Ihnen recht, wenn ich bei Gelegenheit vorbeikomme und Ihnen bei der Arbeit zusehe?«

»Da haben Sie's!« sagte der Rabbi. »So geradeheraus, so plump. Keine Manieren mehr.«

»Es wäre mir ein Vergnügen, Ihnen das Altarbild zu zeigen. Ich rufe Sie an und sage Ihnen, wann's am besten paßt.«

»Hier bin ich immer zu erreichen. Ciao.«

Rabbi Zolli führte Gabriel in sein Büro voller Bücherregale mit durchgebogenen Regalbrettern. Seine Sammlung von Judaika war eindrucksvoll, und die erstaunliche Sprachenvielfalt auf den Buchrücken ließ erkennen, daß er wie

Gabriel polyglott war. Sie nahmen in nicht zusammengehörigen Sesseln Platz.

»Sie haben mir mitgeteilt, Sie seien an einem Gespräch über die Juden interessiert, die während des Zweiten Weltkriegs Zuflucht im Herz-Jesu-Kloster in Brenzone gefunden haben«, nahm Rabbi Zolli das Gespräch wieder auf.

»Ja, das stimmt.«

»Ich finde es interessant, daß Sie Ihre Frage auf diese Weise gestellt haben.«

»Weshalb?«

»Weil ich mein Leben dem Studium und der Bewahrung der Geschichte der Juden in Oberitalien gewidmet und niemals irgendeinen Hinweis darauf gefunden habe, daß Juden in diesem speziellen Kloster Zuflucht gefunden hätten. Tatsächlich läßt das Beweismaterial darauf schließen, daß eher das Gegenteil passiert ist – daß Juden, die dort Zuflucht suchten, abgewiesen wurden.«

»Wissen Sie das ganz sicher?«

»So sicher, wie man dies nach dem heutigen Erkenntnisstand wissen kann.«

»Die Äbtissin des Klosters hat mir erzählt, im Krieg hätten dort etwa ein Dutzend Juden Zuflucht gefunden. Sie hat mir sogar die Kellerräume gezeigt, in denen sie versteckt gelebt haben.«

»Und wie heißt diese gute Frau?«

»Mater Vincenza.«

»Ich fürchte, daß sich Mater Vincenza bedauerlicherweise getäuscht hat. Oder noch schlimmer, daß sie absichtlich versucht hat, Sie zu täuschen, obwohl es mir widerstreben würde, einen derartigen Vorwurf gegen eine Ordensfrau zu erheben.«

Gabriel dachte an den Anruf, den er spätnachts in seinem Hotelzimmer in Brenzone erhalten hatte: *Mater Vincenza belügt Sie, genau wie sie Ihren Freund belogen hat.*

Der Rabbi beugte sich nach vorn und legte Gabriel eine Hand auf den Unterarm. »Beantworten Sie mir eine Frage, Signor Delvecchio. Weshalb interessieren Sie sich für diese Sache? Aus wissenschaftlichen Gründen?«

»Nein, aus persönlichen.«

»Darf ich Ihnen dann eine *persönliche* Frage stellen? Sind Sie Jude?«

Gabriel zögerte, dann antwortete er wahrheitsgemäß.

»Wieviel wissen Sie darüber, was hierzulande während des Krieges passiert ist?« fragte der Rabbi.

»Ich muß leider gestehen, daß meine Kenntnisse unzureichend sind, Rabbi Zolli.«

»Glauben Sie mir, das bin ich gewöhnt.« Er lächelte herzlich. »Kommen Sie, hier gibt es etwas, das Sie sehen sollten.«

Sie überquerten den dunklen Platz und blieben vor einem Haus stehen, das auf den ersten Blick ein gewöhnliches Wohngebäude zu sein schien. Durch ein Fenster, dessen Jalousie nicht heruntergelassen war, konnte Gabriel eine Frau sehen, die in einer kleinen Betriebsküche eine Abendmahlzeit zubereitete. Im Zimmer nebenan hockten drei alte Frauen vor einem flimmernden Fernseher. Dann fiel ihm das Schild über der Tür auf: CASA ISRAELITICA DE RIPOSO. Dieses Gebäude war ein Alten- und Pflegeheim für Juden.

»Lesen Sie, was auf dieser Gedenktafel steht«, sagte der Rabbi und zündete ein Streichholz an. Sie erinnerte an die Juden Venedigs, die im Zweiten Weltkrieg von den Deutschen verhaftet und deportiert worden waren. Der Rabbi löschte das Streichholz mit einer raschen Handbewegung und beobachtete wieder die alten Jüdinnen.

»Im September 1943, nicht lange nach dem Zusammenbruch von Mussolinis Regime, hat die deutsche Wehrmacht ganz Italien bis auf den äußersten Süden des italienischen Stiefels besetzt. Innerhalb weniger Tage wurde der Vorste-

her der jüdischen Gemeinde hier in Venedig von der SS unter Strafandrohung aufgefordert, eine Liste aller noch in Venedig lebenden Juden einzureichen.«

»Was hat er gemacht?«

»Er hat lieber Selbstmord verübt, als dieser Aufforderung nachzukommen. Dadurch machte er der Gemeinde klar, daß ihre Zeit fast abgelaufen war. Hunderte von Juden sind aus der Stadt geflüchtet. Die meisten verbargen sich in Konventen in Oberitalien oder bei gewöhnlichen Italienern. Einige wenige versuchten, die Grenze zur Schweiz zu überschreiten, wurden aber zurückgewiesen.«

»Aber in Brenzone sind keine Juden untergetaucht?«

»Ich besitze keinerlei Hinweise darauf, daß irgendwelche Juden aus Venedig – oder auch von sonstwoher – im dortigen Herz-Jesu-Kloster aufgenommen worden sind. Unser Archiv enthält im Gegenteil die schriftliche Aussage einer Familie aus dieser Gemeinde, die in Brenzone Zuflucht gesucht hat und abgewiesen wurde.«

»Wer ist in Venedig zurückgeblieben?«

»Die Alten. Die Kranken. Die Armen, die kein Geld für Reisen oder Bestechungen hatten. Am Abend des fünften Dezembers drangen die italienische Polizei und faschistische Banden im Auftrag der Deutschen ins Ghetto ein. Hundert-dreiundsechzig Juden wurden verhaftet. Hier, in der *Casa Israelitica de Riposo* wurden die Alten aus den Betten geholt und auf Lastwagen verladen. Sie kamen zunächst ins Internierungslager Fossoli, bevor sie im Februar nach Auschwitz transportiert wurden. Es gab keine Überlebenden.«

Der Rabbi faßte Gabriel am Ellbogen und zog ihn mit sich. Sie machten einen langsamen Rundgang um den Platz. »Die römischen Juden wurden schon zwei Monate früher zusammengetrieben. Am sechzehnten Oktober um halb sechs Uhr morgens stürmten bei strömendem Regen über dreihundert Deutsche – SS-Feldpolizei mit einem Toten-

kopfverband der Waffen-SS – das Ghetto. Sie durchkämmten ein Haus nach dem anderen, zerrten Juden aus ihren Betten und trieben sie auf Mannschaftswagen. Sie wurden in ein Übergangslager in der Kaserne des Collegio Militate gebracht – keinen Kilometer vom Vatikan entfernt. Trotz der schrecklichen Arbeit, die sie an diesem Morgen verrichtet hatten, wollten einige SS-Männer die große Kuppel des Petersdoms sehen, daher änderte die Kolonne ihre Fahrtroute entsprechend. Auf ihrer Fahrt am Petersplatz vorbei flehten die verängstigten Juden den Papst an, sie zu retten. Alles deutet darauf hin, daß er sehr wohl darüber informiert war, was an diesem Morgen im Ghetto geschah. Es lag schließlich praktisch vor seinem Fenster. Aber er hat keinen Finger gerührt, um zu intervenieren.«

»Wie viele?«

»Über tausend in dieser einen Nacht. Zwei Tage nach der Razzia wurden die Juden auf dem Bahnhof Tiburtina in Güterwaggons verladen, um nach Osten abtransportiert zu werden. Fünf Tage später starben tausendsechzig Menschen aus diesem Transport in Auschwitz und Birkenau.«

»Aber viele haben überlebt, nicht wahr?«

»Tatsächlich ist es bemerkenswert, daß vier Fünftel der italienischen Juden den Krieg überlebt haben. Als die Deutschen ganz Italien besetzten, suchten und fanden Tausende von Juden sofort Zuflucht in katholischen Klöstern, aber auch in katholischen Krankenhäusern und Schulen. Weitere Tausende wurden von der einfachen Bevölkerung versteckt. Adolf Eichmann sagte später in seinem Verfahren aus, jeder italienische Jude, der den Krieg überlebt habe, verdanke sein Leben einem Italiener.«

»Wegen einer Anweisung aus dem Vatikan? Hat Mater Vincenza die Wahrheit gesagt, als sie von einer päpstlichen Weisung gesprochen hat?«

»Die Kirche möchte, daß wir das glauben, aber leider gibt

es keinen Beweis dafür, daß der Vatikan kirchliche Einrichtungen angewiesen hat, auf der Flucht befindlichen Juden Hilfe zu leisten. Es gibt im Gegenteil Hinweise darauf, daß der Vatikan keinen derartigen Befehl herausgegeben hat.«

»Was für Hinweise?«

»Zahlreiche Fälle von Juden, die Zuflucht in kirchlichen Einrichtungen suchten und abgewiesen wurden. Anderen wurde erklärt, wenn sie bleiben wollten, müßten sie zum katholischen Glauben übertreten. Hätte der Papst Anweisung erteilt, den Juden die Türen zu öffnen, hätte kein einfacher Mönch, keine einfache Nonne es gewagt, sich dem zu widersetzen. Die italienischen Katholiken, die Juden gerettet haben, haben es aus Güte und Mitleid getan – nicht auf Befehl ihres Oberhirten. Hätten sie auf eine päpstliche Weisung gewartet, wären in Auschwitz und Birkenau weit mehr italienische Juden umgekommen, fürchte ich. Eine derartige Weisung hat es nie gegeben. Tatsächlich hat sich Pius XII. trotz wiederholter Appelle der Alliierten und jüdischer Führer in aller Welt nie dazu durchringen können, den Massenmord an den europäischen Juden zu verurteilen.«

»Weshalb nicht? Warum hat er geschwiegen?«

Der Rabbi hob in einer hilflosen Geste die Hände. »Er hat behauptet, aufgrund der universalen Natur der Kirche sei er nicht in der Lage, Partei zu ergreifen – selbst gegen eine so böse Macht wie das nationalsozialistische Deutschland nicht. Verdamme er Hitlers Greueltaten, sagte Pius, müsse er auch etwaige von den Alliierten verübte Greueltaten verdammen. Er behauptete, offene Worte von seiner Seite würden die Lage der Juden nur verschlimmern, auch wenn man sich kaum vorstellen kann, was schlimmer hätte sein können als die Ermordung von sechs Millionen Menschen. Er wollte eine Rolle bei einem Verhandlungsfrieden spielen, der ein starkes, antikommunistisches Deutschland im Herzen

Europas erhalten würde.« Zolli machte eine kurze Pause.
»Außerdem habe ich meine eigenen Theorien.«

»Nämlich?«

»Ich fürchte, daß Seine Heiligkeit sich trotz öffentlicher Beteuerungen, er liebe das jüdische Volk, nicht allzu viel aus uns gemacht hat. Sie dürfen nicht vergessen, daß er in einer katholischen Kirche aufgewachsen ist, die Antisemitismus noch als Doktrin gelehrt hat. Pius hat Judentum mit Bolschewismus gleichgesetzt und Haß geschürt mit dem alten Ressentiment, Juden interessierten sich nur fürs Materielle. Als er in den dreißiger Jahren Kardinalstaatssekretär war, druckten die amtlichen Blätter des Vatikans den gleichen antisemitischen Schund wie *Der Stürmer*. In einem Artikel der vatikanischen Zeitschrift *La Civiltà Cattolica* wurde sogar darüber diskutiert, ob die Juden nicht durch Ausrottung beseitigt werden könnten. Pius fand vermutlich, sie bekämen nur, was sie verdient hatten. Wozu sollte er sich und vor allem seine Kirche für ein Volk in Gefahr bringen, das seiner Überzeugung nach das größte Verbrechen aller Zeiten verübt hatte – die Ermordung Gottes persönlich?«

»Wieso haben dann so viele Juden dem Papst nach dem Krieg gedankt?«

»Die in Italien zurückgebliebenen Juden waren mehr daran interessiert, den Christen die Hand zu reichen, als unbequeme Fragen nach der Vergangenheit zu stellen. Im Jahr 1945 war die Verhinderung eines weiteren Holocausts wichtiger als die Aufdeckung der Wahrheit. Für die verstreuten Überlebenden der jüdischen Gemeinden war das einfach lebensnotwendig.«

Gabriel und der Rabbi kehrten zu ihrem Ausgangspunkt, der *Casa Israelitica de Riposo*, zurück, blieben wieder nebeneinander vor dem Fenster stehen und beobachteten die alten Jüdinnen vor ihrem Fernseher.

»Was hat Christus einmal gesagt? ›Was ihr dem geringsten

unter meinen Brüdern tut ...? Sehen Sie sich das an ... die älteste fortwährend bestehende jüdische Gemeinde Europas auf dies hier reduziert. Ein paar Familien, ein paar alte Leute, die zu krank, dem Tod zu nahe sind, um jemals fortzugehen. An den meisten Abenden spreche ich das *maariw* allein. Sogar am Sabbat machen nur eine Handvoll Brüder sich die Mühe, daran teilzunehmen. Die meisten von ihnen sind als Touristen in Venedig.«

Er blickte Gabriel an und betrachtete forschend sein Gesicht, als könne er darauf die charakteristischen Spuren einer in einem Kibbuz im Jesreel-Tal verbrachten Kindheit entdecken.

»Welches Interesse haben Sie an dieser Sache, Signor Delvecchio? Und bevor Sie antworten, sollten Sie sich bitte ins Gedächtnis zurückrufen, daß Sie mit einem Rabbi sprechen.«

»Das gehört leider in die Kategorie unangenehmer Fragen, die man mir lieber nicht stellen sollte.«

»Ich habe befürchtet, daß Sie das sagen würden. Bedenken Sie nur eines: In diesem Teil der Welt haben die Menschen ein langes Gedächtnis, und die Dinge stehen nicht gut für uns. Der Krieg, die Selbstmordanschläge ... Sie könnten in ein Wespennest stechen. Treten Sie also zurückhaltend auf, mein Freund. Unseretwegen.«

II

Rom

Das Restaurant »L'Eau Vive« gehörte zu den wenigen Orten in Rom, an denen sich Carlo Casagrande ohne Leibwächter wohlfühlte. Es lag unweit des Pantheons in der engen Via Monterone, wo sein Eingang lediglich durch ein Paar leise zischender Gaslaternen auszumachen war. Beim Betreten des Restaurants sah Casagrande sich sofort einer großen Muttergottesstatue gegenüber. Eine Frau begrüßte ihn herzlich mit seinem Namen und nahm ihm Hut und Mantel ab. Sie hatte kaffeebraune Haut und trug ein farbenprächtiges Kleid aus ihrer Heimat, der Elfenbeinküste. Wie das gesamte Personal im »L'Eau Vive« gehörte sie zu den Missionsarbeiterinnen der Unbefleckten Empfängnis, einer von den Karmeliterinnen geförderten Laienorganisation. Die meisten der ihr angehörenden Frauen stammten aus Asien und Afrika.

»Ihr Gast erwartet Sie, Signor Casagrande.« Ihr Italienisch war fließend, aber stark akzentgefärbt. »Kommen Sie bitte mit.«

Der bescheidene Eingang ließ auf ein dunkles, beengtes römisches Lokal mit einer Handvoll Tische schließen, aber der Saal, in den Casagrande geführt wurde, war mit freundlichen weißen Wänden und einer hohen Balkendecke hell und geräumig. Wie üblich waren alle Tische besetzt, aber im Gegensatz zu anderen römischen Restaurants saßen hier nur männliche Gäste, die fast ausschließlich aus dem Vatikan kamen. Casagrande erkannte nicht weniger als vier Kardinäle. Viele der übrigen Gäste schienen gewöhnliche Priester zu

sein, aber Casagrandes geübtes Auge entdeckte mühelos die Goldketten, die Bischöfe bezeichneten, und die scharlachroten Paspeln, an denen man Monsignori erkannte. Außerdem hätte es sich ein gewöhnlicher Geistlicher kaum leisten können, im »L'Eau Vive« zu speisen, falls er nicht aus einer reichen Familie stammte und von ihr unterstützt wurde. Auch Casagrandes bescheidenes Vatikangehalt hätte ihm eigentlich kein Diner im »L'Eau Vive« gestattet. Heute abend war er jedoch dienstlich hier und würde die horrend hohe Rechnung von seinem großzügig dotierten Spesenkonto absetzen.

Praktisch alle Gespräche verstummten, als Casagrande auf seinen gewohnten Ecktisch zustrebte. Das hatte einen einfachen Grund: Zu seinem Job gehörte die Überwachung der strikten Geheimhaltungsbestimmungen des Vatikans. Obwohl das »L'Eau Vive« als sehr diskret galt, wurde hier eifrig Kurienklatsch ausgetauscht. Es war schon vorgekommen, daß sich clevere Journalisten eine Soutane angezogen und einen Tisch im »L'Eau Vive« reserviert hatten, um so an lohnende Skandalgeschichten aus dem Vatikan heranzukommen.

Achille Bartoletti stand auf, als Casagrande auf seinen Tisch zukam. Er war zwanzig Jahre jünger als Casagrande und auf dem Höhepunkt seiner persönlichen und beruflichen Macht. Sein Anzug war dezent und sorgfältig gebügelt, sein Gesicht sonnengebräunt und gesund, sein Händedruck fest und von genau der richtigen Länge. Seine schwarzen Haare war eben graumeliert genug, um ihn ernsthaft, aber noch nicht zu alt wirken zu lassen. Der schmalleppige Mund und die kleinen, nicht sehr ebenmäßigen Zähne ließen auf einen grausamen Zug schließen, und Casagrande wußte, daß das nicht allzuweit von der Wahrheit entfernt war. Tatsächlich gab es nur wenig, was der Sicherheitschef des Vatikans nicht über sein Gegenüber wußte. Achille Bartoletti war ein Mann, der mit allem, was er tat, seine Karriere gefördert

hatte. Er hatte den Mund gehalten, Kontroversen vermieden, die Erfolge anderer für sich reklamiert und sich von den Fehlern anderer distanziert. Wäre er kein Angehöriger der Geheimpolizei, sondern Priester gewesen, hätte er es vermutlich schon zum Papst gebracht. Tatsächlich war Achille Bartoletti, vor allem auch dank der großzügigen Unterstützung durch seinen Mentor Carlo Casagrande, Direktor des *Servicio per le Informazioni et la Sicurezza Democratica* – kurz SISDE –, Italiens zivilem Nachrichtendienst, der auch für den Schutz der Demokratie verantwortlich war.

Sowie Casagrande Platz genommen hatte, lebten die Gespräche an den anderen Tischen allmählich wieder auf.

»Ihr Auftritt war ziemlich sehenswert, General.«

»Weiß der Himmel, worüber sie vor meiner Ankunft geredet haben. Aber Sie können sich darauf verlassen, daß ihre Gespräche jetzt weniger anregend sind.«

»Heute abend sieht man hier viel Scharlachrot.«

»Das sind die Männer, die mir die größten Sorgen machen – Prälaten, die den ganzen Tag von beflissenen Geistlichen umgeben sind, die immer nur sagen: ›Ja, Exzellenz. Natürlich, Exzellenz. Wie Sie meinen, Exzellenz.«

»Exzellente, Exzellenz!« warf Bartoletti ein.

Der Geheimdienstchef hatte sich gestattet, die erste Flasche Wein zu bestellen. Jetzt schenkte er Casagrande daraus ein. Im »L'Eau Vive« gab es zu französischer Küche ausschließlich französische Weine. Bartoletti hatte einen ausgezeichneten Médoc gewählt.

»Bilde ich es mir nur ein, General, oder sind die Eingeborenen unruhiger als sonst?«

Ist das so offensichtlich? fragte sich Casagrande. So offenkundig, daß selbst ein Außenstehender wie Bartoletti im »L'Eau Vive« das elektrische Knistern der Instabilität spüren konnte? Einfach abtun konnte er diese Frage nicht, denn das wäre ein durchsichtiger Täuschungsversuch und somit ein

Verstoß gegen die fein austarierten Regeln gewesen, die für ihre Beziehung galten.

»Wir befinden uns in der unsicheren Anfangsphase eines neuen Papsttums«, sagte Casagrande mit kritischer Neutralität im Tonfall. »Der Fischerring ist geküßt, die Treueschwüre sind geleistet worden. Er hat nach alter Tradition zugesichert, die Arbeit seines Vorgängers fortzusetzen, aber die Erinnerung an den Polen verblaßt rasch. Lucchesi hat die päpstlichen Gemächer im zweiten Stock renovieren lassen. Die »Eingeborenen«, wie Sie sie nennen, fragen sich, was als nächstes kommen wird.«

»Und was *kommt* als nächstes?«

»Der Heilige Vater erzählt mir nicht, was er mit der Kirche vorhat, Achille.«

»Ja, aber Sie haben erstklassige Quellen.«

»Eines kann ich Ihnen sagen: Er hat sich von den Mandarinen der Kurie isoliert und sich mit bewährten Mitarbeitern aus Venedig umgeben. Die Mandarine bezeichnen seinen Stab als den Zehnerrat. Gleichzeitig kursieren alle möglichen Gerüchte.«

»Zum Beispiel?«

»Daß er eine Entstalinisierung durchführen will, um den postumen Einfluß des Polen zurückzudrängen. Mit wichtigen personellen Veränderungen im Staatssekretariat und in der Glaubenskongregation wird gerechnet – und die sollen erst der Anfang sein.«

Außerdem will er auch die dunkelsten Geheimnisse der Vatikanarchive ans Licht zerren, dachte Casagrande, ohne Bartoletti jedoch davon zu erzählen.

Der Geheimdienstchef beugte sich eifrig nach vorn, wollte mehr hören. »Aber er hat nicht vor, die Heilige Dreifaltigkeit brennender Fragen anzugehen, was? Geburtenkontrolle? Zölibat? Priesteramt für Frauen?«

Casagrande schüttelte ernst den Kopf. »Das würde er

nicht wagen. Die Kontroversen wären so gewaltig, daß die Kurie rebellieren würde und sein Papsttum zum Untergang verdammt wäre. »Relevanz« lautet das neue Schlagwort im Vatikanpalast. Der Heilige Vater will, daß die Kirche im Leben einer Milliarde Katholiken in aller Welt, von denen viele täglich Hunger leiden, relevant wird. Die alte Garde hat sich nie um Relevanz gekümmert. Für sie klingt »Relevanz« ähnlich wie *Glasnost* oder *Perestroika* und macht sie sehr nervös. Die alte Garde schätzt Disziplin und Gehorsam. Geht der Heilige Vater zu weit, ist der Teufel los.«

»Wenn man vom Teufel spricht ...«

In dem großen Raum wurde es nochmals still, doch diesmal war daran nicht Casagrande schuld. Als dieser den Kopf hob, erkannte er Kardinal Brindisi, der zu einem der privaten Hinterzimmer des Restaurants unterwegs war. Seine blaßblauen Augen schienen die gemurmelten Begrüßungen der im Kurienrang unter ihm Stehenden kaum wahrzunehmen, aber Casagrande wußte, daß Kardinal Brindisis fehlerloses Gedächtnis die Anwesenheit jedes einzelnen genau registriert hatte.

Casagrande und Bartoletti wandten sich ihrer Bestellung zu. Der Geheimdienstchef studierte die Speisekarte wie den Bericht eines verlässlichen Agenten. Casagrande dagegen wählte das erste Gericht, das ihm halbwegs interessant erschien. In den folgenden zwei Stunden tauschten sie bei einem üppigen Mahl, bei dem sie maßvoll tranken, Informationen, Gerüchte und Klatsch aus. Dies war ein monatliches Ritual, eine der gewaltigen Dividenden von Casagrandes Wechsel in den Vatikan, der nun schon zwei Jahre zurücklag. Seit der Zerschlagung der Roten Brigaden stand er in solchem Ansehen, daß die italienische Regierung jedes seiner Worte für die absolute Wahrheit hielt. *Was Casagrande will, bekommt Casagrande*. Die Organe der italienischen Staatssicherheit arbeiteten jetzt praktisch für den Vatikan, und

Achille Bartoletti war eines seiner wichtigsten Projekte. Die aus Vatikanintrigen bestehenden Nuggets, die Casagrande ihm hinwarf, waren für ihn wie pures Gold. Genau wie Privataudienzen beim Papst und Sitze in der ersten Reihe bei der Christmette im Petersdom konnten sie dazu dienen, seine Vorgesetzten zu beeindrucken und zu unterhalten.

Aber Casagrande hatte weit mehr zu bieten als nur Kurientratsch. Der Vatikan besaß einen der größten und effektivsten Nachrichtendienste der Welt. Casagrande kamen oft Dinge zu Ohren, die Bartoletti und seinem Dienst entgingen. Beispielsweise hatte Casagrande erfahren, daß tunesische Terroristen über Ostern in Florenz Anschläge auf Touristen verüben wollten. Diese Informationen gingen an Bartoletti, der prompt Alarm auslöste. Keinem Amerikaner wurde auch nur ein Haar gekrümmt, und Bartoletti hatte seither mächtige Freunde bei der CIA und sogar im Weißen Haus.

Beim Kaffee brachte Casagrande das Gespräch auf das Thema, das ihn am meisten interessierte – auf den Israeli Ehud Landau, der sich in München als Benjamin Sterns Bruder ausgegeben hatte. Auf den Israeli, der das Herz-Jesu-Kloster in Brenzone besucht und Casagrandes Beschatter so mühelos abgeschüttelt hatte, als wische er im »L'Eau Vive« ein paar Brotkrümel von der Tischdecke.

»Ich stehe vor einem echten Problem, Achille. Ich brauche Ihre Hilfe.«

Bartoletti registrierte Casagrandes ernsten Tonfall und stellte seine Tasse auf die Untertasse zurück. Hätte Casagrande ihn nicht protegiert und gefördert, wäre Bartoletti nicht der italienische Geheimdienstchef, sondern weiterhin nur ein Apparatschik auf der mittleren Führungsebene. Deshalb konnte er Casagrande keinen noch so ausgefallenen Wunsch abschlagen. Dennoch ging der Sicherheitschef des Vatikans die Sache behutsam und überlegt an. Er wollte seinen prominen-

testen Schützling auf keinen Fall durch überzogene Ansprüche an ihre Beziehung in Verlegenheit bringen.

»Sie wissen, daß Sie auf meine Loyalität und Unterstützung zählen können, General«, sagte Bartoletti. »Stecken Sie oder der Vatikan in irgendwelchen Schwierigkeiten, tue ich alles, um Ihnen zu helfen.«

Casagrande griff in die Brusttasche seines Jacketts und zog ein Photo heraus, das er aufs Tischtuch legte und zu Bartoletti hindrehte. Der Geheimdienstchef griff danach und hielt es schräg vor eine Kerzenflamme, um es besser betrachten zu können.

»Wer ist das?«

»Das weiß ich nicht sicher. Manchmal nennt er sich Ehud Landau.«

»Ehud? Israeli?«

Casagrande nickte.

»Wo liegt das Problem?« fragte Bartoletti, der weiter das Photo studierte.

»Wir glauben, er hat die Absicht, den Papst zu ermorden.«

Bartoletti hob ruckartig den Kopf. »Ein Attentäter?«

Casagrande nickte langsam. »Wir haben ihn einige Male im Petersdom gesehen, wo er sich bei der diensttäglichen Generalaudienz merkwürdig benommen hat. Er ist auch schon bei Papstbesuchen in Italien und im Ausland beobachtet worden. Wir glauben, daß er letzten Monat an der Messe unter freiem Himmel in Madrid mit der Absicht teilgenommen hat, den Heiligen Vater zu ermorden.«

Bartoletti, der das Photo zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, drehte es Casagrande zu. »Wo haben Sie diese Aufnahme her?«

Casagrande behauptete, einer seiner Männer habe den Israeli vor einer Woche im Petersdom gesehen und anschließend vor die Linse bekommen. Das war natürlich gelogen. Dieses Photo hatte Axel Weiss in München ge-

macht, aber das brauchte der Geheimdienstchef nicht zu wissen.

»Wir haben in den letzten Wochen mehrere Drohbriefe erhalten – Briefe, die unserer Überzeugung nach von diesem Mann stammen. Wir halten ihn für eine ernste Gefahr für das Leben des Heiligen Vaters. Deshalb möchten wir ihn natürlich aufspüren, bevor er Gelegenheit hat, seine Drohungen wahr zu machen.«

»Ich stelle gleich morgen eine spezielle Ermittlergruppe zusammen«, sagte Bartoletti.

»Aber unauffällig, Achille. Dieser Papst will unbedingt vermeiden, daß die Öffentlichkeit so früh in seiner Amtszeit durch eine Attentatsdrohung aufgeschreckt wird.«

»Sie können versichert sein, daß die Jagd auf diesen Mann so lautlos durchgeführt wird, als hätten Sie selbst das Kommando.«

Casagrande nickte kaum merklich, um sich für dieses Kompliment seines jungen Schützlings zu bedanken. Gleichzeitig gab er der Bedienung mit einem Zeichen zu verstehen, daß er die Rechnung wollte. In diesem Augenblick trat die Missionsarbeiterin, die Casagrande an diesem Abend begrüßt hatte, mit einem Mikrofon in der Hand in die Mitte des Raums. Dort sprach sie mit gesenktem Kopf und geschlossenen Augen ein kurzes Gebet. Dann versammelten sich die Bedienungen mit gefalteten Händen um die Muttergottesstatue und stimmten »Unbefleckte Maria« an. Bald fiel das gesamte Restaurant ein. Sogar Bartoletti, der hartgesottene Geheimpolizist, sang mit.

Der Chor verstummte, und die Bischöfe und Kardinäle setzten, von der mitreißenden Hymne und gutem Wein erhitzt, ihre Unterhaltung fort. Als die Rechnung kam, nahm Casagrande sie rasch an sich, bevor sein Gast danach greifen konnte. Bartoletti protestierte verhalten. »Wenn ich mich recht erinnere, bin diesen Monat ich an der Reihe, General.«

»Schon möglich, Achille, aber unser heutiges Gespräch war besonders nützlich. Dieses Essen geht auf den Heiligen Vater.«

»Ich sage dem Heiligen Vater meinen Dank.« Bartoletti hielt die Aufnahme des potentiellen Papstattentäters hoch. »Und Sie können sicher sein, daß dieser Kerl verhaftet wird, wenn er sich ihm auf weniger als hundert Kilometer nähert.«

Casagrande bedachte seinen Gast mit einem melancholischen Blick. »Im Grunde wäre es mir lieber, Achille, wenn er nicht verhaftet würde.«

Bartoletti runzelte nachdenklich die Stirn. »Das verstehe ich nicht, General. Was möchten Sie, daß ich tue?«

Casagrande beugte sich so weit über den Tisch, daß sein Gesicht der Kerze gefährlich nahe kam. »Für alle Beteiligten wäre es besser, wenn er einfach verschwinden würde.«

Achille Bartoletti steckte das Photo ein.

I2

WIEN

Die Sicherheitsmaßnahmen der vage benannten Organisation für ANSPRÜCHE UND ERMITTLUNGEN WEGEN KRIEGSSCHÄDEN waren schon immer streng gewesen, lange vor Ausbruch der Feindseligkeiten in den Palästinensergebieten. Die Organisation war in einem ehemaligen Wohngebäude im alten Wiener Judenviertel untergebracht; ihre unbezeichnete massive Tür war eigens verstärkt, und die auf den trübseligen Innenhof hinausführenden Fenster bestanden aus Panzerglas. Der Exekutivdirektor der Organisation, ein Mann namens Eli Lavon, war nicht paranoid, sondern nur vorsichtig. Im Lauf der Jahre hatte er mitgeholfen, ein halbes Dutzend ehemaliger KZ-Wächter und einen behaglich in Argentinien lebenden hohen Nazi aufzuspüren. Das hatte ihm einen stetigen Strom an Todesdrohungen eingebracht.

Daß er Jude war, verstand sich von selbst. Daß er israelischer Abstammung war, wurde wegen seines nichtdeutschen Familiennamens vermutet. Daß er kurz für den israelischen Geheimdienst gearbeitet hatte, war in Wien niemandem und in Tel Aviv nur einer Handvoll Leute bekannt, von denen die meisten längst im Ruhestand lebten. Während des Unternehmens »Zorn Gottes« war Lavon ein *ajin*, ein Fährtenucher, gewesen. Er hatte Mitglieder des Schwarzen September aufgespürt und beschattet, ihre Gewohnheiten beobachtet und sich überlegt, wie sie am besten zu liquidieren waren.

Normalerweise wurde kein Besucher in die Räume der Organisation eingelassen, ohne lange im voraus einen Termin vereinbart zu haben und gründlich überprüft worden zu sein. Bei Gabriel wurde jedoch auf alle Formalitäten verzichtet; eine junge Assistentin führte ihn sofort in Lavons Büro.

Proportionen und Einrichtung des Raums waren ein Musterbeispiel für Wiener Klassizismus: eine hohe Decke, glänzend gebohnertes Parkett, wandhohe Bücherregale, die sich unter dem Gewicht zahlloser Aktenordner und Folianten bogen. Lavon kniete mit gebeugtem Rücken über einer Reihe nebeneinander ausgelegter Schriftstücke auf dem Fußboden. Er war von Beruf Archäologe und hatte jahrelang auf der West Bank Altertümer ausgegraben, bevor er sich ganz seiner jetzigen Arbeit verschrieben hatte. Heute begutachtete er einen Fetzen Papier mit derselben wissenschaftlichen Neugier, mit der er einst fünftausend Jahre alte Tonscherben betrachtet hatte.

Er sah auf, als Gabriel den Raum betrat, und begrüßte ihn mit einem freudig überraschten Lächeln. Lavon gab nichts auf Äußerlichkeiten und schien wie immer angezogen zu haben, was ihm nach dem Aufstehen als erstes in die Hände gefallen war: eine graue Cordsamthose und einen braunen Pullover mit V-Ausschnitt und Löchern an den Ellbogen. Mit seinem wirren grauen Haar sah er aus wie ein Mann, der eine schnelle Cabriofahrt hinter sich hatte. Dabei hatte Lavon kein Auto und tat fast nichts schnell. Obwohl er in großer Gefahr lebte, fuhr er pflichtbewußt mit der Wiener Straßenbahn. Öffentliche Verkehrsmittel störten ihn nicht. Wie die Männer, die er jagte, verstand Lavon sich darauf, auf Großstadtstraßen unsichtbar zu bleiben.

»Laß mich raten«, sagte Lavon, ließ seine Kippe in einen Kaffeebecher fallen und rappelte sich auf wie ein Mann, der unter chronischen Schmerzen leidet. »Schamron hat dich

losgeschickt, damit du wegen Benis Tod ermittelst. Und jetzt bist du hier, was bedeutet, daß du etwas Interessantes gefunden hast.«

»So ist es.«

»Setz dich«, sagte Lavon. »Erzähl mir alles.«

Gabriel, der auf Lavons Sofa hingelümmelt saß und die Beine auf die Armlehne gelegt hatte, berichtete ausführlich über seine Ermittlungen, begann mit seinem Besuch in München und schloß mit seinem Gespräch mit Rabbi Zolli im Ghetto von Venedig. Lavon ging dabei in seinem Büro auf und ab und zog Zigarettenqualmwolken hinter sich her wie eine Dampflokomotive. Anfangs bewegte er sich langsam, aber als der Bericht an Tempo gewann, wurde auch er schneller. Als Gabriel fertig war, blieb Lavon stehen und schüttelte den Kopf.

»Du meine Güte, du bist aber fleißig gewesen.«

»Was hat das alles zu bedeuten, Eli?«

»Bleiben wir zunächst bei dem Anruf, den du in Brenzone im Hotel bekommen hast. Wer war deiner Meinung nach der Anrufer?«

»Ich tippe auf das Faktotum aus dem Kloster – ein alter Knabe namens Licio. Er ist hereingekommen, als Mater Vincenza und ich miteinander gesprochen haben, und ich vermute, daß er mir auf dem Rückweg ins Hotel durch die Stadt gefolgt ist.«

»Ich frage mich, weshalb er anonym angerufen hat, statt dich gleich anzusprechen.«

»Vielleicht hatte er Angst.«

»Das wäre die logische Erklärung.« Lavon vergrub seine Hände in den Hosentaschen und sah zu der hohen Zimmerdecke auf. »Weißt du bestimmt, daß du den Namen, den er genannt hat, richtig verstanden hast? Hat er wirklich *Martin Luther* gesagt?«

»Richtig. Finden Sie Schwester Regina und Martin Luther. Dann wissen Sie, was im Kloster wirklich geschehen ist.«

Lavon strich sich gedankenverloren das wirre Haar glatt, wie immer, wenn er nachdachte. »Daraus ergeben sich zwei Möglichkeiten. Einen gleichnamigen deutschen Mönch, der die römisch-katholische Kirche in eine Krise gestürzt hat, können wir ausschließen, denke ich. Folglich bleibt nur die andere übrig. Augenblick, ich bin gleich wieder da.«

Er verschwand nach nebenan. Einige Minuten lang drangen vertraute Geräusche an Gabriels Ohr, als sein alter Freund sich durch Aktenschränke wühlte und dabei in mehreren Sprachen fluchte. Schließlich kam er mit einer dicken Dokumentenmappe mit einer schweren Metallschließe zurück. Er legte sie auf den Couchtisch und drehte sie um, damit Gabriel die Beschriftung lesen konnte.

MARTIN LUTHER, AUSWÄRTIGES AMT 1938-43

Lavon öffnete die Mappe, zog ein Schwarzweißphoto heraus und hielt es hoch, damit Gabriel es sehen konnte. »Die andere Möglichkeit ist *dieser* Martin Luther. Er war ein Schulabbrecher und Möbelpacker, der schon in den zwanziger Jahren in die NSDAP eingetreten ist. Durch einen Zufall hat er Joachim von Ribbentrops Frau bei der Renovierung ihrer Berliner Villa kennengelernt und sich erst bei ihr und dann bei ihrem Mann eingeschmeichelt. Als Ribbentrop im Jahr 1938 Außenminister wurde, verschaffte er Luther einen Posten in seinem Ministerium.«

Gabriel nahm Lavon das Photo aus der Hand, um es genauer zu betrachten. Ein Nagetier von einem Mann starrte ihm entgegen: ein schlaffes Gesicht, glatt zurückgekämmtes Haar und dicke Brillengläser, die wäßrige Augen vergrößerten. Er gab Lavon das Photo zurück.

»Luther hat im Auswärtigen Amt rasch Karriere gemacht

– vor allem aufgrund seiner sklavischen Unterwürfigkeit gegenüber Ribbentrop. Im Jahr 1940 war er bereits Leiter der Deutschlandabteilung des Ministeriums und in dieser Funktion für alle Kontakte zu sonstigen NS-Dienststellen zuständig. Innerhalb von Luthers Deutschlandabteilung gab es das Referat D3, das Judenreferat.«

»Das heißt also, daß dieser Martin Luther im deutschen Auswärtigen Amt für alle jüdischen Angelegenheiten zuständig war.«

»Genau«, sagte Lavon. »Was Luther an Bildung und Intelligenz fehlte, machte er durch Brutalität und Ehrgeiz wett. Ihn hat nur eines interessiert: der Ausbau seiner eigenen Machtstellung. Als ihm klar wurde, daß die Vernichtung der Juden zu den obersten Prioritäten des Regimes zählte, ergriff er Maßnahmen, um sicherzustellen, daß das Auswärtige Amt daran beteiligt wurde. Seine Belohnung war eine Einladung zum abscheulichsten Mittagessen der Geschichte.«

Lavon machte eine Pause, während er den Inhalt der Mappe durchblättert. Er fand das gesuchte Schriftstück, zog es mit großer Geste heraus und legte es Gabriel hin.

»Dies ist das Protokoll der Wannsee-Konferenz, von keinem anderen als ihrem Organisator Adolf Eichmann verfaßt und ins Reine übertragen. Damals gab es nur dreißig Ausfertigungen, die bis auf die Nummer sechzehn alle vernichtet wurden. Das Original wurde bei der Vorbereitung der Nürnberger Prozesse entdeckt und liegt heute im Archiv des deutschen Außenministeriums in Berlin. Dies hier ist natürlich eine Fotokopie.«

Er griff wieder nach dem Schriftstück. »Die Besprechung fand am 20. Januar 1942 in einer Villa am Berliner Wannsee statt. Sie hatte fünfzehn Teilnehmer und dauerte eineinhalb Stunden. Eichmann, der als Gastgeber auftrat, sorgte dafür, daß seine Gäste gut verpflegt wurden. Heydrich fungierte als Zeremonienmeister. Im Gegensatz zu einer weitverbreiteten

Meinung war die Wannsee-Konferenz nicht der Ort, an dem die Endlösung ausgeheckt wurde. Hitler und Himmler hatten bereits beschlossen, die Juden Europas auszurotten. Die Wannsee-Konferenz war vielmehr eine bürokratische Planungssitzung, eine Diskussion darüber, wie verschiedene Partei- und Regierungsstellen zusammenarbeiten könnten, um den Holocaust Wirklichkeit werden zu lassen.«

Lavon legte Gabriel nochmals das Schriftstück hin. »Sieh dir die Teilnehmerliste an. Erkennst du einen dieser Namen?«

Gabriel überflog die Liste der Teilnehmer:

Gauleiter Dr. Meyer und Reichsamtseiter Dr. Leibbrandt,

Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete

Staatssekretär Dr. Stuckart,

Reichsministerium des Inneren

Staatssekretär Neumann,

Beauftragter für den Vierjahresplan

Staatssekretär Dr. Freisler,

Reichsjustizministerium

Staatssekretär Dr. Bühler,

Amt des Generalgouverneurs

Unterstaatssekretär Luther,

Auswärtiges Amt

Gabriel sah zu Lavon auf. »Luther war mit am Wannsee?«

»Allerdings war er das. Und er hat dort bekommen, was er sich so verzweifelt wünschte. Heydrich hat entschieden, das Auswärtige Amt solle eine wichtige Rolle bei der praktischen Durchführung von Deportationen aus den mit Deutschland verbündeten Staaten und deutschen Satellitenstaaten wie Kroatien und der Slowakei spielen.«

»Ich dachte, die Deportationen seien von der SS durchgeführt worden.«

»Laß mich kurz zurückgehen.« Lavon beugte sich über

den Couchtisch und legte beide Hände darauf, als sei er eine Europakarte. »Die weitaus meisten Holocaust-Opfer stammten aus Polen, dem Baltikum und Westrußland – aus von den Deutschen eroberten und direkt beherrschten Gebieten. Dort konnten sie die Juden zusammentreiben und nach Belieben abschlachten, ohne die Einmischung anderer Regierungen befürchten zu müssen, weil es keine anderen Regierungen gab.«

Lavon machte eine Pause und ließ eine Hand auf der imaginären Europakarte nach Westen gleiten, während die andere nach Süden glitt. »Aber Heydrich und Eichmann genügte es nicht, nur die im direkten deutschen Einflußbereich lebenden Juden zu ermorden. Sie wollten alle Juden Europas liquidieren – insgesamt elf Millionen Menschen.« Lavon tippte mit dem rechten Zeigefinger auf die Tischplatte. »Die Juden auf dem Balkan ...«, er tippte mit dem linken Zeigefinger auf den Tisch, »... und die Juden in Westeuropa. In den meisten dieser Staaten mußten sie mit den dortigen Regierungen verhandeln, um die Juden zur Deportation und Vernichtung aussondern zu können. Dafür war Luthers Abteilung des Auswärtigen Amts zuständig. Luther hatte die Aufgabe, mit den jeweiligen Regierungen auf ministerieller Ebene zu verhandeln und sicherzustellen, daß die Deportationen unter Einhaltung aller diplomatischen Gepflogenheiten glatt abliefen. Und er hat seine Sache verdammt gut gemacht.«

»Schön, nehmen wir mal an, der Alte hat tatsächlich diesen Martin Luther gemeint. Was hätte der in einem Kloster in Oberitalien zu suchen gehabt?«

Lavon zuckte mit seinen schmalen Schultern. »Ich glaube, der Alte hat versucht, dir zu erzählen, daß sich während des Kriegs im Kloster irgendwas ereignet hat. Etwas, das Mater Vincenza zu vertuschen versucht. Etwas, von dem Beni gewußt hat.«

»Etwas, das ihm den Tod gebracht hat?«

Wieder ein Schulterzucken. »Vielleicht.«

»Wer wäre bereit, einen Mann wegen eines Buchs zu ermorden?«

Lavon zögerte einen Augenblick, während er das Protokoll der Wannsee-Konferenz in die Mappe zurücklegte. Dann sah er mit zusammengekniffenen Augen zu Gabriel auf und holte tief Luft, bevor er sprach.

»Es gab vor allem eine Regierung, die Eichmann und Luther Sorgen bereitete. Im Zweiten Weltkrieg unterhielt sie diplomatische Beziehungen zu den Alliierten und zu Hitlerdeutschland. Sie hatte Vertreter in allen Staaten, in denen Juden zusammengetrieben und deportiert wurden – Vertreter, die diese Aufgabe sehr hätten erschweren können, wenn sie sich entschlossen hätten, nachdrücklich zu intervenieren. Aus offenkundigen Gründen hielten es Eichmann und Luther für unbedingt notwendig, dafür zu sorgen, daß diese Regierung keine Einwände erhob. Hitler hielt diese Regierung für so wichtig, daß er mit Freiherrn Ernst von Weizsäcker den zweithöchsten Beamten des Auswärtigen Amts als Botschafter dorthin entsandte. Weißt du, von welcher Regierung ich rede, Gabriel?«

Gabriel schloß kurz die Augen. »Der des Vatikans.«

»Ganz recht.«

»Wer sind also die Kerle, die mich beschattet haben?«

»Das ist eine sehr gute Frage.«

Gabriel stand auf, trat an Lavons Schreibtisch, nahm den Telefonhörer ab und wählte eine Nummer. Lavon brauchte nicht zu fragen, wen Gabriel anrief. Das zeigten ihm sein entschlossener Gesichtsausdruck und die Art, wie seine Hand den Hörer umklammert hielt. Wird man von unbekannten Feinden verfolgt, tut man gut daran, einen Freund zu haben, der sich darauf versteht, mit schmutzigen Tricks zu kämpfen.

In dem Mann auf den Stufen vor dem berühmten Konzerthaus in Wien vereinigte sich österreichische Sportlichkeit mit Wiener Kultiviertheit. Wäre er angesprochen worden, hätte er in perfektem Deutsch mit dem weichen Akzent eines wohlhabenden jungen Mannes geantwortet, der viele glückliche Stunden damit verbracht hatte, von den bohemehaften Genüssen Wiens zu kosten. In Wirklichkeit war er jedoch kein Österreicher und auch nicht in Wien aufgewachsen. Er hieß Ephraim Ben-Awraham und hatte seine Kindheit in einer staubigen Siedlung in der Wüste Negew verbracht – nicht nur geographisch weit von der Welt entfernt, in der er sich jetzt bewegte.

Nach einem unauffälligen Blick auf seine Uhr sah er wieder über die weite Fläche des Beethovenplatzes hinaus. Er war leicht nervös, was ungewöhnlich für ihn war. Dabei war sein Auftrag ganz einfach: sich mit einem Agenten zu treffen und diesen sicher in der Nachrichtenzentrale der Botschaft abzuliefern. Aber der Mann, auf den er wartete, war kein gewöhnlicher Agent. Der hiesige Stationschef hatte Ben-Awraham erklärt, was auf dem Spiel stand, bevor er ihn losgeschickt hatte: »Baust du Scheiße, erwürgt Ari Schamron dich mit bloßen Händen. Und versuch erst gar nicht, mit dem Agenten zu reden. Er ist kein besonders umgänglicher Mann.«

Ben-Awraham steckte sich eine US-Zigarette zwischen die Lippen und zündete sie an. In diesem Augenblick sah er durch die bläulich züngelnde Flamme seines Feuerzeugs den legendenumwobenen Agenten aus dem Dunkeln treten. Er ließ die Zigarette auf das nasse Pflaster fallen und trat sie mit der Schuhspitze aus, während er beobachtete, wie der andere den Platz zweimal umrundete. Niemand folgte ihm – außer einem nachlässig gekleideten kleinen Mann mit zu Berge stehenden Haaren und verknittertem Mantel. Auch er war eine lebende Legende: Eli Lavon, ein Überwachungs-

künstler der Extraklasse. Ben-Awraham kannte ihn von der Akademie, wo Lavon im Rahmen eines Seminars einen Vortrag über die Beschattung von Einzelpersonen gehalten hatte. Anschließend hatte er die Neuen bis drei Uhr morgens mit Kriegsgeschichten aus den dunklen Tagen von »Zorn Gottes« gegen »Schwarzer September« wachgehalten.

Ben-Awraham beobachtete die beiden einen Augenblick lang bewundernd, während sie sich wie Synchronschwimmer durchs abendliche Gedränge bewegten. Ihr Verhalten entsprach genau der Vorschrift, aber es besaß einen gewissen Flair und eine Präzision, die eine Folge der präzisen Zusammenarbeit in Situationen war, in denen jeder Fehltritt den anderen das Leben kosten konnte.

Nun setzte sich der junge Agent in Bewegung und ging die Stufen hinunter auf die Zielperson zu. »Herr Müller«, rief er. Die Legende hob den Kopf. »Wie ich mich freue, Sie zu sehen!«

Lavon verschwand, als trete er durch einen Bühnenvorhang ab. Ben-Awraham faßte die Legende mit zwei Fingern am Ellbogen und dirigierte sie zu den schlecht beleuchteten Fußwegen des Stadtparks. Dort bewegten sie sich zehn Minuten lang in Kreisen, während sie sich vergewisserten, daß ihnen niemand folgte. Der legendenumwobene Agent war kleiner, als Ben-Awraham erwartet hatte, hager und sehnig wie ein Radrennfahrer. Kaum zu glauben, daß dies der Mann war, der den halben Schwarzen September eigenhändig liquidiert hatte – der in eine Villa in Tunis eingedrungen war und Abu Jihad, den zweithöchsten PLO-Führer, vor den Augen seiner Frau und seiner Kinder erschossen hatte.

Der berühmte Mann sagte nichts. Man hätte glauben können, er *horche* nach seinen Feinden. Seine Schritte machten kein Geräusch auf den asphaltierten Wegen. Es war wie neben einem Gespenst zu laufen.

Sein Wagen war in der übernächsten Straße geparkt. Ben-

Awraham setzte sich ans Steuer und fuhr zwanzig Minuten lang kreuz und quer durch die Innenstadt. Der Stationschef hatte recht: Dieser Besucher war kein Mann, mit dem man schwatzen konnte. Er machte überhaupt nur einmal den Mund auf – als er Ben-Awraham höflich bat, nicht zu rauchen. Er sprach deutsch mit der präzisen Diktion eines Berliners.

Als Ben-Awraham sicher wußte, daß sie nicht beschattet wurden, bog er im Nordosten Wiens in die Anton-Frank-Gasse ab. Das Haus Nummer 20 dieser Gasse war im Lauf der Jahre das Ziel vieler Terrorangriffe gewesen und daher schwer befestigt. Außerdem wurde es Tag und Nacht von österreichischen Sicherheitskräften überwacht. Als der Wagen die Rampe zur Tiefgarage erreichte, verschwand der legendenumwobene Agent im Fußraum des Beifahrersitzes. Dabei blieb sein Kopf einen Augenblick lang leicht gegen Ben-Awrahams Bein gedrückt. Seine Kopfhaut brannte wie die eines Mannes im Griff eines tödlichen Fiebers.

Die abhörsichere Nachrichtenzentrale war in einem schallichten Glaswürfel zwei Stockwerke unter der Erde untergebracht. Die Vermittlung in Tel Aviv brauchte zwei Minuten, um das Gespräch in Schamrons Villa in Tiberias durchzustellen. Das Rattern einer Küchenmaschine übertönte seine Stimme. Im Hintergrund konnte Gabriel in ein Becken einlaufendes Wasser und das Klirren von Besteck hören. Er konnte sich fast bildlich vorstellen, wie Schamrons bewundernswert geduldige Frau Geulah beim Abwasch in der Küche stand. Gabriel erstattete Schamron denselben Bericht wie zuvor Lavon. Als er fertig war, fragte Schamron ihn, was er als nächstes vorhabe.

»Ich dachte, ich reise nach London und frage Peter Malone, weshalb ihn Beni aus einem Hotel in Brenzone angerufen hat.«

»Malone? Wie kommst du darauf, daß er reden wird? Peter Malone kennt nur seinen eigenen Vorteil. Weiß er tatsächlich etwas, hütet er sein Wissen noch eifersüchtiger, als es der arme Beni getan hätte.«

»Ich bin dabei, mir eine subtile Art der Annäherung zu überlegen.«

»Und wenn er kein Interesse hat, sein Notizbuch für dich zu öffnen?«

»Dann versuche ich es mit einer weniger subtilen Methode.«

»Ich traue ihm nicht.«

»Er ist die einzige Fährte, die ich im Augenblick habe.«

Schamron seufzte schwer. Trotz der großen Entfernung und der Küchenmaschine konnte Gabriel ein scharfes Raseln in seiner Brust hören.

»Ich verlange, daß dieser Treff ordentlich abläuft«, sagte Schamron. »Du darfst nicht wieder blind und ohne Verstärkung in eine Situation hineinstolpern. Er wird vorher und nachher überwacht. Sonst kannst du gleich mit dieser Sache aufhören und nach Venedig zurückkehren, um deinen Bellini fertigzustellen.«

»Wenn du darauf bestehst.«

»Nützliche Vorschläge sind nicht meine Art. Ich verständige sofort die Londoner Station und setze einen Mann auf ihn an. Halt mich auf dem laufenden.«

Gabriel legte den Hörer auf und trat auf den Flur hinaus. Dort wartete Ephraim Ben-Awraham. »Wohin jetzt?« fragte der junge Agent.

Gabriel sah auf seine Uhr. »Bringen Sie mich zum Flughafen.«

I3

LONDON

An seinem zweiten Tag in London betrat Gabriel in der Abenddämmerung ein Antiquariat in der Charing Cross Road und kaufte ein einzelnes Buch. Er klemmte es sich unter den Arm und ging bis zum U-Bahnhof Leicester Square. Am Eingang entfernte er den abgegriffenen Schutzumschlag und warf ihn in einen Abfallbehälter. Im Bahnhofsgebäude kaufte er an einem der Automaten eine Fahrkarte und fuhr die lange Rolltreppe zum Bahnsteig der Northern Line hinunter, auf dem er die obligatorischen zehn Minuten warten mußte. Er nutzte diese Zeit, um das Buch durchzublättern. Als er auf die Stelle stieß, die er gesucht hatte, umkringelte er sie mit Kugelschreiber und knickte die obere Ecke der Seite ein, um sie rasch wiederfinden zu können.

Endlich kam die U-Bahn in die Station gerumpelt. Gabriel quetschte sich in den überfüllten Wagen und schlang einen Arm um eine Metallstange. Er wollte zum Sloan Square, was bedeutete, daß er am Embankment umsteigen mußte. Als der Zug ruckelnd anfuhr, sah Gabriel auf den Buchrücken hinunter. PETER MALONE stand dort in verblaßter Goldschrift, und daneben DIE IRREFÜHRER.

Malone war einer der meistgehaßten Männer Londons. Enthüller von persönlichen und professionellen Untaten, Zerstörer von Leben und Karrieren. Als Enthüllungsjournalist der *Sunday Times* hatte Malone eine Liste von Opfern vorzuweisen, die ebenso lang wie durchmischt war: zwei Minister, den zweiten Mann des Geheimdiensts MI5, jede

Menge korrupter Geschäftsleute und sogar den Chefredakteur eines Konkurrenzblatts. Darüber hinaus hatte er im vergangenen Jahrzehnt eine ganze Reihe sensationeller Biographien und politischer Exposés veröffentlicht. *Die Irreführer* handelte von der Tätigkeit des Diensts. In Tel Aviv hatte es unliebsames Aufsehen erregt – vor allem wegen seiner strikt auf Fakten beruhenden Genauigkeit. Dazu gehörte die Enthüllung, daß Ari Shamron einen leitenden Mitarbeiter von MI6 als Spion für Israel angeworben hatte. Die daraus entstehende Krise, sagte Shamron später, sei die schlimmste zwischen Briten und Juden seit dem Bombenanschlag auf das King-David-Hotel gewesen.

Zehn Minuten später schlenderte Gabriel mit Malones Buch unter dem Arm bei herabsinkender Dunkelheit durch die Straßen von Chelsea. Er überquerte den Cadogan Square und blieb dann vor einem eleganten weißen Stadthaus im georgianischen Stil stehen. In den Fenstern der ersten Etage brannte Licht. Gabriel stieg die wenigen Stufen zur Haustür hinauf, legte das Buch auf den aus Stroh geflochtenen Fußabstreifer und ging rasch davon.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes parkte ein unauffälliger grauer Kastenwagen aus amerikanischer Produktion. Als Gabriel an die mit schwarzer Folie verklebte Heckscheibe klopfte, wurde die Tür geöffnet und gab den Blick ins abgedunkelte Wageninnere frei, das nur durch den sanften Widerschein eines Instrumentenpults erhellt wurde. Vor der Konsole saß ein hagerer, rabbinerhaft wirkender junger Mann namens Mordecai. Er streckte Gabriel eine knochige Hand hin und zog ihn in den Wagen. Gabriel schloß die Tür und kauerte sich neben ihn. Der Wagenboden war mit fettigen *panini*-Papieren und leeren Styroporbechern übersät. Mordecai hatte die letzten sechsunddreißig Stunden größtenteils in diesem Fahrzeug verbracht.

»Wie viele Leute sind im Haus?« fragte Gabriel.

Mordecai streckte die Hand aus und drehte einen Lautstärkeregler nach rechts. Nun konnte Gabriel leise Peter Malones Stimme hören. Der Journalist sprach mit einer Assistentin.

»Drei«, sagte Mordecai. »Malone und zwei junge Frauen.«

Gabriel tippte Malones Nummer in sein Handy ein. In Mordecais Lautsprechern klang das Klingeln des Telefons in Malones Arbeitszimmer wie das Schrillen eines Feuermelders. Der Überwachungsman drehte die Lautstärke zurück. Nach dem dritten Klingeln nahm der Journalist ab und meldete sich mit dezentem schottischem Akzent.

Gabriel sprach Englisch und gab sich keine Mühe, seinen israelischen Akzent zu verbergen. »Ich habe eben ein Exemplar eines Ihrer Bücher vor Ihrer Haustür hingelegt. Ich schlage vor, daß Sie einen Blick hineinwerfen. Ich rufe in genau fünf Minuten wieder an.«

Er unterbrach die Verbindung und rieb ein Guckloch in die von innen beschlagene Scheibe. Die Haustür wurde einen Spaltbreit geöffnet, und Malone streckte den Kopf wie eine Schildkröte heraus. Er drehte ihn von einer Seite zur anderen auf der Suche nach dem Mann, der gerade angerufen hatte. Dann bückte er sich und hob das Buch rasch auf. Gabriel sah zu Mordecai hinüber und grinste. *Geschafft!* Nach genau fünf Minuten drückte er die Wahlwiederholungstaste seines Handys. Diesmal meldete Malone sich nach dem ersten Klingeln.

»Wer sind Sie?«

»Haben Sie die Stelle gefunden, die ich im Buch umkringt habe?«

»Die Ermordung Abu Jihads? Was ist damit?«

»Ich war in der Tatnacht dort.«

»Auf welcher Seite?«

»Auf der Seite der Guten.«

»Sie sind also Palästinenser?«

»Nein, Abu Malone, ich bin kein Palästinenser.«

»Wer sind Sie sonst?«

»Ich bin der Agent mit dem Decknamen ›Schwert‹.«

»Großer Gott«, flüsterte Malone. »Wo sind Sie? Was wollen Sie?«

»Ich möchte mit Ihnen reden.«

»Worüber?«

»Benjamin Stern.«

Eine lange Pause, dann: »Ich habe Ihnen nichts zu sagen.«

Gabriel beschloß, etwas mehr Druck zu machen. »Wir haben Ihre Telefonnummer in seinen Unterlagen gefunden. Wir wissen, daß Sie bei seinem neuen Buch mit ihm zusammengearbeitet haben. Wir vermuten, daß Sie wissen, wer ihn ermordet hat – und weshalb.«

Wieder eine lange Pause, während Malone über seinen nächsten Zug nachdachte. Gabriel hatte absichtlich das Pronomen *wir* benützt, und es zeigte die beabsichtigte Wirkung.

»Und was ist, *wenn* ich etwas weiß?«

»Dann würde ich gern mehr darüber erfahren.«

»Und was bekomme ich dafür?« Malone, stets der hellwache Journalist, würde eine Gegenleistung einfordern.

»Dafür rede ich mit Ihnen über die Nacht in Tunis«, sagte Gabriel, dann fügte er hinzu: »Und weitere dieser Art.«

»Ist das Ihr Ernst?«

»Benjamin war mein Freund. Ich würde fast alles tun, um seine Mörder aufzuspüren.«

»Also gut, einverstanden.« Malones Stimme klang plötzlich energisch. »Wie soll die Sache über die Bühne gehen?«

»Ist jemand bei Ihnen im Haus?« fragte Gabriel, obwohl er die Antwort bereits wußte.

»Zwei Assistentinnen.«

»Schicken Sie sie weg. Und lassen Sie die Haustür unversperrt. Sobald ich sehe, daß die beiden das Haus verlassen, komme ich rein. Kein Tonbandgerät, keine Kamera, keine faulen Tricks. Haben Sie mich verstanden?«

Gabriel beendete das Gespräch, bevor der Journalist antworten konnte, und steckte das Handy wieder ein. Kurze Zeit später öffnete sich die Haustür, und zwei junge Frauen traten auf die Straße. Als sie davongegangen waren, stieg Gabriel aus dem Kastenwagen und ging über den Platz zu Malones Stadthaus. Die Haustür war unversperrt, genau wie er es verlangt hatte. Er drückte die Klinke herab und trat über die Schwelle.

Auf dem Marmorfußboden der Eingangshalle musterten sie einander wie die Kapitäne gegnerischer Footballteams. Gabriel erkannte, weshalb man hierzulande nicht lange fernsehen konnte, ohne Malones Gesicht zu begegnen – und weshalb er als einer der begehrtesten Junggesellen Londons galt. Er war sportlich schlank und feingliedrig, mit Flanellhose, gestreiftem Hemd und burgunderroter Strickjacke untadelig gekleidet. Gabriel, der Jeans und eine Lederjacke trug und sich mit Sonnenbrille und Baseballmütze getarnt hatte, wirkte wie ein Mann aus einem der verrufeneren Viertel der Stadt. Malone streckte ihm nicht die Hand entgegen.

»Diese lächerliche Verkleidung können Sie ablegen. Ich gebe grundsätzlich keine Quellen preis.«

»Ich behalte sie lieber an, wenn es Ihnen recht ist.«

»Wie Sie wollen. Kaffee? Etwas Stärkeres?«

»Nein, danke.«

»Mein Büro liegt im ersten Stock. Ich denke, dort können wir uns am besten unterhalten.«

Malones Arbeitszimmer war der ehemalige Salon des Hauses: ein langer rechteckiger Raum mit wandhohen Bücherregalen und Orientteppichen. Mitten im Zimmer standen zwei antike Bibliothekstische – einer für Malone, der andere für seine Assistentinnen, die für ihn recherchierten. Malone schaltete seinen Computer aus, setzte sich in einen der Ohrensessel am Gaskamin und forderte

Gabriel mit einer Handbewegung auf, in dem anderen Platz zu nehmen.

»Ich muß sagen, daß ich es als ziemlich bizarr empfinde, mit Ihnen im gleichen Raum zu sein. Ich habe schon so viel von Ihnen und Ihren Taten gehört, daß ich das Gefühl habe, Sie tatsächlich zu *kennen*. Sie sind eine wandelnde Legende. Der Schwarze September, Abu Jihad und dazwischen unzählige andere. Haben Sie in letzter Zeit mal wieder jemanden umgebracht?«

Als Gabriel nicht anbiß, fuhr Malone fort: »Auch wenn Sie eine morbide Faszination auf mich ausüben, muß ich gestehen, daß ich die Dinge, die Sie getan haben, für moralisch verwerflich halte. Meiner Ansicht nach ist ein Staat, der Attentate zu einem Werkzeug der Politik macht, nicht besser als der Feind, den er zu besiegen versucht. In vieler Beziehung ist er sogar schlimmer. In meinen Augen sind Sie ein gewöhnlicher Mörder, nur damit Sie wissen, wo ich stehe.«

Gabriel begann sich zu fragen, ob es ein Fehler gewesen war herzukommen. Aus langjähriger Erfahrung wußte er, daß solche Auseinandersetzungen nicht zu gewinnen waren. Er hatte schon zu viele dieser Art mit sich selbst geführt. Also saß er bewegungslos da, betrachtete Peter Malone durch seine dunkle Brille und wartete darauf, daß er zur Sache kam. Malone schlug die Beine übereinander und zupfte einen Fussel vom Hosenbein – eine Geste, die Nervosität verrät. Gabriel nahm sie befriedigt zur Kenntnis.

»Vielleicht sollten wir die Einzelheiten unserer Vereinbarung fixieren, bevor wir fortfahren«, sagte Malone. »Ich erzähle Ihnen, was ich über die Ermordung Benjamin Sterns weiß. Sie gewähren mir dafür ein Interview. Wie Sie wissen, habe ich schon früher über Geheimdienstthemen geschrieben und kenne deshalb die Regeln. Ich unternehme nichts, um Ihre wahre Identität zu enträtseln, und schreibe

nichts, was laufende Unternehmen gefährden könnte. Einverstanden?»

»Abgemacht.«

Malone sah kurz zu den in die Decke eingelassenen Lampen auf, bevor er sich wieder an Gabriel wandte. »Was Benjamin betrifft, hatten Sie recht. Ich habe an seinem Buch mitgearbeitet. Unsere Partnerschaft sollte allerdings geheim bleiben. Ich bin überrascht, daß Sie auf mich gestoßen sind.«

»Weshalb hat sich Benjamin an Sie gewandt?»

Malone stand auf und trat an eines der Bücherregale. Er zog ein Buch heraus, kam damit zurück und gab es Gabriel. CRUX VERA: DER KGB DER KATHOLISCHEN KIRCHE.

»Benjamin war etwas Großem auf der Spur – etwas, das mit dem Vatikan und dem Zweiten Weltkrieg zu tun hatte.«

Gabriel hielt das Buch hoch. »Auch mit der Crux Vera?»

Der Journalist nickte. »Ihr Freund war ein brillanter Wissenschaftler, aber er hatte keine Ahnung, wie man eine Story *recherchiert*. Er hat mich gefragt, ob ich bei allem, was mit der Crux Vera zusammenhängt, für ihn recherchieren und ihn beraten würde. Ich war einverstanden, und wir haben ein Honorar vereinbart. Die Hälfte war im voraus zahlbar, den Rest sollte ich nach Fertigstellung und Abnahme des Manuskripts erhalten. Natürlich habe ich nur die erste Hälfte bekommen.«

»Woran genau hat er gearbeitet?»

»Das habe ich nie genau erfahren. In dieser Beziehung war Ihr Freund sehr auf Geheimhaltung bedacht. Hätte ich es nicht besser gewußt, hätte ich vermutet, er gehöre Ihrer Organisation an.«

»Was wollte er von Ihnen?»

»Zugang zu dem Material, das ich bei den Vorarbeiten zu meinem Buch über die Crux Vera gesammelt hatte. Und ich sollte in seinem Auftrag zwei Geistliche aufspüren, die während des Krieges im Vatikan gearbeitet haben.«

»Wer waren die beiden?«

»Die Monsignori Cesare Felici und Tomaso Manzini.«

»Haben Sie sie gefunden?«

»Ich hab's versucht«, sagte Malone. »Dabei hat sich rausgestellt, daß beide verschwunden waren und als tot galten. Aber etwas anderes ist noch interessanter. Der Kriminalbeamte der römischen *Polizia di Stato*, der wegen ihres Verschwindens ermittelt hat, ist von seinen Vorgesetzten abgelöst und mit anderen Ermittlungen betraut worden.«

»Wissen Sie seinen Namen?«

»Alessio Rossi. Aber erzählen Sie ihm um Himmels willen nicht, daß Sie seinen Namen von mir haben. Ich habe einen guten Ruf zu verteidigen.«

»Warum haben Sie noch nichts geschrieben, wenn Sie schon so viel wissen?«

»Was ich bisher habe, sind Ermordete und Verschollene, deren Fälle meiner Ansicht nach zusammenhängen – aber ich habe bislang nicht den geringsten Beweis dafür, daß sie wirklich zusammenhängen. Auf keinen Fall möchte ich den Vatikan oder ihm nahestehende Personen des Mordes beschuldigen, ohne verdammt handfeste Beweise dafür zu haben. Jeder anständige Verlagslektor würde das Manuskript sonst ablehnen.«

»Aber Sie haben schon eine Theorie, wer dahinterstecken könnte.«

»Sie müssen berücksichtigen, daß wir hier über den Vatikan reden«, sagte Malone. »Mit dieser ehrwürdigen Institution in Verbindung stehende Männer waren seit fast zwei Jahrtausenden in Intrigen und Verschwörungen verstrickt. Sie beherrschen dieses Spiel besser als jeder andere und haben sich in der Vergangenheit manchmal aus Glaubenseifer oder im Kampf um die richtige Doktrin dazu hinreißen lassen, eine Todsünde zu begehen und zu morden. Die Kirche

ist von Cliquen und Geheimgesellschaften durchsetzt, die für diese Sache in Frage kämen.«

»Wer?« wiederholte Gabriel.

Peter Malone ließ ein Fernsehlächeln aufblitzen. »Meiner unmaßgeblichen Meinung nach halten Sie die Antwort in der Hand.«

Gabriel sah auf den Buchtitel hinunter.

Malone verließ den Raum und kam wenig später mit einer Flasche Côtes du Rhône und zwei großen Kristallkelchen zurück. Er füllte beide Gläser reichlich und gab einen davon Gabriel.

»Sprechen Sie Latein?«

»Tatsächlich sprechen wir eine andere alte Sprache.«

Der Journalist grinste ihn über sein Weinglas hinweg an und fuhr und fort: »Crux Vera ist lateinisch und heißt Wahres Kreuz. Außerdem ist es der Name eines ultrageheimen Ordens innerhalb der römisch-katholischen Kirche, einer Art Kirche in der Kirche. Schlägt man im *Annuario Pontificio*, dem Vatikan-Jahrbuch, nach, findet man die Crux Vera nicht erwähnt. Fragt man bei der Pressestelle des Vatikans an, bekommt man die Auskunft, diese Organisation sei eine Erfindung, eine gezielte Verleumdung, die von Feinden der Kirche ausgestreut werde, um sie in Mißkredit zu bringen. Aber wenn Sie mich fragen, existiert die Crux Vera tatsächlich, und ich habe ihre Existenz in diesem Buch bewiesen, auch wenn der Vatikan das leugnet. Ich bin der Überzeugung, daß die Tentakeln dieser Organisation bis in die höchsten Ränge des Vatikans reichen und ihre Mitglieder mächtige und einflußreiche Positionen in aller Welt bekleiden.«

»Worum handelt es sich dabei genau?«

»Die Organisation wurde im Spanischen Bürgerkrieg von einem antikommunistischen Geistlichen namens Juan Antonio Rodriguez gegründet. Monsignore Rodriguez war sehr

wählerisch in bezug auf die Persönlichkeiten, denen er den Beitritt gestattete. Die überwiegende Mehrheit der von ihm Angeworbenen waren Laien. Die meisten waren reich, politisch einflußreich oder sonstwie nützlich: Bankiers, Anwälte, Industrielle. Minister, Agenten und Geheimpolizisten. Rodriguez war nie daran interessiert, Seelen zu retten, müssen Sie wissen. Seiner Ansicht nach konnte man dieses Alltagsgeschäft den gewöhnlichen Gemeindepfarrern überlassen. Rodriguez interessierte nur eines: die römisch-katholische Kirche vor ihren Todfeinden zu schützen.«

»Und wer waren die?«

»Die Bolschewiki«, sagte Malone, dann fügte er rasch hinzu: »Und natürlich die Juden. In den dreißiger Jahren breitete sich die Crux Vera schnell in ganz Europa aus. Sie etablierte Brückenköpfe in Frankreich, Italien und Deutschland, auf dem Balkan und sogar in der römischen Kurie. Während des Zweiten Weltkriegs arbeiteten Crux-Vera-Mitglieder im päpstlichen Haushalt und im Staatssekretariat. Parallel zu ihrem Erstarken wuchs auch Monsignore Rodriguez' Sendungsbewußtsein. Er gab sich nicht mehr damit zufrieden, die Kirche nur vor ihren Feinden zu schützen, sondern wollte ihr die Position absoluter Macht und Vorherrschaft zurückgeben, die sie im Mittelalter besessen hatte. Das bleibt bis heute der eigentliche Auftrag der Crux Vera: die der Kirche durch Reformation und Aufklärung zugefügten Niederlagen wettzumachen und ihr den Staat wieder zu unterwerfen. Und darüber hinaus will sie auch die von ihr als ketzerisch eingeschätzten Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils rückgängig machen.«

»Wie will sie das erreichen?«

»Die Crux Vera mag den KGB gehaßt haben, aber in vieler Beziehung kopiert sie seine Methoden exakt – daher der Titel meines Buchs. Sie führt einen Geheimkrieg gegen alle, die sie für Feinde hält, und fungiert innerhalb der Kirche als

eine Art Geheimpolizei, die die strikte Befolgung der gültigen Doktrin erzwingt und Dissens gewaltsam unterdrückt. Oh, die Dissidenten und Reformer dürfen gelegentlich mit ihren Vorschlägen an die Öffentlichkeit treten, aber falls sie jemals eine echte Gefahr darstellen, wird die Crux Vera aktiv und hilft ihnen, den rechten Weg zu erkennen.«

»Und wenn sie sich weigern, nachzugeben?«

»Sagen wir nur, daß mehrere Leute, die sich mit der Organisation angelegt haben, unter keineswegs geklärten Umständen umgekommen sind. Prälaten, die es gewagt haben, sich gegen die Crux Vera zu stellen, sind plötzlich einem Herzschlag erlegen. Journalisten, die versucht haben, die Geheimnisse des Ordens zu ergründen, sind verschwunden oder haben Selbstmord verübt. Ähnlich ist es Crux-Vera-Mitgliedern ergangen, die austreten wollten.«

»Wie rechtfertigt ein religiöser Orden die Anwendung von Gewalt?«

»Die Geistlichen der Crux Vera sind nicht die Leute, die Zuflucht zur Gewalt nehmen. Die Priester wirken als Berater, aber die eigentliche Schmutzarbeit leisten die Laien. Innerhalb des Ordens heißen sie *milites Christi* – Soldaten Christi. Sie werden ermuntert, zu *pillería*, zu schmutzigen Tricks, zu greifen, um die Ziele des Ordens zu verwirklichen. *Pillería* können von Erpressung bis hin zum Mord alles sein. Und nach der Tat erteilen die Geistlichen den Tätern unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses die Absolution. Übrigens dürfen die *milites Christi* nur bei einem Crux-Vera-Priester beichten. So bleiben unangenehme Geheimnisse zuverlässig in der Familie.«

»Wie stehen die Mitglieder zu dem gegenwärtigen Papst?«

»Soviel ich weiß, ist ihr Verhältnis zu ihm bestenfalls lauwarm. Papst Paul VII. spricht von Wiedergeburt und Erneuerung. Die Crux Vera versteht darunter Reform und Liberalisierung, und das macht sie nervös.«

»Wie kommen Sie darauf, daß die Crux Vera in den Mord an Benjamin verwickelt sein könnte?«

»Sie könnte ein Motiv gehabt haben. Wenn es etwas gibt, das die Crux Vera verabscheut, sind es Enthüllungen über die schmutzige Wäsche des Vatikans. Der Orden betrachtet sich zuerst und vor allem als Beschützer der Kirche. Sollte Ihr Freund Beweise für etwas Belastendes ausgegraben haben, könnte er in die Feindkategorie gefallen sein. Und die Crux Vera könnte es für ihre Pflicht gehalten haben, ihn hart anzufassen – im übergeordneten Interesse der Kirche, versteht sich.«

Malone trank seinen Wein aus und schenkte sich nach. Gabriel hatte sein Glas nicht angerührt. »Haben Sie mit Leuten geredet, Fragen gestellt und Ihre Nase in Dinge gesteckt, die Sie nichts angehen, sind Sie sehr wahrscheinlich bereits auf dem Radar der Crux Vera aufgetaucht. Halten diese Leute Sie für gefährlich, werden sie nicht zögern, Sie liquidieren zu lassen.«

»Ich weiß Ihre Offenheit zu schätzen.«

»Und wir haben eine Vereinbarung.« Malone griff nach Notizbuch und Kugelschreiber, weil ihre Rollen plötzlich vertauscht waren. »Jetzt stelle *ich* die Fragen.«

»Aber denken Sie an die Regeln. Wenn Sie mich verraten ...«

»Keine Sorge, ich weiß recht gut, daß die Crux Vera nicht die einzige Organisation ist, die mit *pilleria* arbeitet.« Malone leckte den Zeigefinger an und schlug in seinem Notizbuch eine neue Seite auf. »Gott, ich habe so viele Fragen, daß ich kaum weiß, wo ich anfangen soll.«

Gabriel verbrachte die beiden folgenden Stunden damit, ohne große Begeisterung seiner Auskunftspflicht gegenüber Malone nachzukommen. Dann verließ er Peter Malones Haus und ging durch stetigen Regen über den Cadogan

Square davon. In der Sloane Street zog er sein Handy aus der Tasche und rief Mordecai im Überwachungswagen an. »Du überwachst ihn weiter«, wies Gabriel ihn an. »Fährt er irgendwohin, beschattest du ihn.«

Peter Malone saß in seinem Arbeitszimmer im ersten Stock am Computer und tippte seine Notizen fieberhaft ins reine. Er konnte sein Glück noch immer nicht ganz fassen. Aus langer Erfahrung wußte er, daß Erfolg das Resultat einer flüchtigen Kombination aus harter Arbeit und purem Glück war. Manchmal fielen einem gute Stories einfach in den Schoß. Der Unterschied zwischen einem durchschnittlichen und einem erstklassigen Journalisten zeigte sich in dem, was er als nächstes tat.

Nach einstündiger konzentrierter Arbeit hatte er seine handgeschriebenen Notizen in zwei sauber gegliederte Memos übertragen. Das erste handelte von den Unternehmen, an denen der Agent mit dem Decknamen Schwert beteiligt gewesen war. Das zweite war ein Protokoll ihrer Diskussion über den Fall Benjamin Stern. Bewußt oder unbewußt hatte der Israeli ihm gerade den Aufhänger geliefert, den er für seine Story brauchte. Der israelische Geheimdienst ermittelte wegen der Ermordung des bekannten Historikers Benjamin Stern. Morgen früh würde er in Tel Aviv anrufen, sich das unweigerliche Dementi der Drohen in der Zentrale des Diensts anhören und dann die ihm bekannten geheimnisvollen Einzelheiten kombinieren. Malone hatte dem Israeli nicht alles erzählt, was er über die Ermordung Sterns wußte, genau wie er sich sicher war, daß der Israeli sein Wissen nicht hundertprozentig preisgegeben hatte. Das gehörte zu diesem Spiel. Man mußte ein erfahrener Journalist sein, um den Unterschied zwischen Wahrheit und Desinformation zu erkennen, um zu wissen, wo im Schlick die Nuggets verborgen

waren. Lief alles gut, konnte er bis zum Wochenende einen Artikel fertig haben.

Malone verbrachte einige Minuten damit, alle Zitate nochmals zu überprüfen. Er beschloß, Tom Graves, seinen Redakteur bei der *Sunday Times*, anzurufen und sich genügend Platz auf Seite eins reservieren zu lassen. Gerade wollte er nach dem Hörer greifen, aber bevor er ihn abnehmen konnte, wurde er von einem Schlag gegen die Brust zurückgeworfen. Er blickte an sich herab und entdeckte einen kleinen, rasch größer werdenden Kreis aus Blut auf seinem Hemd. Als er aufblickte, sah er den Mann kaum eineinhalb Meter von seinem Schreibtisch entfernt stehen: blondes, graumeliertes Haar, farblose Augen. Malone war so in seine Arbeit vertieft gewesen, daß er nicht gehört hatte, wie der Unbekannte ins Haus eingedrungen war.

»Warum?« flüsterte der Journalist, den Mund voller Blut.

Der Killer legte wie verwundert den Kopf schief und kam um den Tisch herum. »*Ego te absolvo a peccatis tuis*«, sagte er, indem er Malones Stirn leicht berührte. »*In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen.*«

Dann zielte er mit seiner schallgedämpften Pistole auf Malones Kopf und drückte ein letztes Mal ab.

Im Sprachgebrauch des Diensts war das Gerät, das der Überwachungskünstler namens Mordecai in Malones Arbeitszimmer angebracht hatte, als ein »Glas« bekannt. Es war im Innenleben des Telefons versteckt und übertrug nicht nur Malones Telefongespräche, sondern auch alles, was in seinem Arbeitszimmer gesprochen wurde. So hatte Mordecai das Gespräch zwischen Gabriel und Malone mithören können. Und er hatte auch gehört, wie der Journalist an seinem PC gesessen und getippt hatte, nachdem Gabriel gegangen war.

Kurz nach einundzwanzig Uhr hörte Mordecai gemur-

melte Worte in einer Sprache, die er nicht verstand. Anschließend war fünf Minuten lang zu vernehmen, wie Schubladen aufgezogen und geschlossen wurden. Er vermutete dabei Malone, aber als die Haustür aufging und ein breitschultriger Mann heraustrat, wußte Mordecai sofort, daß im Haus soeben etwas Schreckliches passiert war.

Der Mann ging rasch die Stufen hinunter und kam quer über den Platz – genau auf den Überwachungswagen zu. Mordecai geriet in Panik. Die einzigen Waffen, die er besaß, waren ein Richtmikrofon und eine Nikon mit Teleobjektiv. Es war die Nikon, nach der er griff. Als der Mann sich dem Fahrzeug näherte, hob Mordecai gelassen die Kamera ans Auge und machte rasch drei Aufnahmen.

Auf der letzten, davon war er überzeugt, würde der Mann gut zu erkennen sein.

I4

Rom

Die Vatikanstadt ist der kleinste Staat der Welt und auch einer der am dünnsten besiedelten. Obwohl dort jeden Tag über viertausend Menschen arbeiten, leben nur etwa vierhundert in seinen Mauern. Kardinalstaatssekretär Marco Brindisi gehörte zu ihnen. Seine Privatwohnung im Vatikanpalast war nur eine Etage von den Gemächern des Heiligen Vaters entfernt. Während manche Prälaten das Leben im Zentrum der vatikanischen Macht als ein Leben im goldenen Käfig empfanden, genoß Kardinal Brindisi es wirklich. Seine Zimmer waren prächtig, sein Weg ins Büro war sehr kurz, und sein Stab aus Priestern und Nonnen kümmerte sich um all seine Bedürfnisse. Der einzige Nachteil war vielleicht die Nähe zum päpstlichen Haushalt. Innerhalb des Palasts konnte der Kardinal wenig tun, um sich vor den neugierigen Blicken der päpstlichen Sekretäre zu schützen. Die Hinterzimmer im »L'Eau Vive« waren für viele private Treffen des Kardinals gut geeignet, auch wenn andere – wie die Verabredung an diesem Abend – unter größerer Geheimhaltung stattfinden mußten.

Auf dem San-Damaso-Hof vor dem Palastportal wartete eine Mercedes-Limousine. Anders als die minderen Kurienkardinäle brauchte Brindisi sich nicht damit zu begnügen, was der vatikanische Fuhrpark gerade anzubieten hatte. Ein Mercedes mit Fahrer und ein Sicherheitsbeamter der *Vigilanza* standen ständig für ihn bereit.

Brindisi stieg hinten ein, und der Wagen glitt davon. Er

rollte langsam die Via Belvedere entlang – an der Pöpstlichen Apotheke und der Unterkunft der Schweizergarde vorbei –, bevor er durchs Annentor in die Stadt Rom hinausfuhr.

Der Mercedes überquerte die Piazza della Città, bog dann in eine Tiefgarageneinfahrt ein. Das Gebäude darüber war ein dem Vatikan gehörender Wohnkomplex, in dem viele Kurienkardinäle wohnten. Häuser dieser Art waren über ganz Rom verteilt.

Der Wagen hielt neben einem grauen Fiat-Lieferwagen. Als Brindisi ausstieg, wurde die Hecktür des Fahrzeugs geöffnet, und ein Mann kletterte aus dem Wagen. Wie Brindisi trug er eine schwarze Soutane mit Umhang und breitem Gürtel in Scharlachrot. Im Gegensatz zu dem Staatssekretär war er jedoch nicht berechtigt, diese Insignien zu tragen. Er war kein Kardinal; tatsächlich war er nicht einmal ein geweihter Priester. Kardinal Brindisi kannte seinen Namen nicht; er wußte nur, daß dieser Mann kurz als Schauspieler gearbeitet hatte, bevor die *Vigilanza* ihn engagiert hatte.

Brindisis Doppelgänger trat aus dem Schatten und blieb dabei für einen Augenblick vor dem Kardinal stehen. Wie jedesmal spürte Brindisi einen kleinen Schauer über den Rücken laufen. Er hatte das Gefühl, in einen Spiegel zu sehen. Die Gesichtszüge, die randlose Brille, das goldene Brustkreuz ... der Mann hatte sogar gelernt, die arrogante Schräge von Brindisis *Zuchetto* zu imitieren. Ein halbherziges Lächeln, eine genaue Imitation des Originals, huschte über das Gesicht des Mannes, dann sagte er: »Guten Abend, Euer Eminenz.«

»Guten Abend, Euer Eminenz«, echote der Kardinal unwillkürlich.

Sein Doppelgänger nickte knapp, dann stieg er in Brindisis Dienstwagen, der rasch mit ihm davonfuhr. Pater Mascone, der Privatsekretär des Kardinals, wartete hinten im Lie-

ferwagen. »Bitte beeilt Euch, Euer Eminenz. Hier dürfen wir nicht lange bleiben.«

Der Geistliche half dem Kardinal in den Laderaum, schloß die Hecktür von innen und schob Brindisi einen Hocker mit besticktem Bezug hin. Der Lieferwagen fuhr rasch die Rampe hinauf und bog auf die Straße ab. Im nächsten Augenblick war er quer durch Rom in Richtung Tiber unterwegs.

Pater Mascone zog den Reißverschluß einer Reisetasche auf und nahm mehrere Kleidungsstücke heraus: eine graue Flanellhose, einen schwarzen Rollkragenpullover, ein teures beiges Sportsakko, elegante schwarze Slipper. Kardinal Brindisi knöpfte seine Soutane auf und begann sich zu entkleiden. Wenig später war er nackt bis auf die Unterhose und sein *cilicio* – eine mit kleinen Stacheln besetzte Kette, die er als Bänder um den rechten Oberschenkel gewunden trug.

»Vielleicht solltet Ihr den *cilicio* abnehmen«, schlug Pater Mascone vor. »Es könnte sich unter der Hose abzeichnen.«

Brindisi schüttelte den Kopf. »Meine Bereitschaft, mich zu entkleiden, hat ihre Grenzen, Pater Mascone. Ich trage den *cilicio* weiter, auch wenn er sich vielleicht ...«, er machte eine Pause, »... unter der Hose abzeichnet.«

»Sehr wohl, Euer Eminenz.«

Mit Hilfe seines Privatsekretärs legte der Kardinal rasch die ungewohnten Kleidungsstücke an. Als er fertig angezogen war, nahm er seine charakteristische Brille ab und ersetzte sie durch eine andere mit leicht getönten Gläsern. Damit war die Verwandlung komplett. Er sah nicht mehr wie ein Kirchenfürst, sondern wie ein reicher, nicht sonderlich gut beleumundeter Römer aus – eher wie einer, der sich gern mit jüngeren Frauen umgibt.

Fünf Minuten später hielt der Lieferwagen jenseits des Tibers auf einem unbelebten Platz. Der Geistliche öffnete die Hecktür. Kardinalstaatssekretär Marco Brindisi bekreuzigte sich und stieg aus.

Rom gleicht in vieler Hinsicht einer Kleinstadt, deren größter Arbeitgeber die Kirche ist. Unter normalen Umständen hätte Marco Brindisi nicht die Via Veneto hinunterschlendern können, ohne erkannt zu werden – selbst in der schlichten schwarzen Soutane eines Gemeindepfarrers nicht. An diesem Abend bewegte er sich jedoch unbeachtet und schlängelte sich durch die schwatzende, Menge und an übervollen Cafés vorbei, als sei er ein beliebiger Römer auf der Suche nach einer guten Mahlzeit und angenehmer Gesellschaft.

Die glorreiche Zeit der Via Veneto war längst verblaßt. Sie blieb ein schöner Boulevard, der mit Platanen, exklusiven Geschäften und teuren Restaurants gesäumt war, aber die Filmstars und Intellektuellen waren auf der Suche nach neu zu entdeckenden Genüssen längst weitergezogen. Jetzt bestand das Publikum hauptsächlich aus Touristen, Geschäftsleuten und hübschen italienischen Teenagern, die auf Motorrollern herumrasten.

Marco Brindisi hatte sich nie zum Dolce vita auf der Via Veneto hingezogen gefühlt, nicht einmal in den sechziger Jahren, als er als junger Kurienbürokrat gerade erst aus einer Kleinstadt in den Hügeln Umbriens nach Rom gekommen war; und es erschien ihm jetzt noch weniger verlockend. Die Gesprächsfetzen, die er unterwegs aufschnappte, klangen unsäglich trivial. Er wußte, daß manche Kardinäle – tatsächlich sogar manche Päpste – gern in Zivil durch Rom streiften, um zu sehen, wie die andere Hälfte lebte. Brindisi hatte diesen Wunsch nicht. Bis auf wenige Ausnahmen hielt er die andere Hälfte für einen sittenlosen, ungehobelten Pöbel, dem es besser angestanden hätte, mehr auf die Lehren der heiligen Kirche und weniger auf seinen unablässig plärenden Fernseher zu hören.

Eine attraktive Vierzigerin, die in einem tief ausgeschnittenen Kleid in einem Straßencafé saß, warf ihm einen be-

wundernden Blick zu. Brindisi, der seine Rolle spielen mußte, erwiderte ihr Lächeln. Als er weiterging, flehte er Jesus um Vergebung an und verstärkte den Druck auf seine Büßerkette, um den Schmerz zu steigern. Er hatte schon mehrmals Geistlichen, die sexuellen Versuchungen erlegen waren, die Beichte abgenommen. Priestern, die sich eine Geliebte hielten. Priestern, die mit anderen Priestern unsägliche Dinge taten. Solche Versuchungen hatte Brindisi nie gekannt. Seit dem Augenblick, in dem er ins Priesterseminar eingetreten war, hatte sein Herz Christus und der Jungfrau Maria gehört. Priester, die ihr Keuschheitsgelübde brachen, widerten ihn an. Seiner Ansicht nach sollte jeder Priester, der gegen den Zölibat verstieß, unverzüglich aus dem Amt entfernt werden. Aber er war auch Pragmatiker genug, um zu erkennen, daß ein so rigoroses Vorgehen die Reihen des Klerus erheblich gelichtet hätte.

An der Kreuzung zwischen der Via Veneto und dem Corso d'Italia blieb der Kardinal stehen und sah auf seine Armbanduhr. Er hatte den vereinbarten Treffpunkt genau pünktlich erreicht. Nur wenige Sekunden später hielt eine Limousine am Randstein neben ihm. Die hintere rechte Tür wurde geöffnet, und Carlo Casagrande trat heraus.

»Ich bitte um Vergebung, wenn ich Euren Ring nicht küsse«, sagte Casagrande, »aber das ist hier nicht angebracht, glaube ich. Der Abend ist wunderbar mild. Wie wär's mit einem Spaziergang durch die Villa Borghese?«

Casagrande geleitete den Kardinal über den breiten Boulevard und setzte den zweitmächtigsten Mann der römisch-katholischen Kirche dabei der Blutgier der römischen Autofahrer aus. Nachdem sie heil auf der anderen Seite angekommen waren, schlenderten sie einen kiesbestreuten Weg entlang. Am kommenden Sonntag würde der Park voller kreischender Kinder sein, zwischen denen sich Männer im

Radio die Übertragung von Fußballspielen anhörten. Aber heute abend war es hier bis auf das stete Rauschen des Verkehrs auf dem Corso still. Der Kardinal ging, als trage er weiter seine Soutane: die Hände auf dem Rücken verschränkt und mit gesenktem Kopf – ein reicher Mann, der Geld verloren hat und einen halbherzigen Versuch macht, es wiederzufinden. Als Casagrande flüsternd berichtete, Peter Malone sei tot, murmelte Brindisi ein kurzes Gebet, widerstand aber der Versuchung, es mit dem Kreuzeszeichen zu beschließen.

»Ihr Auftragskiller ist recht tüchtig«, sagte er.

»Leider hat er auf diesem Gebiet viel Übung.«

»Erzählen Sie mir von ihm.«

»Es ist meine Aufgabe, Euch vor solchen Dingen zu bewahren, Euer Eminenz.«

»Ich frage nicht aus morbider Neugier, Carlo. Mir geht es nur darum, daß diese Sache effizient aus der Welt geschafft wird.«

Sie erreichten die Galleria Borghese. Casagrande setzte sich auf eine der Marmorbänke vor dem Museum und bedeutete Brindisi, neben ihm Platz zu nehmen. Der Kardinal wischte umständlich etwas Staub weg, bevor er sich auf den kalten Stein setzte. Dann brachte Casagrande fünf Minuten lang damit zu, ihm widerstrebend zu erzählen, was er über den »Leopard« genannten Attentäter wußte – von seiner langen, blutigen Verbindung zu linksextremen und palästinensischen Terrorgruppen bis hin zu seiner Verwandlung in einen hochbezahlten Profikiller. Er hatte den deutlichen Eindruck, der Kardinal genieße seinen stellvertretenden Umgang mit dem Bösen.

»Sein wahrer Name?«

»Nicht geklärt, Euer Eminenz.«

»Seine Nationalität?«

»Die meisten der europäischen Sicherheitsdienste halten

ihn für einen Schweizer, obwohl auch darüber teilweise spekuliert wird.«

»Sie haben ihn tatsächlich selbst kennengelernt?«

»Wir waren im selben Zimmer, Euer Eminenz. Wir haben miteinander verhandelt, aber ich kann nicht behaupten, ihn zu kennen. Ich glaube nicht, daß irgend jemand ihn wirklich kennt.«

»Ist er intelligent?«

»Sehr.«

»Gebildet?«

»Einiges scheint darauf hinzuweisen, daß er an der Universität Fribourg ein Theologiestudium begonnen hat, bevor er dem lockenden Ruf von linker Gewalt und Terror gefolgt ist. Und als junger Mann scheint er in Zürich ein Noviziat absolviert zu haben.«

»Soll das heißen, dieses Ungeheuer hat tatsächlich studiert, um Priester zu werden?« Kardinal Brindisi schüttelte langsam den Kopf. »Er hält sich doch wohl nicht mehr für einen Katholiken?«

»Der Leopard? Ich weiß nicht, ob er an etwas anderes als sich selbst glaubt.«

»Und jetzt arbeitet ein Mann, der einst für die Kommunisten gemordet hat, für Carlo Casagrande, der dem polnischen Papst geholfen hat, das Reich des Bösen zu besiegen.«

»Die Politik schafft, wie man so sagt, seltsame Bettgenossen.« Casagrande stand auf. »Gehen wir noch ein Stück?«

Sie folgten einem Fußweg zwischen Steinpinien. Der Kardinal war einen knappen Kopf größer als der Chef des Sicherheitsdienstes. Seine kirchlichen Gewänder, die er normalerweise trug, verliehen ihm weichere Konturen. In Zivilkleidung war Marco Brindisi eine harte, bedrohliche Gestalt. Ein Mann, der eher Angst als Vertrauen hervorrief.

Sie setzten sich auf eine Bank mit Blick über die Piazza di Siena. Casagrande dachte an seine Frau und stellte sich vor,

wie er mit ihr auf genau dieser Bank gesessen und den Pferden zugesehen hatte, die auf dem Rennbahnoval unterwegs waren. Fast meinte er, die Erdbeeren in ihrer Hand riechen zu können. Angelina hatte eine Vorliebe dafür gehabt, im Frühjahr in der Villa Borghese Erdbeeren zu essen und dazu Spumante zu trinken.

Kardinal Brindisi riß Casagrande aus seinen beunruhigenden Erinnerungen und brachte das Gespräch auf den Mann, den sie als Ehud Landau kannten. Der Sicherheitschef des Vatikans berichtete von Landaus Besuch im Herz-Jesu-Kloster in Brenzone.

»Barmherziger Gott«, murmelte der Kardinal. »Wie hat Mater Vincenza sich geschlagen?«

»Offenbar recht gut. Sie hat ihm die Geschichte erzählt, die ich mit ihr einstudiert hatte, und ihn fortgeschickt. Aber er ist morgens zurückgekommen und hat nach Schwester Regina gefragt.«

»Schwester Regina! Das *ist* eine Katastrophe. Wie kann er von ihr erfahren haben?«

Casagrande zuckte mit den Schultern. Diese Frage hatte er sich nach Mater Vincenzas zweitem Anruf immer wieder gestellt. Wie konnte Landau von Schwester Regina erfahren haben? Benjamin Sterns Wohnung war gründlich durchsucht worden. Alles, was mit dem Kloster zusammenhing, war entfernt und vernichtet worden. Offensichtlich war irgendein anderes Beweisstück durch Casagrandes Netz geschlüpft und seinem Gegenspieler aus Israel in die Hände gefallen.

»Wo ist er jetzt?« fragte der Kardinal.

»Das weiß ich leider nicht. Ich habe ihn bei der Abreise aus Brenzone von einem Mann beschatten lassen, aber Landau hat ihn in Verona abgehängt. Er ist offenbar ein ausgebildeter Profi. Seither haben wir nichts mehr von ihm gehört.«

»Wie wollen Sie weiter verfahren?«

Casagrande wandte den Blick von der alten Rennbahn ab und sah in die blassen Augen des Kardinals. »Als Staatssekretär solltet Ihr darüber informiert sein, daß der Sicherheitsdienst einen Mann identifiziert hat, der anscheinend ein Attentat auf den Heiligen Vater plant.«

»Zur Kenntnis genommen«, sagte Brindisi förmlich. »Welche Maßnahmen haben Sie ergriffen, um sicherzustellen, daß er keinen Erfolg hat?«

»Ich habe Achille Bartoletti eingeschaltet, und er hat ganz wie erwartet reagiert. Eine Ermittlertruppe ist gebildet worden, und die Fahndung nach dem Mann läuft Tag und Nacht auf Hochtouren.«

»Irgendwann muß natürlich auch der Heilige Vater von der drohenden Gefahr unterrichtet werden. Vielleicht können wir diese Informationen dazu benutzen, ihn von seinem Entschluß abzubringen, kommende Woche das Ghetto zu besuchen.«

»Genau das dachte ich auch«, sagte Casagrande. »Ist damit alles besprochen?«

»Bis auf eine Kleinigkeit.« Brindisi erzählte dem Sicherheitschef von dem Reporter der *Repubblica*, der bezüglich der Kindheit des Heiligen Vaters recherchierte. »Die Aufdeckung eines Täuschungsmanövers des Vatikans, selbst eines so harmlosen, käme zum gegenwärtigen Zeitpunkt sehr ungelegen. Sehen Sie zu, ob Sie diesen lästigen Reporter irgendwie zur Raison bringen können.«

»Wird gemacht«, sagte Casagrande. »Was habt Ihr mit dem Heiligen Vater vereinbart?«

»Ich habe ihm erklärt, es wäre nützlich, wenn er in einem Memorandum die Details seiner unglücklichen Kindheit zusammenfassen würde.«

»Wie hat er darauf reagiert?«

»Er war einverstanden, aber ich will nicht länger darauf

warten. Ich möchte, daß Sie eigene Ermittlungen anstellen. Wir müssen die Wahrheit kennen, bevor sie in der *Repubblica* nachzulesen ist.«

»Ich stelle sofort einen Mann dafür ab.«

»Ausgezeichnet«, sagte der Kardinal. »Damit sind wir fertig, glaube ich.«

»Einer meiner Männer wird Euch unauffällig folgen. Im geeigneten Augenblick taucht dann der Lieferwagen auf. Er bringt Euch in den Vatikan zurück – außer Ihr möchtet zur Via Veneto zurückgehen. Wir könnten ein Glas Frascati trinken und Rom vorbeiflanieren sehen.«

Der Kardinal lächelte, was nie aufmunternd wirkte. »Tatsächlich, Carlo, sehe ich Rom am liebsten aus den Fenstern des Vatikanpalasts.«

Damit drehte er sich um und ging davon. Im nächsten Augenblick hatte ihn die Dunkelheit verschluckt.

15

NORMANDIE

Früh am nächsten Morgen überquerte Eric Lange den Ärmelkanal mit der Autofähre Newhaven-Dieppe. Er stellte seinen gemieteten Peugeot auf einem öffentlichen Parkplatz am Fährhafen ab und schlenderte zum Quai Henri IV hinüber, um zu frühstücken. In einem Café mit Blick über den Hafen bestellte er eine *brioche* und einen *café au lait* und las die Tageszeitungen. Sie brachten keine Meldung über die Ermordung des britischen Enthüllungsjournalisten Peter Malone, und auch im Radio war der Mord nicht gemeldet worden. Lange war sich ziemlich sicher, daß der Tote noch nicht aufgefunden worden war. Damit war erst gegen zehn Uhr Londoner Zeit zu rechnen, wenn seine Assistentinnen zur Arbeit kamen. Begann die Polizei dann ihre Ermittlungen, würde kein Mangel an Tatverdächtigen herrschen. Malone hatte sich im Lauf der Jahre zahlreiche Feinde gemacht. Jedem von ihnen wäre es ein Vergnügen gewesen, ihn ins Jenseits zu befördern.

Lange bestellte noch mehr *brîoches* und eine weitere große Schale Kaffee. Er hatte es mit der Weiterfahrt plötzlich nicht mehr eilig. Nach der langen Nachtfahrt fühlte er sich leicht benommen, und die Vorstellung, den ganzen Tag über nach Zürich unterwegs zu sein, deprimierte ihn. Er dachte an Katrine, ihre einsam gelegene Villa am Rand eines dichten normannischen Waldes und die Freuden, die in ihrem riesigen Himmelbett zu finden waren.

Er ließ etwas Geld auf dem Tisch liegen und ging den

Kai entlang zur *Poissonnerie*, Dieppes altem überdachtem Fischmarkt. Dort schlenderte er von Stand zu Stand, begutachtete den fangfrischen Fisch und schwatzte in perfektem Französisch mit den Fischhändlern. Er entschied sich für zwei schöne Barsche und ein Sortiment Garnelen und Muscheln. Dann verließ er den Markt und machte sich auf den Weg zur Grand Rue, der Haupteinkaufsstraße der Stadt. Dort kaufte er beim Bäcker frische Baguettes, beim Käsehändler verschiedene Käsesorten und beim Weinhändler ein halbes Dutzend Flaschen Wein und eine Flasche Calvados.

Er verstaute seine Einkäufe auf dem Rücksitz des Peugeot und fuhr los. Die Straße folgte dem Rand der Felsklippen und stieg und fiel mit den Konturen der Küste. Unterhalb der Klippen lagen steinige Strände. In der Ferne lief eine Flottille von Fischerbooten in langer Reihe in einen Hafen ein. Er kam durch eine Reihe malerischer Fischerdörfer und verschlang unterwegs eines der Baguettes. Als er St.-Valéry-en-Caux erreichte, roch das Wageninnere stark nach Garnelen und Muscheln.

Eineinhalb Kilometer vor St. Pierre bog er in eine schmale Nebenstraße ein und folgte ihr durch Apfelplantagen und Flachsfelder landeinwärts. Kurz hinter dem Dorf Valmont bog er in eine noch schmalere, von Birken gesäumte Zufahrt ein, auf der er blieb, bis sie nach ungefähr einem Kilometer an einem Holztor endete. Hinter dem Tor stand im Schatten hoher Buchen und Ulmen eine aus Naturstein gemauerte Villa. Katrines roter Jeep parkte im Kies vor der Haustür. Sie würde noch schlafen. Katrine fand selten Grund, vor Mittag aufzustehen.

Lange stieg aus, öffnete das Tor und fuhr bis vors Haus. Er versuchte, die Haustür zu öffnen, ohne erst anzuklopfen, und fand sie versperrt vor. Nun blieben ihm zwei Möglichkeiten: Er konnte an die Haustür hämmern, bis Katrine

aufwachte, oder seinen Besuch mit etwas Spaß beginnen. Er entschied sich für letzteres.

Die Villa hatte einen U-förmigen Grundriß und war von einem verwilderten Garten umgeben. Im Sommer leuchtete er in sämtlichen Farben, aber jetzt, im Spätwinter, war er eintönig grün. Hinter dem Garten begann der Wald, dessen Bäume ihre kahlen Äste in den stillen Morgenhimmel reckten. Der Innenhof der Villa war mit Natursteinen gepflastert. Lange suchte sich seinen Weg durch ein Minenfeld aus Blumentöpfen, von denen viele rissig waren, achtete darauf, kein Geräusch zu machen, und fing an, die sechs Terrassentüren auszuprobieren. Die fünfte Tür war unverriegelt. *Leichtsinnige Katrine*, dachte Lange. Er würde ihr eine Lektion erteilen, die sie nicht so schnell vergessen würde.

Er trat über die Schwelle, durchquerte lautlos das halbdunkle Wohnzimmer und stieg die Treppe zu Katrines Schlafzimmer hinauf. Er öffnete die Tür einen Spaltbreit und sah hinein. Die Vorhänge waren zugezogen. Im Dämmerlicht sah er die Schlafende im Bett liegen. Ihr Haar bedeckte das Kopfkissen, und ihre nackten Schultern sahen unter der Daunendecke hervor. Sie hatte den dunklen Teint einer Südfranzösin, war dabei aber blond und blauäugig wie eine Normannin. Die rötlichen Lichter in ihrem Haar waren wie ihr hitziges Temperament das Erbe einer bretonischen Großmutter.

Lange trat lautlos vor und streckte eine Hand nach der Stelle aus, wo er einen Fuß unter der Daunendecke vermutete. Als er Katrine gerade am Knöchel packen wollte, richtete sie sich ruckartig mit weit geöffneten Augen und einer 9-mm-Browning in den Händen auf. Sie feuerte zwei Schüsse ab, genau wie Lange es ihr beigebracht hatte. In der Beengtheit ihres Schlafzimmers donnerten sie wie Kanonenschüsse. Lange ließ sich sofort zu Boden fallen. Die Schüsse gingen über ihn hinweg und trafen den Spiegel von Katrines

Toilettentisch, einem Prachtstück aus dem achtzehnten Jahrhundert, der völlig zersplitterte.

»Nicht schießen, Katrine!« rief Lange hilflos lachend. »Ich bin's!«

»Steh auf! Laß dich ansehen!«

Lange kam langsam auf die Beine und achtete darauf, daß seine Hände gut zu sehen waren. Katrine knipste die Nachttischlampe an und starrte ihn lange aufgebracht an. Dann holte sie aus und wollte ihm die Pistole an den Kopf werfen. Lange duckte sich, und die Waffe fiel in die klirrenden Glasplitter.

»Scheißkerl! Du kannst von Glück sagen, daß ich dir nicht den Kopf weggeschossen habe!«

»Ich wäre bestimmt nicht der erste gewesen.«

»Ich habe diesen Spiegel geliebt!«

»Er war alt.«

»Er war ein antikes Stück, verdammt!«

»Ich kaufe dir einen neuen.«

»Ich will keinen neuen – ich will diesen hier!«

»Dann lassen wir ihn reparieren.«

»Und wie soll ich die Einschußlöcher erklären?«

Lange legte eine Hand ans Kinn und spielte den Nachdenklichen. »Hmmm, das könnte ein gewisses Problem darstellen.«

»Natürlich ist das ein Problem. Verdammt Idiot!« Katrine zog die Daunendecke über ihre Brüste, als merke sie erst jetzt, daß sie nackt war. Ihr Zorn auf ihn schien sich allmählich zu legen.

»Was machst du überhaupt hier?«

»Ich war zufällig in der Nähe.«

Sie musterte ihn prüfend. »Du hast wieder jemanden umgelegt. Das sehe ich in deinem Blick.«

Lange hob die Browning auf, sicherte sie und ließ die Pistole aufs Bettende fallen. »Ich hatte in der Nähe zu tun«, sagte er. »Ich müßte mich ein, zwei Tage ausruhen.«

»Wie kommst du darauf, daß du hier reinschneien kannst, wann's dir gefällt? Ich hätte einen anderen Mann da haben können.«

»Stimmt, aber ich wußte, daß meine Chancen nicht schlecht stehen. Ich weiß genau, daß dich die meisten Männer tödlich langweilen – intellektuell und in deinem großen Himmelbett. Und ich weiß auch, daß kein Mann, den du hierher mitnimmst, lange durchhält. Deshalb hatte ich das Gefühl, nicht allzuviel zu riskieren.«

Katrine bemühte sich angestrengt, nicht zu lächeln.
»Warum sollte ich dich hierbleiben lassen?«

»Weil ich für dich kochen werde.«

»Nun, dann sollten wir uns erst Appetit holen. Komm ins Bett. Zum Aufstehen ist es noch zu früh.«

Katrine Boussard war höchstwahrscheinlich die gefährlichste Frau Frankreichs. Nach dem Abschluß ihres Literatur- und Philosophiestudiums an der Pariser Sorbonne hatte sie sich der linksextremen Gruppe *Action Directe* angeschlossen. Während die politischen Ziele dieser Gruppierung oft widersprüchlich waren, blieben ihre Methoden stets gleich. In den achtziger Jahren tobte sie sich in blutigen Exzessen mit Attentaten, Entführungen und Bombenanschlägen aus, die Dutzende von Todesopfern forderten und ganz Frankreich terrorisierten. Dank ihrer Ausbildung bei Eric Lange gehörte Katrine Boussard zu den geschicktesten Killern der Gruppe. Lange hatte zweimal mit ihr zusammengearbeitet: im Jahr 1985 bei der Ermordung eines hohen Beamten aus dem französischen Verteidigungsministerium und im Jahr 1986 bei dem Mord an einem französischen Autoindustriellen. In beiden Fällen war es Katrine Boussard gewesen, die den Opfern den Gnadenschuß gegeben hatte.

Lange arbeitete im allgemeinen allein, aber in Katrines Fall hatte er eine Ausnahme gemacht. Sie war eine erfahrene

Kämpferin, im Einsatz kalt und mitleidslos, stets diszipliniert. Lange und sie litten unter der gleichen Besonderheit: Einsatzstreß steigerte ihre Libido, und sie nutzten den Körper des anderen dazu, um diese wirkungsvoll abzubauen. Sie waren kein Liebespaar – sie hatten beide zu viel erlebt, um an etwas so Bürgerliches wie die Liebe zu glauben. Sie glichen eher Kunsthandwerkern, die nach Vollkommenheit strebten.

Katrine war mit einem Körper gesegnet, der ihr ermöglichte, an vielen Stellen vielfältige Freuden zu empfinden. Wie immer reagierte er bereitwillig auf Langes Berührungen. Erst als sie vollkommen befriedigt war, wandte sie diesem ihre mannigfachen Talente zu. Sie war eine quälende Liebhaberin, so mit Langes Körper vertraut, daß sie sich ihm jedesmal, wenn er kurz davor war, die Beherrschung zu verlieren, entwand und ihn ohne Entspannung leiden ließ. Als er es nicht länger ertragen konnte, ergriff er selbst die Initiative, packte Katrine an den Hüften und drang von hinten in sie ein. Das hatte mehr Ähnlichkeit mit einer gewaltsamen Eroberung, als ihm recht war, aber genau darauf hatte es Katrine angelegt. Als Lange seinen Höhepunkt erreichte, warf er den Kopf in den Nacken und schrie seine Lust hinaus. Katrine beobachtete ihn über eine Schulter hinweg mit zutiefst befriedigter Miene, weil sie ihn wieder einmal besiegt hatte.

Danach ließ sie ihren Kopf so auf seiner Brust ruhen, daß ihr feuchtes Haar über seinen Bauch floß. Lange sah durch die Balkontür zu den Bäumen am Waldrand hinüber. Vom Ärmelkanal her war Sturm aufgekommen, und die Bäume bogen sich im Wind. Lange spielte mit Katrines Haar, aber sie bewegte sich nicht. Weil sie gemeinsam gemordet hatten, konnte Lange mit ihr zusammen sein ohne Hemmungen und die latente Angst, er könnte etwas von sich verraten. Er liebte Katrine nicht, aber er hatte sie gern. Tatsächlich war sie die einzige Frau, aus der er sich wirklich etwas machte.

»Er fehlt mir so«, murmelte sie.

»Wer denn, Katrine?«

»Der Kampf.« Sie wandte ihm ihr Gesicht zu. »Jetzt hocke ich hier in Valmont, lebe vom Erbe meines Vaters, den ich verabscheut habe, und warte darauf, alt zu werden. Ich will aber nicht alt werden! Ich will kämpfen.«

»Wir waren törichte Kinder. Jetzt sind wir klüger.«

»Und du mordest für andere – wenn der Preis stimmt, versteht sich.«

Er legte ihr einen Zeigefinger auf die Lippen. »Mir hat niemand ein Vermögen vererbt, Katrine.«

»Bist du deshalb ein Profikiller?«

»Ich besitze gewisse Fähigkeiten – Fertigkeiten, nach denen Nachfrage besteht.«

»Du redest wie ein richtiger Kapitalist.«

»Hast du das nicht mitbekommen? Der Kapitalismus hat gesiegt. Die Mächte des Guten wurden von Geldgier und Profitstreben zermalmt. Jetzt kannst du bei McDonald's essen und Euro-Disneyland besuchen, wann immer du willst. Du hast dir dein ruhiges Leben und deine schöne Villa verdient. Lehn dich zurück und genieße die Befriedigung einer ehrenvollen Niederlage.«

»Du bist ein solcher Heuchler!« sagte sie.

»Ich sehe mich lieber als Realist.«

»Für wen mordest du?«

Für Männer, die wir einst verabscheut haben, dachte Lange. Dann sagte er: »Du kennst die Regeln, Katrine. Schließ die Augen.«

Als Katrine eingeschlafen war, schlüpfte Lange aus dem Bett, zog sich leise an und verließ das Haus. Er öffnete den Kofferraum des Peugeot, holte Peter Malones Notebook heraus, steckte es unter seine Jacke und trabte damit durch den Regen ins Haus zurück. Im Wohnzimmer zündete er das im

Kamin aufgeschichtete Apfelholz an und machte es sich auf Katrines Sofa bequem. Er klappte das Notebook auf, schaltete es ein und wartete, bis der Computer hochgefahren war. Seine Vereinbarung mit Carlo Casagrande sah vor, daß er das Notebook und die aus Malones Arbeitszimmer mitgenommenen Unterlagen in einem Züricher Bankschließfach hinterlegte. Aber solange sich der PC noch in seinem Besitz befand, hatte er keine Skrupel, sich die gespeicherten Informationen anzusehen.

Er öffnete das Verzeichnis *Dokumente* und sah sich die Daten und Titel der letzten Einträge an. In der Stunde vor seinem Tod hatte der Journalist zwei neue Dokumente angelegt, von denen eines ISRAELISCHER ATTENTÄTER und das andere MORD AN BENJAMIN STERN hieß. Lange spürte ein Kribbeln in den Fingerspitzen. Draußen brauste der Nordweststurm, der vom Ärmelkanal heranzog, wie ein vorbeifahrender Schnellzug.

Die erste Datei enthielt ein höchst bemerkenswertes Dokument. Kurz bevor Lange in Malones Stadthaus eingedrungen war, hatte der Journalist einen Mann interviewt, der von sich behauptete, ein israelischer Attentäter zu sein. Lange las das Dokument mit einer gewissen professionellen Bewunderung. Der Mann hatte eine ziemlich bewegte und produktive Karriere hinter sich: Schwarzer September, ein paar Libyer, einen irakischen Atomwissenschaftler, *Abu Jihad* ...

Lange hörte zu lesen auf und starrte durch eine der Terrassentüren zu den vom Sturm bewegten Bäumen hinüber. *Abu Jihad*? War der Mann, der Abu Jihad liquidiert hatte, wirklich nur wenige Stunden vor ihm in Malones Arbeitszimmer gewesen? Und falls das stimmte: Was zum Teufel hatte er dort zu suchen gehabt? Lange war kein Mensch, der viel auf Zufälle gab. Die Antwort würde vermutlich in dem zweiten Dokument zu finden sein. Er öffnete es und begann zu lesen.

Fünf Minuten später sah Lange wieder auf. Die Sache war noch schlimmer als befürchtet. Der israelische Agent, der in Tunis seelenruhig in Abu Jihads Villa marschiert und ihn umgelegt hatte, ermittelte jetzt im Fall der Ermordung von Benjamin Stern. Lange fragte sich, weshalb sich der israelische Geheimdienst für den Tod eines jüdischen Professors interessierte. Die Antwort lag auf der Hand: Stern mußte so etwas wie ein Agent gewesen sein.

Lange war wütend auf Carlo Casagrande. Hätte Casagrande ihm gesagt, daß Benjamin Stern Verbindungen zum israelischen Geheimdienst hatte, hätte er diesen Auftrag wahrscheinlich abgelehnt. Die Israelis machten ihn nervös. Sie hatten andere Spielregeln als die Westeuropäer und Amerikaner. Sie stammten aus einer von Gewalt geprägten Umgebung, und der Schatten des Holocausts lag über jeder ihrer Entscheidungen. Beides bewirkte, daß sie mit ihren Feinden brutal und gnadenlos abrechneten. Nach einer Geiselnahme mit Lösegelderpressung, die Lange für Abu Jihad durchgeführt hatte, waren sie ihm schon einmal auf der Fährte gewesen. Damals war er ihnen nur entkommen, indem er zu der sehr drastischen Maßnahme gegriffen und alle seine Komplizen liquidiert hatte.

Er fragte sich, ob Carlo Casagrande von den Ermittlungen dieses Israelis wußte – und weshalb er Lange dann nicht dafür engagiert hatte, diese Gefahr zu beseitigen. Aber vielleicht wußte Casagrande nicht, wo sich der Israeli aufhielt. Dank der Informationen aus Peter Malones Computer wußte Lange jetzt, wo er zu finden war, und er hatte nicht die Absicht, auf Casagrandes Anweisungen zu warten, bevor er etwas unternahm. Im Augenblick befand er sich leicht im Vorteil und hatte ein gewisses Zeitfenster zur Verfügung, aber wenn er sich nicht beeilte, würde dieses Fenster sich schließen.

Lange kopierte beide Dateien auf eine Diskette, dann

löschte er sie von der Festplatte. Katrine kam in ihre Dauernendecke gewickelt die Treppe herunter und setzte sich ans andere Ende des Sofas. Lange klappte das Notebook zu.

»Du hast versprochen, für mich zu kochen«, sagte sie. »Ich bin fast verhungert.«

»Ich muß nach Paris.«

»Jetzt?«

Lange nickte.

»Hat das nicht bis morgen früh Zeit?«

Er schüttelte den Kopf.

»Was ist in Paris so wichtig?«

Lange sah aus dem Fenster. »Ich muß einen Mann finden.«

Raschid Hussein sah nicht gerade wie ein professioneller Terrorist aus. Er hatte ein fleischiges rundes Gesicht und große braune Augen, die durch ihre schweren Lider stets übermüdet wirkten. In seinem verknitterten Tweedsakko, zu dem er einen Rollkragenpullover trug, erinnerte er an einen Doktoranden, der an seiner Dissertation arbeitet, die einfach nicht fertig werden will. Das kam der Wahrheit sogar ziemlich nahe. Obwohl Hussein nur selten Zeit fand, zu seinen Vorlesungen an der Sorbonne zu gehen, lebte er mit einem Studentenvisum in Frankreich. Er unterrichtete Englisch in einem heruntergekommenen Pariser Vorort, in dem vor allem Muslime lebten, arbeitete gelegentlich als Übersetzer und schrieb zwischendurch Hetzpamphlete für verschiedene linksradikale Blätter. Eric Lange wußte jedoch, woher Hussein sein wirkliches Einkommen bezog: Er arbeitete für eine Dienststelle der palästinensischen Selbstverwaltungsbehörde, die nur sehr wenige kannten. Raschid Hussein – Student, Übersetzer, Journalist – war der Operationschef des PLO-Auslandsnachrichtendienstes für Europa. Hussein war der Mann, den Lange in Paris aufsuchen wollte.

Lange rief den Palästinenser in seiner Wohnung in der

Rue de Tournon an. Dreißig Minuten später trafen sie sich in einer halbleeren Brasserie im Quartier Luxembourg. Husseini, ein Freidenker und palästinensischer Nationalist der alten Schule, trank Rotwein. Der Alkohol machte ihn redselig. Er hielt Lange einen Vortrag über die Leiden des palästinensischen Volkes. Seine Ausführungen waren praktisch mit denen identisch, mit denen er Lange vor zwanzig Jahren in Tunis malträtiert hatte, als er und Abu Jihad versucht hatten, Lange dazu zu überreden, sich für die Sache der Palästinenser zu engagieren. Das Land und die Olivenbäume, die Ungerechtigkeit und die Demütigungen. »Die Juden sind die neuen Nazis der Welt«, behauptete Husseini. »Auf der West Bank und im Gazastreifen wüten sie wie SS und Gestapo. Der israelische Ministerpräsident? Der ist ein Kriegsverbrecher, der nach dem Vorbild der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse abgeurteilt werden sollte.« Lange wartete geduldig den rechten Augenblick ab, rührte seinen zweiten Kaffee um und nickte an den richtigen Stellen weise. Husseini tat ihm unwillkürlich leid. Der Krieg war an ihm vorbeigegangen. Einst war er von Männern wie Raschid Husseini geführt worden: von Intellektuellen, die Camus im Original lasen und an den Stränden von St. Tropez naive deutsche Mädchen vögelten. Jetzt waren die alten Kämpfer von den Almosen der Europäer und Amerikaner fett geworden, während sich die Kinder, das kostbarste Gut Palästinas, vor israelischen Cafés und auf israelischen Märkten in die Luft sprengten.

Zuletzt warf Husseini mit einer hilflosen Geste die Hände in die Luft – wie ein alter Mann, der sich darüber im klaren ist, daß er andere nur noch langweilt. »Verzeih mir, Eric, aber die Leidenschaft geht einfach mit mir durch. Ich weiß, daß du heute abend nicht hier bist, um dir von den Leiden meines Volkes erzählen zu lassen. Worum geht es also? Suchst du Arbeit?«

Lange beugte sich über den Tisch »Ich frage mich, ob du vielleicht daran interessiert wärst, mir zu helfen, den Mann aufzuspüren, der unseren Freund in Tunis liquidiert hat?«

Husseini's Blick war plötzlich hellwach. »Abu Jihad? Ich war damals in seiner Villa. Ich bin als erster in sein Arbeitszimmer gekommen, nachdem diese israelische Bestie ihr Teufelswerk verrichtet hatte. Ich habe noch heute das Gekreisich seiner Frau und seiner Kinder im Ohr. Hätte ich die Chance, würde ich ihn liebend gern selbst umlegen.«

»Was weißt du über ihn?«

»Sein wahrer Name ist Allon – Gabriel Allon –, aber er ist schon unter Dutzenden falscher Namen aufgetreten. Er ist Restaurator. Hat seinen Beruf als Tarnung für Morde in ganz Europa benützt. Vor elf oder zwölf Jahren hat mein alter Freund Tariq al-Hourani in Wien eine Bombe unter Allons Wagen angebracht und seine Frau und seinen Sohn in die Luft gejagt. Der Junge ist dabei umgekommen. Was aus der Frau geworden ist, haben wir nie rausbekommen. Vor ein paar Jahren hat Allon sich dann in Manhattan an Tariq gerächt.«

»Ich erinnere mich«, sagte Lange. »Die Sache mit Arafat.«

Husseini zog die Augenbrauen hoch. »Du weißt, wo er ist?«

»Nein, aber ich denke, daß ich weiß, wohin er unterwegs ist.«

»Wohin?«

Lange sagte es ihm.

»Nach Rom? Rom ist eine große Stadt, mein Freund. Du mußt dich schon etwas genauer ausdrücken.«

»Er ermittelt wegen des Mordes an einem alten Freund. In Rom will er einen italienischen Kriminalbeamten namens Alessio Rossi aufsuchen. Beschattet Rossi, dann fällt euch der Israeli in den Schoß.«

Husseini schrieb den Namen in sein kleines, ledernes Notizbuch und sah dann auf. »*Carabinieri? Polizia di Stato?*«

»Letztere«, antwortete Lange, und Hussein schrieb *PS* in sein Notizbuch.

Der Palästinenser trank einen Schluck Wein und starrte sein Gegenüber eine Weile prüfend an, ohne etwas zu sagen. Lange konnte sich denken, welche Fragen Hussein durch den Kopf gingen. Wieso wußte Eric Lange, wohin der Israeli unterwegs war? Und weshalb wollte er ihn liquidieren lassen? Lange beschloß, diese Fragen zu beantworten, bevor Hussein sie stellen konnte.

»Er ist hinter mir her. Dabei geht es um eine persönliche Fehde. Ich möchte, daß er umgelegt wird, und du willst das auch. In diesem Punkt stimmen unsere Interessen überein. Arbeiten wir zusammen, läßt sich die Sache so aus der Welt schaffen, daß uns beiden geholfen ist.«

Über Husseinis Gesicht zog sich ein Lächeln. »Du warst immer ein cooler Bursche, was, Eric? Hast dich nie von Gefühlen leiten lassen. Die Zusammenarbeit mit dir hätte mir bestimmt Spaß gemacht.«

»Hast du in Rom genügend Leute, um einen Kriminalbeamten überwachen zu lassen?«

»Ich könnte den Papst beschatten lassen. Wenn der Israeli tatsächlich in Rom ist, spüren wir ihn auf. Aber das ist schon alles. Unsere Bewegung kann es sich nicht leisten, ausgerechnet jetzt in Europa einen Anschlag zu verüben.« Er zwinkerte Lange zu. »Schließlich haben wir dem Terrorismus abgeschworen. Außerdem sind die Europäer gegenwärtig unsere besten Freunde.«

»Ihr müßt ihn nur finden«, sagte Lange. »Den Rest könnt ihr mir überlassen.«

TEIL III

Eine Pension in Rom

I6

Rom

Das »Abruzzi« hatte schon bessere Zeiten erlebt. Die senfgelbe Fassade des Gebäudes im Viertel San Lorenzo zwischen dem Hauptbahnhof *Stazione Termini* und der Kirche Santa Maria Maggiore sah so pockennarbig wie nach MG-Beschuß aus, und am Empfang roch es nach Katzenklo. Trotz ihres reichlich heruntergekommenen Äußeren entsprach die kleine *pensione* genau Gabriels Bedürfnissen. Das Präsidium der *Polizia di Stato* war zu Fuß in wenigen Minuten zu erreichen, und im Gegensatz zu den meisten römischen Pensionen waren im »Abruzzi« alle Zimmer mit Telefon ausgestattet. Der wichtigste Vorteil aber war: Falls die Crux Vera nach ihm fahndete, würde sie zuallerletzt auf das »Abruzzi« kommen.

Der Nachtportier war ein übergewichtiger Mann mit runden Schultern und gerötetem Gesicht. Gabriel gab sich als Heinrich Siedler aus und sprach ihn in holprigem Italienisch mit grausamem deutschem Akzent an. Der Portier betrachtete ihn mit düsterer Miene und trug dann den Namen und die Nummer des Reisepasses ins Gästebuch ein.

Gabriel durchquerte einen Gemeinschaftsraum, in dem sich zwei kroatische Jugendliche ein verbissenes Tischtennismatch lieferten, stieg lautlos die schmutzige Treppe hinauf, betrat sein Zimmer und sperrte hinter sich ab. Er ging ins Bad. Die Rostflecken in der Wanne sahen aus wie angetrocknetes Blut. Gabriel wusch sich das Gesicht, dann zog er seine Schuhe aus und ließ sich aufs Bett fallen. Er

schloß die Augen, war aber zu erschöpft, um Schlaf zu finden. So blieb er auf dem Rücken liegen, horchte auf das *Klacka-klacka-klack* des Tischtennismatches im Erdgeschoß und ließ die letzten vierundzwanzig Stunden im Geist nochmals an sich vorbeiziehen.

Er war seit Tagesanbruch unterwegs. Statt direkt von London nach Rom zu fliegen, wo er die Kontrollen auf dem Flughafen Leonardo da Vinci hätte passieren müssen, war er nach Nizza geflogen. Auf dem dortigen Flughafen hatte er die Hertz-Autovermietung aufgesucht, bei der ihm Monsieur Henri, ein Freund des Diensts, einen Renault so vermietet hatte, daß er sich unmöglich zu Gabriel zurückverfolgen ließ. Von Nizza aus war er auf der *autoroute* A8 in Richtung Italien weitergefahren. Kurz vor Monaco hatte er den englischsprachigen Sender Radio Riviera eingeschaltet, um vielleicht etwas über den Krieg in den Palästinensergebieten zu hören. Statt dessen war gemeldet worden, der britische Enthüllungsjournalist Peter Malone sei in seinem Londoner Haus erschossen aufgefunden worden.

Gabriel, der auf einem Rastplatz stand, an dem der Verkehr auf der *autoroute* vorbeibrauste, umklammerte das Lenkrad mit beiden Händen und fühlte sein Herz gegen die Rippen hämmern. Wie ein Schachgroßmeister berechnete er die nächsten Züge voraus und sah eine Katastrophe auf sich zukommen. Er war zwei Stunden lang im Haus des Journalisten gewesen. Malone hatte ihn interviewt und sich reichlich Notizen gemacht. Die Metropolitan Police würde sie inzwischen entdeckt haben. Wegen der Querverbindungen zu einem ausländischen Nachrichtendienst war vermutlich der britische MI5 informiert worden. Deshalb stand zu befürchten, daß jetzt alle Polizei- und Geheimdienste Europas nach einem israelischen Attentäter mit dem Decknamen Schwert fahndeten. *Die sichere Lösung?* Schamron anrufen, sich außer Landes bringen lassen und in Netanja am Strand

sitzen, bis Gras über diese Sache gewachsen war. Aber das würde bedeuten, die Suche nach Benjamins Mördern aufzugeben. Und die nach Malones Mördern. Gabriel fuhr vom Rastplatz zurück auf die *autoroute* und weiter nach Italien. An der Grenze winkte ihn ein gelangweilt wirkender Zollbeamter mit einer schlappen Handbewegung durch.

Und nun, nach endlos langer Fahrt die italienische Halbinsel hinunter, befand er sich hier, in diesem moderig riechenden Zimmer im »Abruzzi«. Im Erdgeschoß war das Tischtennismatch anscheinend in einen neuen Balkankrieg abgeglitten. Das Protestgeschrei des Unterlegenen drang bis in Gabriels Zimmer hinauf. Er dachte an Peter Malone und fragte sich, ob er an seinem Tod schuld war. Hatte er die Killer zu ihm geführt? Oder hatte der Journalist schon vorher auf einer Liste von Leuten gestanden, die eliminiert werden sollten? War Gabriel der nächste auf dieser Liste? Als er allmählich in den Schlaf abglitt, glaubte er immer wieder, Malones warnende Stimme zu hören: »*Halten diese Leute Sie für gefährlich, werden sie nicht zögern, Sie liquidieren zu lassen.*«

Morgen würde er Alessio Rossi finden – und danach so schnell wie möglich aus Rom verschwinden.

Gabriel schlief schlecht und wurde durch Glockengeläut früh geweckt. Er öffnete die Augen und blinzelte ins grelle Sonnenlicht. Er duschte, zog frische Sachen an und ging dann nach unten in den Frühstücksraum. Die Kroaten waren nirgends zu sehen; die einzigen Gäste waren zwei religiös gesinnte amerikanische Rompilger und ein halbes Dutzend laut schwatzender Studentinnen aus Barcelona. Gabriel wunderte sich über die in der Luft liegende Aufregung, bis ihm einfiel, daß heute Mittwoch war – der Tag, an dem der Heilige Vater auf dem Petersplatz die Pilger begrüßte.

Um neun Uhr ging Gabriel in sein Zimmer hinauf und versuchte erstmals, Inspektor Alessio Rossi von der *Polizia di*

Stato anzurufen. Die Vermittlung stellte ihn zum Anrufbeantworter des Kriminalbeamten durch. »Mein Name ist Heinrich Siedler«, sprach Gabriel auf Band. »Ich habe Informationen über die Monsignori Felici und Manzini. Sie können mich in der ›Pensione Abruzzi‹ erreichen.«

Gabriel legte auf. *Was nun?* Er konnte nur abwarten und darauf hoffen, daß der Kriminalbeamte ihn zurückrufen würde. In seinem Zimmer gab es keinen Fernseher. In den Nachttisch war ein Radio eingebaut, aber die Sendersuche funktionierte nicht.

Nach einer quälend langweiligen Stunde wählte er die Nummer zum zweiten Mal. Auch diesmal stellte die Vermittlung ihn sofort zu Rossis Anrufbeantworter durch. Gabriel hinterließ eine zweite Nachricht – mit identischem Inhalt, aber mit leicht drängendem Unterton in der Stimme.

Um elf Uhr dreißig rief er Rossi zum dritten Mal an. Diesmal wurde er mit einem Kollegen verbunden, der ihm erklärte, der Inspektor sei dienstlich unterwegs und komme erst am Spätnachmittag zurück. Gabriel hinterließ eine dritte Nachricht und legte auf.

Gabriel beschloß, die Gelegenheit zu nutzen, um aus seinem Zimmer herauszukommen. Auf den Straßen um die Kirche Santa Maria Maggiore herum kontrollierte er, ob er beschattet wurde, und konnte niemanden entdecken. Dann ging er die Via Napoleone III. entlang. Die Märzlufte war frisch und klar, und er bildete sich ein, sie rieche nach Holzrauch. In einem Restaurant in der Nähe der Piazza Vittorio Emanuele II. aß er einen Teller Pasta. Nach dem Mittagessen ging er die hochaufragende Westfassade der *Stazione Termini* entlang und schlenderte danach durchs römische Regierungsviertel mit seinen klassischen Bauten, bis er das Präsidium der *Polizia di Stato* gefunden hatte. Im Café gegenüber trank er einen Espresso, beobachtete die ein- und

ausgehenden Polizeibeamten und fragte sich, ob einer von ihnen Rossi war.

Gegen fünfzehn Uhr machte er sich auf den Rückweg ins »Abruzzi«. Als er die Piazza di Repubblica überquerte, erreichte gerade ein aus etwa fünfhundert Studenten bestehender Demonstrationszug, von der Universita Romana kommend, den Platz. Angeführt wurde dieser Zug von einem unrasierten jungen Mann mit einem Arafat-Kopftuch. Um die Taille hatte er einen nachgemachten Sprenggürtel geschnallt. Hinter ihm trugen vorgeblich Trauernde einen aus Pappkarton gebastelten Sarg. Als sie näherkamen, konnte Gabriel sehen, daß die meisten Demonstranten, auch der als Selbstmordattentäter verkleidete junge Mann, Italiener waren. Sie skandierten »Freiheit für Palästina!« und »Tod den Juden!« – nicht auf Arabisch, sondern auf Italienisch. Eine junge Italienerin, nicht älter als zwanzig, drückte Gabriel ein Flugblatt in die Hand. Es zeigte den israelischen Ministerpräsidenten mit Hitlerbärtchen und in SS-Uniform, wie er mit dem Absatz seines Schaftstiefels den Schädel eines Palästinensermädchens zerquetschte. Gabriel knüllte das Flugblatt zusammen und ließ es aufs Pflaster fallen.

Er kam an einem Blumenstand vorbei. Zwei Carabinieri flirteten ungeniert mit dem Mädchen, das dort arbeitete. Sie sahen kurz auf, als Gabriel vorbeiging, und starrten ihn mit unverhohlener Neugier an, bevor sie sich wieder dem Blumenmädchen zuwandten. Das hatte vielleicht nichts zu bedeuten, aber die Art und Weise, wie sie ihn gemustert hatten, bewirkte trotzdem, daß Gabriel in Schweiß ausbrach.

Auf dem weiteren Rückweg in die Pension ließ er sich Zeit und vergewisserte sich, daß ihm niemand folgte. Unterwegs kam er an einem gelangweilten Carabinieri vorbei, der auf seinem Motorrad in der Sonne saß und das hektische Treiben in einem Kreisverkehr ohne allzu großes Interesse

beobachtete. Für Gabriel schien er sich noch weniger zu interessieren.

Gabriel betrat das »Abruzzi«. Die Spanierinnen waren ganz aufgedreht von der Mittwochaudienz beim Papst zurückgekommen. Einer von ihnen, einem Mädchen mit einem Kurzhaarschnitt, war es offenbar gelungen, die Hand des Papsts zu berühren.

Oben in seinem Zimmer wählte Gabriel erneut Rossis Nummer.

»Pronto.«

»Inspektor Rossi?«

»Sì.«

»Mein Name ist Heinrich Siedler. Ich habe Sie schon mehrmals angerufen.«

»Sind Sie noch in der »Pensione Abruzzi«?»

»Ja.«

»Rufen Sie hier nicht wieder an.«

Klick.

Die Nacht sank herab, und mit ihr kam ein Sturm vom Mittelmeer herüber. Gabriel lag bei offenem Fenster auf seinem Bett und hörte zu, wie der Regen aufs Straßenpflaster klatschte, während in seinem Kopf das kurze Gespräch mit Alessio Rossi wie ein Tonband mit Endlosschleife ablief.

»Sind Sie noch in der »Pensione Abruzzi«?»

»Ja.«

»Rufen Sie hier nicht wieder an.«

Der italienische Kriminalbeamte wollte mit ihm reden, soviel war klar. Ebenso klar war jedoch, daß er mit Herrn Siedler nicht an seinem Dienstapparat sprechen wollte. So blieb Gabriel nichts anderes übrig, als abzuwarten und darauf zu hoffen, daß Rossi den nächsten Schritt tun würde.

Kurz nach einundzwanzig Uhr klingelte endlich das Telefon. Am Apparat war der Nachtportier.

»Hier ist jemand, der Sie sprechen möchte.«

»Wie heißt er?«

»Das hat er nicht gesagt. Soll ich ihn raufschicken?«

»Nein, ich bin in einer Minute unten.«

Gabriel legte den Hörer auf, trat auf den Korridor hinaus und sperrte die Tür hinter sich ab. Unten saß der Nachtportier am Empfang. Außer ihm war niemand zu sehen. Gabriel blickte den Mann an und zuckte mit den Schultern. Der Nachtportier deutete mit einem Wurstfinger in Richtung Gemeinschaftsraum. Dort war niemand bis auf die kroatischen Tischtennispieler.

Er ging zum Empfang zurück. Der Italiener warf die Hände hoch, um anzudeuten, daß er keine Ahnung habe, wohin der Besucher verschwunden sei, und wandte sich wieder seinem kleinen Schwarzweißfernseher zu. Gabriel stieg wieder die Treppe zu seinem Zimmer hinauf. Er schloß die Tür auf und trat über die Schwelle.

Gabriel sah den Schlag kommen – ein Lichtreflex auf dunkel brüniertem Metall, der wie ein feucht schimmernder Pinselstrich auf einer noch leeren Leinwand in einem Bogen auf ihn zukam. Zu spät riß er die Hände hoch, um seinen Kopf zu schützen. Der Griff einer Pistole krachte hinter seinem linken Ohr an die Schädelbasis.

Der Schmerz folgte sofort. Das Zimmer verschwamm vor seinen Augen. Seine Beine schienen plötzlich gelähmt, und er spürte, daß er in einer Spiralbewegung zu Boden ging. Der Angreifer fing ihn auf und ließ ihn lautlos aufs Linoleum gleiten. Ein letztes Mal hörte Gabriel Peter Malones Warnung – *»Halten diese Leute Sie für gefährlich, werden sie nicht zögern, Sie liquidieren zu lassen«* –, dann nur noch die Geräusche des Tischtennismatches unten im Gemeinschaftsraum.

Klacka-klacka-klack ...

Sein Gesicht brannte, als er wieder zu sich kam. Er öffnete die Augen und wurde sofort unbarmherzig von einer Halo-

genbirne geblendet, die keine Handbreit von seinem Gesicht entfernt brannte. Er schloß die Augen wieder und wollte den Kopf wegdrehen. Ein heftiger Schmerz durchzuckte seinen Hinterkopf, als habe ihn ein weiterer Schlag getroffen. Er fragte sich, wie lange er bewußtlos gewesen war. Lange genug, daß der Angreifer ihm den Mund hatte zukleben und seine Handgelenke mit Paketband fesseln können. Lange genug, daß das Blut auf seiner Wange angetrocknet war.

Das grelle Licht war so nah, daß Gabriel nichts von dem Raum erkennen konnte. Er hatte das Gefühl, noch immer im »Abruzzi« zu sein. Dieser Eindruck bestätigte sich, als er die Stimmen von Personen vernahm, die sich auf Serbokroatisch stritten. Er lag auf seinem Pensionsbett.

Er wollte sich aufsetzen. Ein Pistolenlauf schien aus der Helligkeit heranzuschweben. Er drückte gegen Gabriels Brustbein und stieß ihn auf die Matratze zurück. Dann tauchte ein Gesicht auf. Dunkle Schatten unter den Augen, Bartstoppeln am kantigen Kinn. Lippen bewegten sich, Lauten drangen an Gabriels Ohr. In seiner Benommenheit nahm er diese Szene wie einen Film mit fehlerhafter Synchronisation wahr. Sein Gehirn brauchte einen Augenblick, um die eben gehörten Worte verarbeiten und begreifen zu können.

»Mein Name ist Alessio Rossi. Was zum Teufel wollen Sie von mir?«

I7

ROM

Der junge Mann, der am Rand der Via Gioberti auf seinem Motorino saß, strahlte eine für römische Teenager typische gelangweilte Unverschämtheit aus. Er war jedoch weder gelangweilt noch Teenager, sondern ein dreißigjähriger *Vigilanza*-Beamter, der Carlo Casagrandes Sonderabteilung des vatikanischen Sicherheitsdiensts angehörte. Sein jugendliches Aussehen erwies sich bei seinem jetzigen Auftrag – der Überwachung Inspektor Alessio Rossis von der *Polizia di Stato* – als vorteilhaft. Über Rossi wußte der *Vigilanza*-Mann nur, was er unbedingt wissen mußte: Ein Unruhestifter, dieser Inspektor. Steckte seine Nase in Dinge, die ihn nichts angingen. Jeweils nach Schichtende fuhr der Beamte in den Vatikan zurück, tippte einen ausführlichen Bericht und legte ihn Casagrande auf den Schreibtisch. Seine Berichte über Rossi las der alte General immer sofort. An diesem Fall war er besonders interessiert.

Rossi hatte sich verdächtig benommen. Zweimal an diesem Tag – am Vormittag und noch einmal am Spätnachmittag – war er mit einem neutralen Dienstwagen aus dem Präsidium in die Via Gioberti gefahren und hatte dort geparkt. Sein Beschatter hatte beobachtet, daß Rossi zu den Fenstern der »Pensione Abruzzi« hinaufstarrte wie ein Mann, der seine Frau verdächtigt, ihn dort oben mit einem anderen zu betrügen. Nach dem zweiten Besuch rief der Beamte eine Informantin in Rossis Abteilung an – eine hübsche Schwarzhaarige, die Telefongespräche weitervermittelte und

für die Registratur zuständig war. Sie erzählte ihm, Rossi habe an diesem Tag mehrere Anrufe von einem Gast im »Abruzzi« erhalten, der ihm Informationen über einen bisher ungelösten alten Fall angeboten habe. Der Name dieses Gasts? Siedler, antwortete die Informantin. Heinrich Siedler.

Der *Vigilanza*-Mann hatte eine Idee. Er stieg von dem Motorino und betrat die Pension. Der Nachtportier sah von einem Pornoheft auf.

»Wohnt bei Ihnen ein Gast namens Heinrich Siedler?«

Der Nachtportier zuckte mit den schweren Schultern. Der *Vigilanza*-Mann schob zwei Geldscheine über die Theke und beobachtete, wie sie in der schmutzigen Pranke des Nachtportiers verschwanden.

»Ja, ich glaube, daß wir einen Gast namens Siedler haben. Augenblick, ich sehe mal nach.« Er zog das Gästebuch zu sich heran und blätterte demonstrativ darin. »Ah, richtig, Siedler.«

Der Mann aus dem Vatikan zog ein Photo aus der Innentasche seiner Lederjacke und legte es auf die Empfangstheke. Die Reaktion des Nachtportiers bestand aus einem nichtssagenden Stirnrunzeln. Seine Miene hellte sich erst auf, als zwei weitere Scheine vor ihm lagen.

»Ja, das ist er. Das ist Siedler.«

Der *Vigilanza*-Mann steckte das Photo wieder ein. »Welches Zimmer?«

Für einen alleinstehenden alten Mann war die Wohnung in der Via Pinciana viel zu groß: hohe Stuckdecken, ein geräumiges Wohnzimmer, eine breite Terrasse mit weitem Blick über die Villa Borghese. In Nächten, in denen Carlo Casagrande von den Erinnerungen an seine Frau und seine Tochter gequält wurde, erschien ihm die Wohnung so höhlenartig wie die Basilika. Wäre er weiterhin nur ein General der Carabinieri gewesen, hätte er sich diese Luxuswohnung

unmöglich leisten können, aber da das Gebäude dem Vatikan gehörte, zahlte Casagrande keine Miete. Er hatte kein schlechtes Gewissen dabei, von den Spenden der Gläubigen gut zu leben. Das Apartment diente ihm nicht nur als Wohnung, sondern auch als Hauptbüro. Deshalb hatte er gewisse Vorsichtsmaßnahmen getroffen, die seine Nachbarn nicht nötig hatten. Vor seiner Tür hielt ständig ein *Vigilanza*-Mann Wache, und ein weiterer Beamter war in einem Wagen auf der Via Pinciana postiert. Einmal in der Woche suchte ein Team seines Sicherheitsdiensts die Wohnung ab, um sicherzustellen, daß sie frei von Wanzen war.

Casagrande nahm den Hörer nach dem ersten Klingeln ab und erkannte sofort die Stimme des Beamten, den er auf den Fall Rossi angesetzt hatte. Schweigend hörte er sich an, was der Mann zu berichten hatte. Nachdem er das Gespräch beendet hatte, tätigte er sofort einen eigenen Anruf.

»Ich muß Bartoletti sprechen. Es handelt sich um einen Notfall.«

»Tut mir leid, aber der Direktor ist im Augenblick nicht zu sprechen.«

»Hier ist Carlo Casagrande. Verbinden Sie mich mit ihm.«

»Jawohl, General Casagrande. Einen Moment, bitte.«

Kurze Zeit später meldete Bartoletti sich. Casagrande kam sofort zur Sache.

»Nach unseren Informationen wohnt der Papstattentäter in Zimmer zweiundzwanzig der »Pensione Abruzzi« in der Via Gioberti. Wir haben Grund zu der Annahme, daß er bewaffnet und äußerst gefährlich ist.«

Bartoletti legte wortlos auf. Casagrande zündete sich eine Zigarette an und begann zu warten.

In Paris hielt Eric Lange sein Handy ans Ohr und hörte Raschid Husseinis Stimme.

»Ich denke, wir haben deinen Mann gefunden.«

»Wo ist er?«

»Dein italienischer Kriminalbeamter hat sich den ganzen Tag merkwürdig benommen. Eben ist er in der »Pensione Abruzzi« verschwunden – eine Bruchbude in der Nähe der *Stazione Termini*.«

»In welcher Straße?«

»Via Gioberti.«

Lange sah auf seine Uhr. Nach Rom kam er heute nacht auf keinen Fall mehr. Er würde morgen mit der ersten Maschine fliegen müssen. »Überwacht ihn weiter«, sagte er. »Ruft mich an, falls er die Pension verläßt.«

»Wird gemacht.«

Lange unterbrach die Verbindung, dann rief er bei Air France an und ließ sich einen Platz für den Flug um sieben Uhr fünfzehn reservieren.

I8

ROM

Rossi drückte die Pistolenmündung an Gabriels Stirn und riß das Paketband von Gabriels Mund.

»Wer sind Sie?«

Als Gabriel schwieg, bohrte ihm der Kriminalbeamte die Mündung der Waffe schmerzhaft in die Schläfe.

»Ich bin ein Freund von Benjamin Stern.«

»*Mein Gott!* Das erklärt, warum sie nach Ihnen fahnden.«

»Wer?«

»Jeder! Die *Polizia di State* Die Carabinieri. Sogar die Geheimpolizei SISDE ist hinter Ihnen her.«

Ohne die Pistole von Gabriels Schläfe zu nehmen, zog Rossi ein Photo aus der Jackentasche und hielt es ihm vors Gesicht. Gabriel kniff im grellen Licht die Augen zusammen. Das Photo war körnig und offenbar mit einem Teleobjektiv aufgenommen, aber scharf genug, um ihn sein eigenes Gesicht erkennen zu lassen. Er begutachtete die Kleidung, die er auf dem Photo trug, und stellte fest, daß das Ehad Landaus Sachen waren. Angestrengt versuchte er, sich zu erinnern – *München ... das Olympische Dorf ...* Weiss mußte ihn auch dort beschattet haben.

Das Photo wurde wie ein Vorhang hochgezogen, so daß Gabriel wieder in Alessio Rossis Gesicht starrte. Der Kriminalbeamte roch nach Schweiß und Zigaretten. Sein Hemdkragen war feucht und schmuddelig. Gabriel wußte, wie Männer ausahen, die unter Druck standen. Rossi war verdammt nervös, auch wenn er versuchte, sich das nicht anmerken zu lassen.

»Dieses Photo haben alle Polizeireviere in Rom und hundert Kilometer Umkreis erhalten. Der Sicherheitsdienst des Vatikans behauptet, daß Sie den Heiligen Vater auskundschaften, weil Sie ein Attentat auf ihn verüben wollen.«

»Das ist nicht wahr.«

Der Italiener ließ die Pistole sinken. Die Stelle an Gabriels Schläfe, an die er die Mündung gedrückt hatte, pochte noch einige Sekunden lang. Rossi drehte die Lampe zur Wand und behielt die Pistole so in der Hand, daß sie an seinem Oberschenkel lag.

»Woher haben Sie meinen Namen?«

Gabriel antwortete wahrheitsgemäß.

»Malone haben sie auch umgelegt«, sagte Rossi. »Sie sind als nächster dran, mein Freund. Wenn die Sie aufspüren, liquidieren die Sie.«

»Wer sind *die*?«

»Befolgen Sie meinen Rat, Herr Siedler oder wie zum Teufel Sie sonst heißen. Verschwinden Sie aus Italien. Am besten noch heute nacht.«

»Ich reise nicht ab, bevor Sie mir nicht erzählt haben, was Sie wissen.«

Der Italiener legte den Kopf schief. »In Ihrer Lage sollten Sie eigentlich keine Forderungen stellen, denken Sie nicht? Ich bin aus einem einzigen Grund hier: Ich versuche, Ihnen das Leben zu retten. Ignorieren Sie meine Warnung, ist das allein Ihre Sache.«

»Ich muß wissen, was Sie wissen.«

»Sie müssen Italien verlassen.«

»Benjamin Stern war mein Freund«, sagte Gabriel. »Und ich brauche Ihre Hilfe.«

Rossi starrte Gabriel eine Weile durchdringend an, dann stand er auf und verschwand im Bad. Gabriel hörte Wasser ins Waschbecken laufen. Im nächsten Augenblick kam Rossi mit einem nassen Handtuch zurück. Er wälzte Gabriel auf

die Seite, befreite seine Handgelenke von dem Klebeband und gab ihm das Handtuch. Gabriel wusch sich damit das Blut von der linken Halsseite, während Rossi wieder ans Fenster trat und die dünnen Vorhänge einen Spaltbreit aufzog.

»Für wen arbeiten Sie?« fragte er und sah dabei auf die Straße hinunter.

»Unter den jetzigen Umständen ist es vielleicht besser, wenn Sie das nicht wissen.«

»Mein Gott«, murmelte Rossi wieder. »Worauf habe ich mich bloß eingelassen?«

Der Kriminalbeamte zog sich einen Stuhl ans Fenster und startete nochmals eingehend auf die Straße hinab. Dann löschte er das Licht und erzählte Gabriel die Geschichte von Anfang an.

Monsignore Cesare Felici, ein alter, längst im Ruhestand lebender Geistlicher, verschwand an einem Juniabend aus seinem Zimmer im Kolleg San Giovanni Evangelista. Als der Monsignore am nächsten Abend noch immer nicht zurück war, beschlossen seine Mitbewohner, bei der Polizei eine Vermißtenanzeige zu erstatten. Da das Kolleg nicht den exterritorialen Status des Vatikans genoß, waren in diesem Fall die italienischen Behörden zuständig. Inspektor Alessio Rossi von der *Polizia di Stato* übernahm die Ermittlungen und fuhr dazu am frühen Abend ins Kolleg hinüber.

Rossi hatte schon früher in Fällen ermittelt, bei denen der Klerus Opfer von Verbrechen geworden war, und gesehen, wie Geistliche lebten. Monsignore Felicis Zimmer erschien ihm ungewöhnlich spartanisch. Keine persönlichen Papiere irgendwelcher Art, kein Tagebuch, keine Briefe von Freunden oder Angehörigen, nur ein paar abgetragene Soutanen, ein zweites Paar Schuhe, etwas Leibwäsche und Socken. Ein abgenutzter Rosenkranz. Und ein *cilicio*.

An diesem ersten Abend befragte Rossi zehn Personen. Alle erzählten das gleiche. Am Tag seines Verschwindens hatte der alte Monsignore seinen gewohnten Nachmittags-spaziergang im Garten absolviert, bevor er sich zu Gebet und Meditation in die Kapelle begeben hatte. Als er nicht zum Abendessen erschien, nahmen seine Mitbewohner an, er sei müde oder fühle sich nicht wohl. Niemand machte sich die Mühe, vor dem späten Abend nach ihm zu sehen. Dann zeigte sich, daß er verschwunden war.

Der Leiter des Kollegs stellte Rossi ein neueres Photo von Monsignore Felici und eine Kurzbiographie zur Verfügung. Felici war kein kleiner Gemeindepfarrer gewesen. Er hatte praktisch seine gesamte Laufbahn als Kurienbürokrat im Vatikan verbracht. Wie der Leiter des Kollegs berichtete, hatte Felici zuletzt dem Stab der Kongregation für die Angelegenheiten von Heiligen angehört. Aber das war inzwischen zwanzig Jahre her.

Nicht gerade viele Informationen, aber Rossi hatte Ermittlungen schon mit weniger begonnen. Am nächsten Morgen gab er die persönlichen Daten des vermißten Geistlichen in den Fahndungscomputer der *Polizia di Stato* ein und übermittelte dessen Photo an Polizeidienststellen in ganz Italien. Anschließend fragte er die Computerdatenbank nach weiteren, in letzter Zeit verschwundenen Geistlichen ab. Rossi hatte keinen intuitiven Verdacht, keine Arbeitshypothese. Er wollte lediglich sicherstellen, daß in Italien kein Verrückter herumliefe, der katholische Priester ermordete.

Was Rossi entdeckte, schockierte ihn. Zwei Tage vor Felicis Verschwinden war ein anderer Geistlicher vermißt gemeldet worden: ein Monsignore Manzini aus Turin. Wie Felici hatte Manzini früher im Vatikan gearbeitet, zuletzt in der Kongregation für Katholische Erziehung. Er hatte in einem kirchlichen Seniorenheim gewohnt und schien sich wie Monsignore Felici in Luft aufgelöst zu haben.

Dieses zweite Verschwinden bewirkte, daß sich Rossi alle möglichen Fragen stellte. Hingen die beiden Fälle zusammen? Hatten sich Felici und Manzini gekannt? Hatten sie jemals zusammengearbeitet? Rossi gelangte zu dem Schluß, es sei an der Zeit, mit dem Vatikan zu reden. Er wandte sich an den vatikanischen Sicherheitsdienst und forderte die Personalakten der verschwundenen Priester an. Der Vatikan weigerte sich, diese im Original herauszugeben. Statt dessen erhielt Rossi ein Memorandum, das angeblich die Kurienlaufbahnen der beiden Geistlichen wiedergab. Diesem Memorandum zufolge hatten die beiden stets nur untergeordnete Stellungen bekleidet, eine trivialer als die andere. Rossi stellte frustriert eine letzte Frage: Kannten die Männer einander? Sie konnten sich bei Veranstaltungen begegnet sein, wurde ihm mitgeteilt, aber sie hatten nie zusammengearbeitet.

Nach Rossis Überzeugung verheimlichte der Vatikan etwas. Er beschloß, den Sicherheitsdienst ganz zu umgehen und sich die vollständigen Personalakten selbst zu besorgen. Seine Frau hatte einen Bruder, der Geistlicher war und im Vatikan arbeitete. Rossi wandte sich hilfesuchend an den Schwager, der sich widerstrebend bereit erklärte, die Bitte zu erfüllen. Eine Woche später hatte der Inspektor Kopien der vollständigen Personalakten auf dem Tisch.

»Haben sich die beiden gekannt?«

»Das ist zu vermuten. Felici und Manzini haben im Zweiten Weltkrieg im Staatssekretariat gearbeitet, müssen Sie wissen.«

»In welcher Abteilung?«

»In der Deutschland-Abteilung.«

Rossi spähte nochmals lange auf die Straße hinab, bevor er fortfuhr: Ungefähr eine Woche später traf eine Antwort auf seine ursprüngliche Anfrage zum möglichen Verschwinden weiterer Geistlicher ein. Dieses Verschwinden erfüllte nicht

unbedingt die Anfragekriterien, aber die örtliche Polizei hatte beschlossen, es trotzdem zu melden. Unweit der Grenze nach Österreich, in der oberitalienischen Stadt Tolmezzo, war eine alte Witwe verschwunden. Die dortigen Behörden hatten die Suche nach ihr aufgegeben, und sie galt nun offiziell als tot. Ihr Verschwinden war Rossi gemeldet worden, weil sie zehn Jahre lang Ordensschwester gewesen war, bevor sie im Jahr 1947 aus dem Orden ausgetreten war, um zu heiraten.

Rossi beschloß, seine Vorgesetzten einzubinden. Er verfaßte einen Bericht über den Stand der Ermittlungen, legte ihn seinem Abteilungsleiter vor und bat um die Erlaubnis, beim Vatikan energischer auf Informationen über die verschwundenen Geistlichen drängen zu dürfen. Abgelehnt. Die Tochter der ehemaligen Nonne lebte in Frankreich, in der Kleinstadt Le Rouret in den Bergen oberhalb von Cannes. Rossi bat um die Erlaubnis, nach Frankreich reisen und sie befragen zu dürfen. Abgelehnt. Von ganz oben wurde übermittelt, zwischen den Fällen Felici und Manzini gebe es keinen Zusammenhang, und es habe keinen Zweck, wegen dieser Sache hinter den Mauern des Vatikans herumzustochern.

»Von wem kam diese Mitteilung?«

»Vom Alten selbst«, sagte Rossi. »Carlo Casagrande.«

»Casagrande? Woher kenne ich diesen Namen?«

»General Carlo Casagrande war in den siebziger und achtziger Jahren Kommandeur der zur Terroristenbekämpfung aufgestellten Truppe *L'arma dei Carabinieri*. Er ist der Mann, der die Roten Brigaden niedergekämpft und Italien wieder sicher gemacht hat. Daher gilt er als eine Art Nationalheld. Er arbeitet jetzt beim vatikanischen Sicherheitsdienst, aber in hiesigen Polizei- und Geheimdienstkreisen wird er weiterhin wie ein Gott verehrt. Er ist unfehlbar. Spricht Casagrande, hört jeder zu. Erklärt Casagrande einen Fall für abgeschlossen, ist er abgeschlossen.«

»Wer verübt die Morde?« fragte Gabriel.

Der Kriminalbeamte zuckte mit den Schultern, als wollte er sagen: *Wir reden hier vom Vatikan, mein Freund.* »Unabhängig davon, wer dahintersteckt, wünscht der Vatikan nicht, daß diese Angelegenheit weiterverfolgt wird. Die Mauer des Schweigens ist undurchdringlich, und Casagrande nutzt seinen ganzen Einfluß, um die italienische Polizei an der kurzen Leine zu halten.«

»Die ehemalige Nonne, die in Tolmezzo verschwunden ist – wie ist ihr Name?«

»Regina Carcassi.«

Finden Sie Schwester Regina und Martin Luther. Dann wissen Sie, was im Kloster wirklich geschehen ist.

»Und in welchem Kloster hat sie im Zweiten Weltkrieg gelebt, bevor sie aus dem Orden ausgetreten ist?«

»Irgendwo im Norden, glaube ich.« Der Inspektor zögerte einen Augenblick, während er sein Gedächtnis durchsuchte. »Ah, richtig, im Herz-Jesu-Kloster. Es liegt am Gardasee, in der Kleinstadt Brenzone. Schöne Gegend.«

Irgend etwas unten auf der Straße erregte Rossis Aufmerksamkeit. Er beugte sich vor, zog den Vorhang weiter auf und starrte angestrengt hinaus. Dann sprang er auf und packte Gabriel am Arm.

»Los, mitkommen! *Sofort!*«

Die ersten Polizeibeamten stürmten bereits die Pension durch den Vordereingang: zwei Kriminalbeamte der *Polizia di Stato*, denen ein halbes Dutzend Mitglieder der Antiterrorereinheit *L'arma dei Carabinieri* mit vor der Brust getragenen Maschinenpistolen folgte. Rossi rannte durch den Gemeinschaftsraum voraus, dann folgte er einem kurzen Korridor, an dessen Ende eine Stahltür auf einen dunklen Innenhof hinausführte. Gabriel konnte hören, wie die Polizisten oben an die Tür zu seinem leeren Zimmer hämmerten. Sie

waren lediglich der ersten Welle entkommen. Weitere würden garantiert folgen.

Auf der gegenüberliegenden Hofseite führte ein Durchgang zu einer Parallelstraße der Via Gioberti hinaus. Rossi packte Gabriel erneut am Arm und zog ihn dorthin mit sich. Hinter ihnen war zu hören, wie die Carabinieri die Zimmertür im ersten Stock der Pension aufbrachen.

Rossi erstarrte, als zwei weitere Carabinieri mit schußbereiten Waffen durch die Passage gestürmt kamen. Gabriel stieß ihn an, und sie setzten sich wieder in Bewegung. Die Uniformierten erreichten den Hof, kamen polternd zum Stehen und rissen sofort ihre Maschinenpistolen in Schußposition hoch. Gabriel erfaßte instinktiv, daß es zwecklos war, sich ergeben zu wollen. Er warf sich hin und landete schmerzhaft auf der Brust, während der erste Feuerstoß über ihn hinwegging. Rossi war nicht schnell genug. Ein Geschöß traf seine rechte Schulter und schleuderte ihn zu Boden.

Seine Beretta fiel ihm aus der Hand, schlitterte über das Pflaster und blieb keinen halben Meter von Gabriels linker Hand entfernt liegen. Gabriel streckte die Hand aus und zog die Pistole zu sich heran. Ohne zu zögern, stützte er sich auf die Ellbogen und begann zu schießen. Erst ging der eine Carabiniere zu Boden, dann folgte der andere.

Gabriel kroch zu Rossi hinüber. Der Inspektor hatte einen stark blutenden Schulterdurchschuß.

»Wo haben Sie so schießen gelernt?«

»Können Sie gehen?«

»Helfen Sie mir auf.«

Gabriel zog Rossi hoch, legte dem Italiener einen Arm um die Taille und führte ihn zu dem Durchgang. Als sie an den beiden toten Carabinieri vorbeikamen, hörte Gabriel laute Stimmen hinter sich. Er ließ Rossi los und hob eine der Maschinenpistolen auf; dann warf er sich herum, ließ sich auf ein Knie nieder und bestrich die Rückwand der

Pension mit MP-Feuer. Er hörte Aufschreie und sah, wie Männer in Deckung sprangen.

Gabriel griff sich ein Reservemagazin, rammte es in die Waffe und steckte sich Rossis 9-mm-Beretta in den Hosensbund. Dann packte er den Inspektor am linken Arm und zog ihn mit sich durch die Passage. Als sie die Straße fast erreicht hatten, tauchten erneut zwei Carabinieri auf. Gabriel schoß sofort und holte beide Männer von den Beinen.

Auf der anderen Straßenseite zögerte Gabriel einen Augenblick lang. Von links kam ein Wagen mit Blaulicht und heulender Sirene auf sie zugerast. Von rechts kamen vier Männer im Laufschrift herangestürmt. Auf der anderen Straßenseite lag der Eingang einer Trattoria.

Als sich Gabriel wieder in Bewegung setzte, wurden aus dem Durchgang hinter ihnen Schüsse abgefeuert. Er warf sich nach links, wo er hinter der Mauer in Deckung war, und versuchte, Rossi zu sich zu ziehen, aber der Italiener war von zwei Schüssen in den Rücken getroffen. Er erstarrte und warf mit weit ausgebreiteten Armen den Kopf in den Nacken, als ein letzter Schuß rechts durch seinen Unterleib ging.

Gabriel konnte nichts mehr für ihn tun. Er spurtete über die Straße und riß die Eingangstür der Trattoria auf. Unter den Gästen brach sofort Panik aus, als er mit einer Maschinenpistole in den Händen hereinstürmte.

Auf Italienisch rief er: »Terroristen! Terroristen! Los, raus hier!«

Die Gäste sprangen alle gleichzeitig auf und drängten zum Ausgang. Als Gabriel nach hinten zur Küche rannte, konnte er hören, wie die gereizten Carabinieri die Leute anbrüllten, aus dem Weg zu gehen.

Gabriel stürmte durch die winzige Küche, an verblüfften Köchen und Obern vorbei, und stieß die Hintertür auf. Vor ihm lag eine schmale Gasse, keine eineinhalb Meter breit,

übelriechend und finster wie ein Bergwerksstollen. Er knallte die Tür hinter sich zu und rannte los. Einige Sekunden später flog die Tür wieder auf. Gabriel warf sich herum und gab zwei kurze Feuersalven ab. Die Tür wurde zugeknallt.

Am Ende der Gasse erreichte er einen breiten Boulevard. Rechts von ihm ragte die Fassade der Kirche Santa Maria Maggiore auf, links breitete sich die ausgedehnte Piazza Vittorio Emanuele II. aus. Gabriel ließ die Maschinenpistole im Dunkel der Gasse zurück und schlängelte sich geschickt durch den Verkehr auf dem Boulevard. Aus allen Richtungen war Sirenengeheul zu hören.

Er folgte mehreren schmalen Straßen, überquerte die Via Merulana, einen weiteren vielbefahrenen Boulevard, und fand sich zuletzt am Rand des großen Parks wieder, der das Kolosseum umgab. Dort blieb er auf den dunklen Fußwegen. Die Carabinieri, die den Park bereits mit Stablampen absuchten, waren gut zu sehen und leicht zu umgehen.

Zehn Minuten später erreichte Gabriel den Tiber. In einer Telefonzelle am Kai wählte er eine Nummer, die er bisher noch nie hatte benützen müssen. Gleich nach dem ersten Klingeln meldete sich eine junge Frau mit angenehmer Stimme. Sie sprach ihn auf Hebräisch an. Das war der süßeste Klang, den er je gehört hatte. Gabriel nannte sein Kennwort, dann einen Zahlencode. Er mußte einen Augenblick warten, während die junge Frau beides in ihren Computer eingab.

Dann fragte sie: »Was ist los?«

»Ich bin in Schwierigkeiten. Ihr müßt mich rausholen.«

»Sind Sie verletzt?«

»Nicht schlimm.«

»Sind Sie an Ihrem jetzigen Aufenthaltsort sicher?«

»Vorerst schon, aber nicht lange.«

»Rufen Sie in zehn Minuten noch mal an. Bleiben Sie bis dahin in Bewegung.«

I9

Rom

Die Via Gioberti schien durch die Lichter der Einsatzfahrzeuge in blauen Flammen zu stehen. Als Achille Bartoletti aus dem Eingang der »Pensione Abruzzi« trat, entdeckte er Carlo Casagrandes Wagen mitten im Chaos. Der Geheimdienstchef schlenderte mit der Gelassenheit eines Kommandeurs hinüber und stieg hinten bei Casagrande ein.

»Ihr Attentäter schießt verdammt gut, General. Ich kann nur hoffen, daß er niemals in die Nähe des Heiligen Vaters kommt.«

»Wie viele Tote?«

»Vier Carabinieri sind tot, sechs weitere verletzt.«

»Großer Gott«, murmelte Casagrande.

»Leider hat es einen weiteren Toten gegeben – einen Kriminalbeamten der *Polizia di Stato* namens Alessio Rossi. Er war offenbar im Zimmer des Attentäters, als die Carabinieri die Pension gestürmt haben. Aus irgendeinem Grund hat Rossi versucht, mit ihm zu flüchten.«

Casagrande heuchelte Überraschung. Der Tonfall von Bartolettis nächster Frage zeigte jedoch, daß seine Vorstellung nicht sehr überzeugend war. »Gibt es bei dieser Sache irgend etwas, das Sie mir zu erzählen vergessen haben, General?«

Der Alte hielt Bartolettis forschendem Blick stand und schüttelte langsam den Kopf. »Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich weiß, Achille.«

»Ja, ich verstehe.«

Casagrande versuchte rasch, das Thema zu wechseln.

»Was wissen Sie über Rossis Zustand?«
»Der ist, wie gesagt, leider auch tot.«
»Von dem Israeli erschossen?«
»Nein, offenbar von den Carabinieri.«
»Haben Sie im Zimmer etwas gefunden?«
»Nur ein paar Kleidungsstücke. Keine Papiere, keine sonstigen Hinweise. Ihr Mann ist gut.«

Casagrande sah zu dem offenen Fenster im ersten Stock der Pension hinauf. Er hatte gehofft, die Angelegenheit könne unauffällig erledigt werden. Jetzt mußte er die Umstände zu seinen Gunsten nutzen.

»Aufgrund seiner heutigen Darbietung steht für mich fest, daß dieser Mann ein Profi ist.«

»Da kann ich Ihnen nicht widersprechen, General.«

»Was Rossi betrifft, so war er womöglich in die Verschwörung verwickelt.«

»Vielleicht«, sagte Bartoletti, aber es klang nicht sehr überzeugt.

»Der Israeli darf Rom auf keinen Fall verlassen.«

»Mehrere Hundertschaften fahnden bereits nach ihm.«

»Er bleibt garantiert nicht lange in Rom, sondern verschwindet bei der ersten Gelegenheit. An Ihrer Stelle würde ich die ganze Stadt abriegeln. Lassen Sie alle Bahnhöfe und Busbahnhöfe überwachen.«

Bartolettis Gesichtsausdruck verriet, daß es ihm nicht gefiel, von Casagrande bevormundet zu werden – als ob er sich erzählen lassen müßte, wie man nach einem Flüchtigen fahndete. »Ich befürchte, daß diese Sache im Augenblick wenig mit dem Vatikan zu tun hat, General Casagrande. Schließlich sind fünf *italienische* Polizeibeamte auf *italienischem* Boden erschossen worden. Wir werden die Fahndung so weiterführen, wie wir es für richtig halten, und den Sicherheitsdienst des Vatikans in angemessenem Rahmen auf dem laufenden halten.«

Der Schüler begehrt gegen seinen Lehrmeister auf, dachte Casagrande, aber das lag in der Natur solcher Beziehungen. »Natürlich, Achille«, sagte er zurückhaltender. »Ich wollte nicht respektlos sein.«

»Das waren Sie nicht, General. Aber ich würde nicht zu sehr darauf hoffen, daß dieser Mann einfach *verschwindet*. Was mich betrifft, so wüßte ich gern, was Inspektor Rossi in dessen Zimmer zu suchen hatte. Und ich glaube, auch Sie wüßten das gern.«

Bartoletti stieg aus dem Wagen, ohne eine Antwort abzuwarten, und ging rasch davon. Casagrandes Fahrer sah in den Rückspiegel.

»Zurück nach Hause, General?«

Casagrande schüttelte den Kopf. »In den Vatikan.«

An einem Souvenirkiosk in der Nähe des Forums kaufte sich Gabriel ein dunkelblaues Sweatshirt mit Kapuze und den quer über die Brust aufgedruckten Worten *Viva Roma!* In einer öffentlichen Toilette zog er sein Hemd aus und stopfte es in einen Abfallbehälter. Erst jetzt merkte er, daß eine Kugel seine rechte Seite gestreift und unter der Achsel eine blutige Furche zurückgelassen hatte. Er benützte Papierhandtücher, um das Blut abzutupfen, und zog dann vorsichtig das neue Sweatshirt an. Rossis Beretta steckte noch immer im Hosenbund seiner Jeans. Er verließ die Toilette und hielt nach Norden auf die Piazza Navona zu.

Er hatte die Notfallnummer zum zweiten Mal gewählt. Dieselbe junge Frau hatte sich gemeldet und ihn aufgefordert, zur Kirche Santa Maria della Pace zu gehen. In der Kirche bei den Beichtstühlen würde er einen Mann treffen, der einen beigen Trenchcoat trug und ein gefaltetes Exemplar des *Osservatore Romano* unter den Arm geklemmt hatte. Der Agent würde ihm sagen, wohin er sich als nächstes begeben sollte.

Gabriel war jetzt vor allem dafür verantwortlich, daß er seine Retter nicht gefährdete. Er mußte sicherstellen, daß sie nicht durch seine Schuld in eine Falle gerieten. Während er das Altstadtlabyrinth aus engen Straßen und Gassen durcheilte, mischte er sich unter Touristen und Einheimische und mied die großen Durchgangsstraßen. Auch wenn in der Ferne noch immer Sirenengeheul zu hören war, war er zuversichtlich, daß ihn niemand verfolgte.

Auf der Piazza Navona gingen die Carabinieri Doppelstreife. Gabriel zog sich die Kapuze tiefer ins Gesicht und blieb zunächst bei einer Gruppe stehen, die einem Gitarri-
sten zuhörte, der an einen Brunnen gelehnt klassische Stücke spielte. Als Gabriel wieder aufsaß, war die Nordseite der Piazza frei. Er machte kehrt, überquerte den Platz und folgte einer Gasse bis zum Kirchenportal. Auf den Stufen vor dem Eingang saß ein Bettler. Gabriel huschte an ihm vorbei und betrat die Kirche.

Weihrauchduft schlug ihm entgegen. Er dachte an Venedig. An die Stille in der Kirche San Zaccaria. Vor nur zwei Wochen hatte er in Frieden gelebt und eines der bedeutendsten Gemälde ganz Italiens restauriert. Jetzt machte jeder Polizeibeamte Roms Jagd auf ihn. Er fragte sich, ob er jemals in sein früheres Leben würde zurückkehren können.

Am Weihwasserbecken zögerte Gabriel, überlegte sich die Sache dann jedoch anders und ging durch das Kirchenschiff weiter nach vorn. An einem Seitenaltar kniete eine alte Frau vor unzähligen aufgesteckten Votivkerzen. Gegenüber einem unbesetzten Beichtstuhl saß der Mann in dem beigen Trenchcoat. Auf der Bank neben ihm lag ein halb zusammengefaltetes Exemplar des *Osservatore Romano*. Gabriel setzte sich zu ihm.

»Sie bluten«, sagte der Mann im Trenchcoat. Gabriel sah an sich herab und stellte fest, daß sein Sweatshirt tatsächlich blutdurchtränkt war. »Brauchen Sie einen Arzt?«

»Nicht nötig. Los, verschwinden wir!«

»Ich komme nicht mit. Ich bin nur der Kurier.«

»Wohin soll ich?«

»Draußen vor der Kirche steht ein Motorrad, eine silberne BMW. Der Fahrer trägt einen Helm in Rotmetallic.«

Gabriel verließ die Kirche. Er sah das Motorrad sofort. Als Gabriel herankam, drückte der Fahrer den Starterknopf und ließ den Motor einige Male kurz aufheulen. Gabriel schwang sein Bein über die Sitzbank und schlang beide Arme um die Taille des Fahrers. Das Motorrad ordnete sich in den Verkehr ein und raste in Richtung Tiber davon.

Gabriel brauchte nicht lange, um zu erkennen, daß die BMW von einer Frau gefahren wurde: die sanft gerundeten Hüften, die schmale Taille, die in Jeans steckenden schlanken Beine, das üppig unter dem Helmrand hervorquellende Haar. Es war lockig und roch nach Jasmin und Tabak. Er wußte mit Sicherheit, daß er diese Mischung schon einmal gerochen hatte.

Sie rasten den Lungotevere entlang. Rechterhand konnte Gabriel die Kuppel des Petersdoms erkennen, die den Vatikanhügel überragte. Als sie den Tiber überquerten, schleuderte er Alessio Rossis Beretta ins schwarze Wasser.

Die Fahrt ging den Janiculo hinauf weiter. An der Piazza Ceresi bogen sie in eine steile Wohnstraße ab, die von Steinpinien und kleinen Apartmenthäusern gesäumt war. Das Motorrad wurde langsamer, als ein in Eigentumswohnungen umgewandelter alter Palazzo zu sehen war. Die Fahrerinnen stellte den Motor ab und ließ die Maschine durch einen Torbogen rollen, bis sie auf dem unbeleuchteten Innenhof zum Stehen kam.

Gabriel stieg ab und folgte der Frau in die düstere Eingangshalle, dann zwei Treppen hinauf. Sie sperrte eine Wohnungstür auf und zog ihn über die Schwelle. In der dunklen Diele öffnete sie den Reißverschluß ihrer Motor-

radjacke und nahm den Sturzhelm ab. Eine Lockenmähne ergoß sich über ihre Schultern. Dann machte sie Licht.

»Sie?« rief Gabriel erstaunt.

Die junge Frau lächelte. Es war Chiara, die Tochter des Rabbis von Venedig.

Eric Langes Handy, das in seinem Pariser Hotelzimmer auf dem Nachttisch lag, zirpte zum zweiten Mal an diesem Abend. Er hielt es ans Ohr und hörte schweigend zu, während Raschid Husseini ihm von der Schießerei in der »Pensione Abruzzi« berichtete. Carlo Casagrande wußte offenbar von Allon und hatte eine Bande unfähiger Polizeibeamter losgeschickt, um sie einen Auftrag ausführen zu lassen, den ein guter Mann mit einer Pistole leicht hätte allein erledigen können. Langes Chance, Allon eigenhändig zu liquidieren, war damit unter Umständen endgültig dahin.

»Was habt ihr jetzt vor?« fragte Lange.

»Wir suchen ihn – genau wie die halbe italienische Polizei. Aber ich kann nicht dafür garantieren, daß wir ihn finden werden. Die Israelis sind gut, wenn es darum geht, ihren Leuten aus kritischen Situationen rauszuhelfen.«

»Ja, das sind sie«, sagte Lange. »Ich möchte jedoch behaupten, daß die Station des israelischen Geheimdienstes in Rom heute nacht viel zu tun hat. Sie muß eine ziemliche Krise bewältigen.«

»Das muß sie allerdings.«

»Habt ihr schon Personal der dortigen Station identifiziert?«

»Zwei oder drei Leute kennen wir«, sagte Husseini.

»Vielleicht wäre es sinnvoll, sie zu beschatten. Mit etwas Glück führen sie euch zu ihm.«

»Sie erinnern mich an Abu Jihad«, sagte Husseini. »Er war ähnlich brillant.«

»Ich komme morgen früh nach Rom.«

»Geben Sie mir Ihre Flugnummer. Ich werde Sie von einem Mann abholen lassen.«

Gabriel stand lange unter der Dusche, säuberte die Schußwunde und wusch sich das Blut aus dem Haar. Chiara wartete auf ihn, als er in ein weißes Badetuch gewickelt aus dem Bad kam. Sie säuberte seine Schußverletzung nochmals und legte ihm einen Pflasterverband an. Dann injizierte sie ihm ein Antibiotikum und gab ihm zwei gelbe Kapseln, die er einnehmen sollte.

»Was ist das?«

»Etwas gegen Schmerzen. Nehmen Sie es. Damit schlafen Sie besser.«

Gabriel spülte die Kapseln mit einem Schluck Mineralwasser aus einer Plastikflasche hinunter.

»Ich habe Ihnen frische Sachen aufs Bett gelegt. Haben Sie Hunger?«

Gabriel schüttelte den Kopf und ging ins Schlafzimmer, um sich anzuziehen. Er fühlte sich plötzlich unsicher auf den Beinen. Auf der Flucht hatten der hohe Adrenalinspiegel und die nervliche Anspannung ihn keine Schmerzen spüren lassen. Jetzt fühlte seine rechte Körperhälfte sich an, als habe er ein Messer zwischen den Rippen stecken.

Chiara hatte ihm einen blauen Jogginganzug hingelegt. Gabriel zog ihn vorsichtig an. Der Anzug war für einen viel größeren Mann geschnitten, deshalb mußte er die Ärmel und Beine hochkrepeln. Als er wieder herauskam, saß sie vor dem Fernseher und schaute die Nachrichten an. Sie wandte den Blick lange genug vom Bildschirm ab, um seine Erscheinung zu begutachten und die Stirn zu runzeln.

»Morgen früh besorge ich Ihnen Sachen, die besser passen.«

»Wie viele Tote?«

»Fünf«, sagte sie. »Und mehrere Verletzte.«

Fünf Tote ... Gabriel schloß die Augen und kämpfte gegen eine aufsteigende Übelkeit an. Gleichzeitig brannte seine Wunde wie Feuer. Chiara, die erkannte, wie elend er sich fühlte, legte ihm eine Hand auf die Stirn.

»Sie haben Fieber«, sagte sie. »Sie müssen schlafen.«

»Nach solchen Ereignissen schlafe ich immer schlecht.«

»Das verstehe ich ... vermutlich. Wie wär's mit einem Glas Wein?«

»Zu dem Schmerzmittel?«

»Vielleicht schlafen Sie dann besser.«

»Ein kleines Glas.«

Sie ging in die Küche. Gabriel richtete die Fernbedienung auf den Fernseher und schaltete ihn aus. Chiara kam zurück und stellte ihm ein Glas Wein hin.

»Nichts für Sie?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich bin dafür verantwortlich, daß Ihnen nichts passiert.«

Gabriel trank einen Schluck Wein. »Heißen Sie wirklich Chiara Zolli?«

Sie nickte.

»Und Sie sind wirklich die Tochter des Rabbis?«

»Ja, das bin ich.«

»Wo sind Sie stationiert?«

»Offiziell gehöre ich zur Station Rom, aber ich reise ziemlich viel.«

»Um was zu tun?«

»Ach, Sie wissen schon – mal dies, mal jenes.«

»Und Ihr Auftritt neulich abend?«

»Schamron hat mich gebeten, Sie während Ihres Aufenthalts in Venedig im Auge zu behalten. Sie können sich vorstellen, wie überrascht ich war, als Sie im Gemeindezentrum aufgekreuzt sind, um mit meinem Vater zu sprechen.«

»Was hat er Ihnen über unser Gespräch erzählt?«

»Daß Sie ihm einen Haufen Fragen über italienische Ju-

den im Zweiten Weltkrieg gestellt haben – und übers Herz-Jesu-Kloster am Gardasee. Wollen Sie mir nicht den Rest erzählen?»

Dazu fehlt mir die Kraft, dachte Gabriel. Dann fragte er: »Wie lange muß ich hier bleiben?»

»Das erfahren Sie morgen früh von Pazner.«

»Wer ist Pazner?»

Chiara lächelte. »Sie sind schon länger nicht mehr dabei. Schimon Pazner ist der Stationsleiter in Rom. Im Augenblick versucht er herauszufinden, wie er Sie sicher außer Landes und nach Israel zurückbringen kann.«

»Ich will nicht nach Israel zurück.«

»Nun, hier können Sie nicht bleiben. Soll ich den Fernseher wieder einschalten? Die Polizei in ganz Italien fahndet nach Ihnen. Aber das entscheide nicht ich. Ich bin nur eine kleine Agentin. Die Entscheidung trifft Pazner morgen früh.«

Gabriel war zu schwach, um mit ihr zu diskutieren. Die Kombination aus dem Alkohol und dem starken Schmerzmittel machte ihn unerwartet schläfrig und benommen. Chiara half ihm aufzustehen und führte ihn ins Schlafzimmer. Als er sich auf dem Bett ausstreckte, durchzuckte ein stechender Schmerz seine rechte Seite. Vorsichtig ließ er den Kopf auf das Kissen sinken. Chiara machte das Licht aus und setzte sich mit einer Beretta auf dem Schoß in den Sessel neben dem Bett.

»Ich kann nicht schlafen, wenn Sie hier sitzen.«

»Doch, das können Sie.«

»Gehen Sie bitte nach nebenan.«

»Ich darf Sie nicht allein lassen.«

Gabriel schloß die Augen. Chiara hatte recht. Nach wenigen Minuten schlief er tatsächlich. Alpträume flammten in ihm auf. Er durchlebte die Schießerei auf dem Innenhof zum zweiten Mal und sah die Carabinieri in ihrem Blut lie-

gen. Alessio Rossi erschien in seinem Zimmer, aber in Gabriels Traum trug er Priesterkleidung und zielte statt mit einer Beretta mit einem Kruzifix auf Gabriels Kopf. Rossis Tod, als dieser mit ausgebreiteten Armen, von einem Schuß in die Seite getroffen, zusammenbrach, erlebte Gabriel als einen Caravaggio.

Leah kam zu ihm. Sie trat aus ihrem Altarbild und warf ihre Gewänder ab. Gabriel streichelte ihre Haut und stellte fest, daß die Narben verheilt waren. Ihr Mund schmeckte nach Oliven; ihre gegen seine Brust gedrückten Brustwarzen waren fest und kühl. Sie nahm ihn in sich auf und brachte ihn langsam zum Höhepunkt. Als er sich in sie ergoß, fragte sie ihn, weshalb er sich in Anna Rolfe verliebt habe. *Ich liebe nur dich, Leah*, versicherte Gabriel ihr. *Ich werde immer nur dich lieben.*

Er erwachte kurz; der Traum war so realistisch gewesen, daß er erwartete, Leah bei sich im Zimmer zu sehen. Aber als er die Augen öffnete, sah er Chiara, die in ihrem Sessel saß und mit der Pistole in der Hand über ihn wachte.

Rom

Am nächsten Morgen um acht kam Schimon Pazner in die sichere Wohnung. Er war ein untersetzter, kräftig gebauter Mann mit Haaren wie Stahlwolle und Aknenarben auf dem breiten Gesicht. Bartstoppeln und rotgeränderte Augen ließen darauf schließen, daß er in der vergangenen Nacht nicht geschlafen hatte. Er goß sich wortlos eine Tasse Kaffee ein und ließ die mitgebrachten Zeitungen auf den Küchentisch fallen. Die Schießerei im Viertel San Lorenzo war in allen Blättern der Aufmacher. Gabriel, der von dem Schmerzmittel noch benommen war, blickte auf die Schlagzeilen hinab, war aber zu keiner Reaktion imstande.

»Sie haben die Stadt ganz schön auf den Kopf gestellt.« Pazner trank die halbe Tasse auf einmal aus und verzog das Gesicht. »Stellen Sie sich meine Überraschung vor, als ich die Eilmeldung erhalte, daß der große Gabriel Allon auf der Flucht ist und rausgeholt werden muß. Man sollte glauben, am King Saul Boulevard müßte jemand so viel gesunden Menschenverstand besitzen, daß er den Stationsleiter benachrichtigt, wenn Gabriel Allon kommt, um jemanden zu liquidieren.«

»Ich bin nicht nach Rom gekommen, um jemanden zu liquidieren.«

»Bockmist!« knurrte Pazner. »Das ist schließlich Ihr Beruf.«

Er sah auf, als Chiara in die Küche kam. Sie trug einen Bademantel. Ihr von der Dusche noch feuchtes Haar war

glatt zurückgekämmt. Sie goß sich ebenfalls eine Tasse Kaffee ein und setzte sich neben Gabriel an den Tisch.

Pazner sagte: »Wissen Sie, was passiert, sollten die italienischen Behörden jemals rausbekommen, wer Sie sind? Das würde das Ende unserer Beziehungen bedeuten. Dann dürften Sie nie mehr für uns arbeiten.«

»Ich weiß«, antwortete Gabriel. »Aber ich bin nicht hier, um jemanden zu liquidieren. Die anderen haben versucht, *mich* umzulegen.«

Pazner zog sich einen Stuhl heran, setzte sich und ließ seine muskulösen Unterarme auf dem Tisch ruhen. »Was machen Sie in Rom, Gabriel? Und erzählen Sie mir keinen Scheiß.«

Als Gabriel Pazner mitteilte, er sei in Schamrons Auftrag in Rom, warf der Stationsleiter seinen runden Kopf in den Nacken und atmete prustend aus. »*Schamron?* Deshalb hat niemand am King Saul Boulevard gewußt, mit welchem Auftrag Sie unterwegs sind. Verdammt noch mal! Ich hätte wissen müssen, daß der Alte hinter dieser Sache steckt.«

Gabriel schob die Tageszeitungen beiseite. Er wußte, daß er Pazner eine Erklärung schuldig war. Es war leichtsinnig gewesen, nach Rom zu kommen, nachdem Peter Malone ermordet worden war. Er hatte seine Feinde unterschätzt und ein gewaltiges Chaos verursacht, das der Stationsleiter wieder in Ordnung bringen mußte. Gabriel trank eine Tasse Kaffee, um klarer denken zu können, und erzählte Pazner die Geschichte von Anfang an. Chiaras Blick blieb die ganze Zeit unbeirrbar auf ihn gerichtet. Pazner schaffte es, bis etwa zur Hälfte von Gabriels Bericht Ruhe zu bewahren, aber als sich die Geschichte ihrem Ende näherte, begann er nervös zu rauchen.

»Offenbar haben sie Rossi beschattet«, sagte Pazner. »Und Rossi hat sie zu Ihnen geführt.«

»Er scheint gewußt zu haben, daß er überwacht wurde. In

meinem Zimmer stand er ständig am Fenster. Er hat sie kommen gesehen, aber da war es schon zu spät.«

»Ist in Ihrem Zimmer irgendwas zurückgeblieben, das auf eine Verbindung zum Dienst hinweist?«

Gabriel schüttelte den Kopf. Dann fragte er Pazner, ob er jemals von einer Organisation namens Crux Vera gehört habe.

»In Italien hört man alle möglichen Gerüchte über Geheimgesellschaften und vatikanische Intrigen«, antwortete Pazner. »Erinnern Sie sich an den Skandal um die Loge P2 in den achtziger Jahren?«

Vage, dachte Gabriel. Der italienischen Polizei war damals ganz zufällig ein Schriftstück in die Hände gefallen, das die Existenz einer rechtsextremen Geheimgesellschaft bewies, die höchste Regierungs-, Militär- und Geheimdienstkreise unterwandert hatte. Vermutlich auch den Vatikan.

»Ich habe den Namen Crux Vera schon gehört«, fuhr Pazner fort, »aber nie sonderlich viel darauf gegeben. Zumindest bisher nicht.«

»Wann komme ich von hier weg?«

»Wir schaffen Sie heute abend fort.«

»Wohin?«

Pazner nickte nach Osten, und der entschlossene Ausdruck seiner dunklen Augen zeigte Gabriel, daß er Israel meinte.

»Ich will nicht nach Israel. Ich muß herausfinden, wer Benjamin ermordet hat.«

»Sie können sich jetzt nirgends in Europa mehr frei bewegen. Sie sind aufgefliegen. Sie reisen nach Hause – *Punktum!* Schamron ist nicht mehr der Chef. Lev ist der Chef, und er hat keine Lust, über eine der Eskapaden des Alten zu stolpern.«

»Wie wollt ihr mich außer Landes bringen?«

»Genau wie damals Vanunu – mit einem Schiff.«

»Wenn ich mich recht erinnere, war auch das eine von Schamrons Eskapaden.«

Mordecai Vanunu war ein unzufriedener Arbeiter im Kernforschungszentrum Dimona gewesen, der einer Londoner Zeitung Einzelheiten über Israels Atomwaffenbau berichtet hatte. Eine Agentin namens Cheryl Ben-Tow hatte Vanunu aus London nach Rom gelockt, wo er entführt und mit einem Motorboot an Bord eines vor der italienischen Küste bereitliegenden israelischen Kriegsschiffs gebracht worden war. Nur wenige Leute außerhalb des Diensts kannten jedoch die Wahrheit: Der Geheimnisverrat des angeblichen Überläufers Vanunu war von Ari Schamron eingefädelt und gesteuert worden, um Israels Feinden vor Augen zu führen, daß sie keine Chance hatten, die Atomlücke zu schließen. Zugleich hatte er damit Israel weiterhin erlaubt, den Besitz von Atomwaffen offiziell leugnen zu können.

»Vanunu hat Italien betäubt und in Ketten verlassen«, sagte Pazner. »Diese Demütigung bleibt Ihnen erspart, wenn Sie sich kooperativ verhalten.«

»Wann soll's losgehen?«

»Bei Fiumicino gibt es eine für unsere Zwecke ideale Bucht. Von dort legt heute abend um neun ein Schlauchboot mit Ihnen ab. Fünf Seemeilen vor der Küste treffen Sie mit einer hochseetüchtigen Motorjacht mit einem Mann Besatzung zusammen. Er ist jetzt beim Dienst und hat zuvor viele Jahre lang ein Schnellboot unserer Marine kommandiert. Er bringt Sie zurück nach Tel Aviv. Ein paar Tage auf See tun Ihnen bestimmt gut.«

»Wer bringt mich zu der Jacht?«

Pazner nickte zu Chiara hinüber. »Sie ist in Venedig aufgewachsen. Mit Booten kann sie verdammt gut umgehen.«

»Mit Motorrädern auch«, sagte Gabriel.

Pazner beugte sich über den Tisch: »Sie sollten sie erst mit ihrer Beretta sehen!«

Eric Lange landete an diesem Morgen um neun Uhr auf dem Flughafen Leonardo da Vinci. Hinter der Paß- und Gepäckkontrolle sah er Raschid Husseinis Mann im Empfangsgebäude stehen und ein braunes Schild mit der Aufschrift TRANSEURO TECHNOLOGIES – MR. BOWMAN hochhalten. In einer Tiefgarage hatte er einen Wagen geparkt – einen klapprigen Lancia, den er übertrieben vorsichtig chauffierte. Er nannte sich Marwan Asiz und sprach Englisch mit leicht britischem Akzent. Wie Husseinini hatte er etwas von einem Gelehrten an sich.

Er fuhr zu einem verwahrlosten Wohnblock auf dem Aventin und führte Lange eine baufällige Treppe hinauf, die sich im Halbdunkel in die Höhe schraubte. Das einzige Möbelstück in seiner Wohnung war ein Fernseher, der mit einer Satellitenschüssel auf dem winzigen Balkon verbunden war. Asiz übergab Lange eine Pistole, eine 9-mm-Makarow mit aufgeschraubtem Schalldämpfer, und kochte dann in der Einbauküche türkischen Kaffee. Die folgenden drei Stunden verbrachten sie damit, wie Beduinen im Schneidersitz auf dem Teppichboden zu sitzen und die Berichterstattung des Fernsehsenders Al-Jasira aus den Palästinenergebieten zu verfolgen. Der Palästinenser rauchte eine amerikanische Zigarette nach der anderen. Bei jeder im Fernsehen gezeigten Greueltat stieß er eine lange Reihe arabischer Flüche aus.

Gegen vierzehn Uhr ging Asiz hinunter, um Brot und Käse einzukaufen. Als er zurückkam, saß Lange fasziniert vor einer Kochsendung, die auf einem US-Kabelkanal lief. Asiz kochte noch mehr türkischen Kaffee und schaltete wieder auf Al-Jasira um, ohne Lange vorher zu fragen. Lange aß eine Kleinigkeit, dann legte er seinen Mantel als Kopfkissen zusammen und streckte sich auf dem Boden aus, um ein Nickerchen zu machen. Er wachte auf, weil Asiz' Handy summte. Als er die Augen öffnete, sah er, wie der

Araber, das Handy am Ohr, aufmerksam zuhörte und Notizen auf eine Papiertüte kritzelte.

Asiz steckte das Handy ein, dann beanspruchte das Fernsehen wieder seine Aufmerksamkeit. Ein Moderator kommentierte atemlos Aufnahmen, auf denen israelische Soldaten in eine Menge jugendlicher Palästinenser schossen.

Asiz zündete sich eine weitere Zigarette an und sah zu Lange hinüber.

»Kommen Sie, wir ziehen los und legen das Schwein um.«

Bei Sonnenuntergang tat Gabriels Schußwunde schon weniger weh, und er hatte wieder Appetit. Chiara kochte Fettucine mit Champignons in Sahnesauce. Beim Essen sahen sie sich die Abendnachrichten an. Die ersten zehn Minuten waren ganz der Fahndung nach dem Papsttattäter gewidmet. Zu Aufnahmen von schwerbewaffneten italienischen Sicherheitskräften, die auf Flughäfen und an den Grenzen patrouillierten, berichtete ein Korrespondent von einer der größten Menschenjagden, die Italien je erlebt hatte. Als auf dem Bildschirm ein Photo von Gabriel erschien, drückte Chiara seine Hand.

Nach dem Abendessen verband sie seine Wunde neu und injizierte ihm nochmals ein Antibiotikum. Als sie ihm wieder ein Schmerzmittel anbot, lehnte Gabriel dankend ab. Gegen achtzehn Uhr zogen sie sich um. Laut Wettervorhersage war mit Regen und hohem Seegang zu rechnen, also kleideten sie sich entsprechend: Vliesunterwäsche, wasserdichtes Seezeug, Gummistiefel über dicken Wollsocken. Pazner hatte Gabriel einen gefälschten kanadischen Reisepaß und eine 9-mm-Beretta dagelassen. Gabriel steckte den Paß in die mit einem Reißverschluß verschließbare Innentasche seiner Jacke und verstaute die Beretta griffbereit in einer Gürteltasche.

Pazner kam pünktlich um achtzehn Uhr dreißig. Auf seinem breiten Gesicht standen tiefe Sorgenfalten, und seine Bewegungen waren knapp und präzise. Bei einer letzten Tasse Kaffee erläuterte er ruhig, wie das Unternehmen ablaufen würde. Die beiden aus Rom hinauszuschaffen, sei der gefährlichste Teil von Gabriels Flucht, erklärte er ihnen. Die Polizei habe bewegliche Straßensperren errichtet und nehme in der ganzen Stadt willkürlich Kontrollen vor. Seine geschäftsmäßige Art trug viel dazu bei, Gabriels Nervosität zu mildern.

Um neunzehn Uhr verließen sie die Wohnung. Als sie die Treppe hinuntergingen, sprach Pazner absichtlich einige Sätze in akzentfreiem Italienisch. Auf dem Hof stand ein dunkelgrauer VW-Transporter bereit. Pazner setzte sich auf den Beifahrersitz; Gabriel und Chiara stiegen durch die rechte Seitentür in den Laderaum. Das Stahlblech des Wagenbodens war kalt. Der Fahrer ließ den Motor an und schaltete die Scheibenwischer ein. Er trug einen blauen Anorak, und seine blassen Hände, die das Lenkrad umfaßten, waren die eines Pianisten. Pazner nannte ihn Reuven.

Der Transporter fuhr ruckartig an, rollte durch den Torbogen, bog rechts ab und ordnete sich in den Verkehr ein. Weil er auf dem Wagenboden lag, konnte Gabriel nur ein Stück Nachthimmel und den Widerschein entgegenkommender Autoscheinwerfer erkennen. Er wußte, daß sie nach Westen unterwegs waren. Um die Kontrollpunkte auf den großen Durchgangsstraßen und der *autostrada* zu umfahren, hatte Pazner eine komplizierte Route durch das römische Labyrinth aus Neben- und Seitenstraßen ausgetüftelt.

Gabriel sah zu Chiara hinüber und stellte fest, daß sie ihn anstarrte. Er versuchte, ihren Blick zu erwidern, aber sie sah weg. Also legte er den Kopf an die Seitenwand und schloß die Augen.

Auf der kurzen Fahrt vom Aventin zum alten Palazzo hoch auf dem Gianicolo brachte Asiz Lange auf den neuesten Stand. Der PLO-Nachrichtendienst wußte seit einigen Jahren, daß Schimon Pazner ein Agent des israelischen Geheimdiensts war. Er war Pazner von Posten zu Posten gefolgt und hatte seine Laufbahn genau beobachtet. Hier in Rom, wo er vermutlich Stationsleiter war, wurde er ständig überwacht. An diesem Tag war Pazner schon zweimal – einmal frühmorgens und einmal am Spätnachmittag – in einem Apartment auf dem Gianicolo gewesen. Der PLO-Nachrichtendienst vermutete schon lange, daß dieses von den Israelis als sichere Wohnung benützt wurde. Die Sache basierte nur auf Indizien und Vermutungen, aber unter den gegenwärtigen Umständen erschien es plausibel, daß sich Gabriel Allon, der Mörder Abu Jihads, dort aufhielt.

In ihrem keine hundert Meter vom Tor des alten Palazzo entfernt geparkten Lancia hatten Lange und Asiz beobachtet und gewartet. Nur in zwei Wohnungen, deren Fenster zur Straße hinausgingen, brannte Licht – im ersten Stock und im Dachgeschoß. Alle Vorhänge der Dachgeschoßwohnung waren zugezogen. Lange registrierte die zu verschiedenen Zeiten eintreffenden Hausbewohner: zwei junge Männer auf einem *motorino*; eine Frau in einem winzigen Fiat; ein Mann mittleren Alters, der einen Trenchcoat trug und mit dem Bus kam. Außerdem bog ein dunkelgrauer VW-Transporter, der von einem blassen Mann in einer blauen Windjacke gefahren wurde, von der Straße in den Innenhof des Palazzo ab.

Lange sah auf die Uhr.

Zehn Minuten später kam der Transporter wieder durch den Torbogen gerollt, bog ab und beschleunigte rasch. Als er an ihnen vorbeiraste, stellte Lange fest, daß jetzt ein zweiter Mann auf dem Beifahrersitz saß. Mit einem derben Rippenstoß forderte er Asiz auf, die Verfolgung aufzunehmen.

Der Palästinenser ließ den Motor des Lancias an, wartete noch einen Augenblick, wendete dann auf der Straße und fuhr hinter dem Transporter her.

Fünf Minuten nachdem sie die sichere Wohnung verlassen hatten, klingelte Schimon Pazners Handy. Er war vorsichtig genug gewesen, den Transporter von einem zweiten Fahrzeug mit einem weiteren Agententeam begleiten zu lassen, das sicherstellen sollte, daß sie nicht verfolgt wurden. Ein Anruf zum gegenwärtigen Zeitpunkt konnte zweierlei bedeuten: kein Anzeichen für eine Überwachung – Fahrt wie geplant fortsetzen, oder aber: Probleme – Ausweichmanöver einleiten.

Pazner drückte die grüne Taste und hielt das Handy ans Ohr. Eine Zeitlang hörte er schweigend zu, dann murmelte er: »Drängt sie bei erster Gelegenheit ab.«

Er drückte die rote Taste und sah zu dem Fahrer hinüber. »Wir haben Gesellschaft, Reuven. Beigefarbener Lancia, dritter Wagen hinter uns.«

Der Fahrer trat das Gaspedal durch, und der Transporter mit dem getunten Motor schoß nach vorn. Gabriel griff in seine Tasche und umfaßte den beruhigend soliden Griff der Beretta.

Als der Lieferwagen plötzlich beschleunigte, war das für Lange die Bestätigung dafür, daß Gabriel Allon darin transportiert wurde. Es bedeutete jedoch auch, daß sie entdeckt worden waren, das Überraschungsmoment verloren war und Allon nur durch eine wilde Verfolgungsjagd mit anschließender Schießerei liquidiert werden konnte, was eigentlich gegen alle Grundsätze Langes verstieß. Er tötete heimlich und unerwartet, tauchte überraschend auf und verschwand so unauffällig, wie er gekommen war. Schießereien waren etwas für Kommandos und Desparados, nichts für professio-

nelle Killer. Trotzdem durfte er Allon diesmal nicht ungehindert entkommen lassen, weshalb er Asiz widerstrebend anwies, die Verfolgung aufzunehmen. Der Palästinenser schaltete herunter, gab Vollgas und bemühte sich, dranzubleiben.

Zwei Minuten später wurde der Lancia plötzlich von gleißend hellem Xenonlicht ausgeleuchtet. Lange warf einen Blick über die Schulter und sah die unverkennbaren Scheinwerfer eines Mercedes nur eine Handbreit von ihrer Stoßstange entfernt. Der Mercedes schob sich nach vorn, bis sich sein rechter vorderer Kotflügel auf gleicher Höhe mit dem linken hinteren des Lancias befand.

Lange hielt sich am Beifahrerhandgriff fest. Der Mercedesfahrer gab Gas und riß dabei das Steuer nach rechts. Der Lancia wurde von dem Aufprall heftig erschüttert und begann im Uhrzeigersinn zu kreiseln, als Asiz beim Gegensteuern überreagierte. Der Palästinenser schrie laut auf. Lange klammerte sich an der Armlehne fest und wartete darauf, daß sich ihr Wagen überschlagen würde.

Aber es passierte nichts. Nach einer kleinen Ewigkeit kam der Lancia entgegengesetzt zu ihrer ursprünglichen Fahrtrichtung zum Stehen. Lange drehte sich rasch um, sah durchs Heckfenster und konnte gerade noch beobachten, wie der Transporter und der Mercedes über die Hügelkuppe verschwanden.

Eineinhalb Stunden später hielt der Lieferwagen auf einem Parkplatz über einer windgepeitschten kleinen Bucht. Das schrille Pfeifen der Triebwerke eines aus dem dunklen Nachthimmel herabsinkenden Jumbos bewies, daß sie sich in der Anflugsschneise des stark frequentierten römischen Flughafens Leonardo da Vinci befanden. Chiara stieg aus und ging zum Wasser hinunter, um zu kontrollieren, ob sie die Bucht für sich allein hatten. Starke Böen ließen den

Transporter schwanken. Zwei Minuten später steckte sie den Kopf zur Seitentür herein und nickte. Pazner schüttelte Gabriel die Hand und wünschte ihm alles Gute. Dann wandte er sich an Chiara. »Wir warten hier. Beeilen Sie sich.«

Gabriel folgte ihr über den steinigen Strand. Sie fanden das Boot, ein viereinhalb Meter langes Zodiac-Schlauchboot, und zogen es in die eiskalte Brandung. Der Außenbordmotor sprang sofort an. Während Chiara das Boot, dessen stumpfer Bug in regelmäßigen Abständen in die vom Sturm aufgewühlte See klatschte, aufs Meer hinaussteuerte, beobachtete Gabriel, wie die Küste hinter ihnen zurückblieb und die Lichter an Land immer schwächer wurden. Italien, ein Land, das er liebte, das ihm nach dem Unternehmen »Zorn Gottes« Frieden geschenkt hatte – er fragte sich, ob er jemals die Erlaubnis erhalten würde, dorthin zurückzukehren.

Chiara zog ein Handfunkgerät aus der Innentasche ihrer gelben Jacke, murmelte ein paar Worte hinein und ließ die Sprechtaaste los. Sekunden später blendeten die Positionslichter einer Motorjacht auf. »Dort vorn«, sagte sie und deutete nach Steuerbord voraus. »Da liegt Ihre Heimfahrgelegenheit.«

Sie änderte den Kurs, drehte auf und jagte über die mit weißen Schaumkronen bedeckte See auf das wartende Schiff zu. Fünfzig Meter von der Jacht entfernt, schaltete sie den Motor aus, und das Boot trieb lautlos auf das Heck der Jacht zu. Dabei sah sie Gabriel zum ersten Mal ins Gesicht.

»Ich komme mit.«

»Was soll das heißen?«

»Ich komme mit«, wiederholte sie lediglich.

»Ich bin nach Israel unterwegs.«

»Nein, das sind Sie nicht. Sie wollen in die Provence, um Regina Carcassis Tochter zu finden. Und ich komme mit.«

»Sie bringen mich an Bord dieser Jacht, dann fahren Sie zurück.«

»Selbst mit diesem kanadischen Paß können Sie sich in Europa kaum bewegen. Sie können kein Auto mieten, kein Flugticket kaufen. Sie brauchen mich. Und was ist, wenn Pazner gelogen hat? Wenn an Bord der Jacht zwei Männer statt nur einem sind?«

Gabriel mußte zugeben, daß sie nicht ganz unrecht hatte.

»Sie machen einen großen Fehler, Chiara. Damit zerstören Sie Ihre Karriere.«

»Nein, das tue ich nicht«, widersprach sie. »Ich behaupte einfach, Sie hätten mich gegen meinen Willen gezwungen, mitzukommen.«

Gabriel sah zu der Motorjacht auf. Sie wurde allmählich größer. Er mußte zugeben, daß Chiara den idealen Zeitpunkt für ihre überraschende Ankündigung gewählt hatte.

»Warum?« fragte er. »Weshalb wollen Sie sich das antun?«

»Hat mein Vater Ihnen erzählt, daß seine Großeltern unter den alten Juden waren, die aus dem Heim im Ghetto geholt und nach Auschwitz transportiert wurden? Hat er Ihnen erzählt, daß sie dort wie alle ihre Schicksalsgefährten ermordet worden sind?«

»Nein, das hat er nicht erwähnt.«

»Wissen Sie, warum er Ihnen das nicht erzählt hat? Weil er es noch immer, nach all diesen Jahren, nicht über sich bringt, davon zu sprechen. Er kann die Namen aller Venezianer Juden aufsagen, die in Auschwitz umgekommen sind, aber er schafft es nicht, von seinen eigenen Großeltern zu sprechen.« Sie holte eine Beretta aus der Jackentasche und zog den Schütten zurück. »Ich komme mit und helfe Ihnen, diese Frau zu finden.«

Das Schlauchboot stieß leicht gegen das Heck der Motorjacht. Über ihnen erschien eine Gestalt an Deck und blickte von der Reling auf sie herab. Gabriel vertäute das Boot an

der Lotsenleiter und stabilisierte es. Chiara ging als erste von Bord und stieg die Sprossen hinauf. Gabriel folgte ihr. Als er das Achterdeck erreichte, stand dort der Skipper mit erhobenen Armen und sprachlos ungläubigem Gesichtsausdruck.

»Tut mir leid«, sagte Gabriel. »Die Reiseroute hat sich leicht geändert, fürchte ich.«

Chiara hatte eine Injektionsspritze und ein Fläschchen mit einem starken Betäubungsmittel dabei. Gabriel führte den Skipper in eine der Luxuskabinen hinunter und fesselte ihn an Armen und Beinen mit ebenfalls mitgebrachten Kabelbindern. Der Mann leistete ein paar Sekunden lang Widerstand, als Chiara ihm den Ärmel hochstreifte, aber sobald Gabriel ihm von hinten einen Arm um den Hals schlang, wurde er ruhiger und ließ sich die Spritze geben. Als er bewußtlos war, überprüfte Gabriel seine Fesseln – eng genug, damit er sie nicht abstreifen konnte, aber nicht so eng, daß sie die Blutzirkulation hemmten.

»Wie lange hält die Wirkung des Mittels an?«

»Zehn Stunden, aber er ist groß. In acht Stunden bekommt er die nächste Spritze.«

»Okay, aber bringen Sie den armen Kerl nicht um. Er gehört zu uns.«

»Ihm passiert nichts.«

Chiara ging nach oben auf die Brücke. Auf dem Kartentisch war eine Seekarte der Gewässer vor der Westküste Italiens ausgebreitet. Sie ermittelte ihre GPS-Position und bestimmte rasch den Kurs. Dann ließ sie die Motoren an und brachte die Jacht auf Kurs. Wenige Minuten später waren sie nach Norden unterwegs, um durch die Straße zwischen Elba und Korsika vom Tyrrhenischen ins Ligurische Meer zu gelangen.

Sie drehte sich zu Gabriel um, der sie bewundernd beobachtete, und sagte: »Wir werden viel Kaffee brauchen. Trauen Sie sich zu, den zu kochen?«

»Ich werde mein Bestes versuchen.«
»Irgendwann heute nacht wäre gut.«
»Aye, aye, Sir!«

Schimon Pazner stand unbeweglich am Strand, die Arme in die Hüften gestemmt, die Schuhe voller Salzwasser, die Hosenbeine bis zu den Knien durchnäßt – wie eine überflutete Statue, die bei Zurückweichen des Wassers allmählich wieder sichtbar wird. Er hob sein Handfunkgerät an die Lippen und rief Chiara zum letzten Mal. Schweigen.

Schon vor einer Stunde hätte sie zurück sein müssen. Für ihr Verschwinden gab es zwei mögliche Erklärungen, die beide gleich unangenehm waren. Möglichkeit Nummer eins? Irgend etwas war schiefgegangen, und die beiden waren ertrunken. Möglichkeit Nummer zwei? *Allon* ...

Pazner, auf dessen Gesicht purer Abscheu zu lesen war, schleuderte das Funkgerät in die Brandung und stapfte langsam zu dem Transporter zurück.

Eric Lange blieb gerade noch genügend Zeit, um den Nachtzug nach Zürich zu erreichen. Er dirigierte Asiz zu einer stillen Seitenstraße neben den Gleisen, die in der *Stazione Termini* enden, und befahl ihm, den Motor abzustellen. Das schien Asiz nicht zu verstehen. »Warum wollen Sie hier abgesetzt werden?«

»Im Augenblick fahndet die gesamte römische Polizei nach Gabriel Allon. Dazu gehört natürlich die Überwachung aller Bahnhöfe und des Flughafens. Da ist es besser, wenn man sich dort nicht blicken läßt.«

Der Palästinenser schien diese Erklärung zu akzeptieren. Lange sah einen Zug aus dem Bahnhof ausfahren. Er wartete geduldig auf den richtigen Augenblick.

»Husseini richten Sie aus, daß ich mich bei ihm in Paris melde, wenn sich die Aufregung gelegt hat«, sagte Lange.

»Tut mir leid, daß wir heute abend keinen Erfolg hatten.«

Lange zuckte mit den Schultern. »Mit etwas Glück bekommen wir bald eine neue Gelegenheit.«

Plötzlich war der Zug neben ihnen und erfüllte den Wagen mit metallischem Kreischen. Lange sah seine Chance. Er öffnete die Beifahrertür und stieg aus. Asiz beugte sich nach rechts und sagte etwas, aber seine Worte gingen in dem Zuglärm unter.

»Was?« fragte Lange und legte eine Hand hinters Ohr. »Ich verstehe Sie nicht.«

»Die Pistole!« wiederholte Asiz lauter. »Sie haben vergessen, mir die Pistole zurückzugeben!«

»Ach ja, richtig.«

Lange zog die Makarow mit Schalldämpfer aus der Tasche und zielte damit auf Asiz. Der Palästinenser streckte die Hand nach der Waffe aus. Der erste Schuß durchschlug seine Handfläche, bevor er in seine Brust drang. Der zweite hinterließ einen sauberen Kreis über dem rechten Auge.

Eric Lange ließ die Pistole auf den Beifahrersitz fallen, wandte sich ab und ging in Richtung Bahnhof davon. Der Zug nach Zürich war schon eingefahren. Er fand sein Abteil im Schlafwagen der ersten Klasse und streckte sich in der bequemen Kojе aus. Als der Zug zwanzig Minuten später durch die nördlichen Vororte Roms rollte, schloß er die Augen und schlief sofort ein.

21

TIBERIAS, ISRAEL

Levs Anruf weckte Schamron nicht. Tatsächlich hatte er seit der Blitzmeldung aus Rom, Gabriel und die junge Frau seien verschwunden, kein Auge mehr zugemacht. Er lag in seinem Bett, hielt den Telefonhörer eine Handbreit von seinem Ohr entfernt und hörte sich Levs hysterisches Kreischen an, während sich Geulah neben ihm im Schlaf leicht bewegte. Die Schmach des Alterns, dachte er. Vor nicht allzu langer Zeit war Lev der ahnungslose Anfänger gewesen, und Schamron hatte ihn angeschrien. Jetzt blieb dem Alten nichts anderes übrig, als seine Zunge im Zaum zu halten und auf seine Chance zu warten.

Die Tirade war vorbei, das Gespräch beendet. Schamron schwang die Beine aus dem Bett, zog seinen Bademantel an und trat auf die Terrasse mit Blick über den See hinaus. Der Himmel im Osten begann sich vor Tagesanbruch blaßblau zu verfärben, aber die Sonne war noch nicht über dem Hügelkamm aufgegangen. In der Hoffnung, Geulah habe sie nicht entdeckt, durchsuchte Schamron die Taschen seines Bademantels nach den Zigaretten. Als seine Finger auf ein zerdrücktes Päckchen stießen, hatte er das Gefühl, einen großen persönlichen Sieg errungen zu haben.

Er zündete sich eine an und genoß das Brennen des kratzigen türkischen Tabaks auf der Zunge. Dann hob er den Kopf und bewunderte für kurze Zeit den Blick von seiner Terrasse. Er wurde nie müde, ihn zu genießen: dieses Fenster zu seinem privaten Winkel des Gelobten Lan-

des. Daß es nach Osten wies, war kein Zufall. So konnte Schamron, der ewige Wächter, die Feinde Israels im Auge behalten.

Sturm lag in der Luft. Bald würde der Frühjahrsregen einsetzen und das Land vielerorts überfluten. Wie viele Überschwemmungen würde er noch erleben? In seinen pessimistischsten Momenten fragte sich Schamron, wie viele die Kinder Israels noch erleben würden. Wie die meisten Juden litt er unter der unerschütterlichen Angst, seine Generation könne die letzte sein. Ein viel weiserer Mann als Schamron hatte die Juden als ein ewig sterbendes Volk, ein ständig am Rand der Vernichtung stehendes Volk bezeichnet. Schamrons Lebenszweck war es gewesen, seinem Volk diese Angst zu nehmen, es in einen Mantel aus Sicherheit zu hüllen und ihm das Gefühl zu geben, endlich ungefährdet zu sein. Im Alter quälte ihn die Gewißheit, dabei versagt zu haben.

Er warf einen finsternen Blick auf seine Armbanduhr aus Edelstahl. Gabriel und die junge Frau waren seit acht Stunden überfällig. Dies war Schamrons Unternehmen, aber Lev hatte das Gefühl, es betreffe ihn immer mehr. Gabriel war auf dem besten Weg, Benjamin Sterns Mörder zu identifizieren, aber Lev wollte nichts damit zu tun haben. *Der kleine Lev*, dachte Schamron verächtlich. Der feige Bürokrat. Ein Mann, dessen übergroße Vorsicht das genaue Gegenstück zu Schamrons Kühnheit und Wagemut war.

»Brauche ich das, Ari?« hatte Lev gekreischt. »Die Europäer werfen uns vor, daß wir uns in den besetzten Gebieten wie Nazis auführen, und jetzt wird einer deiner alten Killer beschuldigt, den *Papst* ermorden zu wollen! Sag mir, wo er zu finden ist. Hilf mir, ihn zurückzuholen, bevor diese Sache deinen geliebten Dienst unwiderruflich zerstört.«

Vielleicht hatte Lev sogar recht, obwohl es Schamron weh tat, so etwas überhaupt in Erwägung zu ziehen. Israel hatte im Augenblick schon genug Probleme. Die *schahids*

richteten auf Märkten und an Bushaltestellen Blutbäder an. Der Dieb von Bagdad versuchte weiterhin, sein nukleares Schwert zu schmieden. Vielleicht war dies nicht der beste Augenblick, einen Streit mit der katholischen Kirche vom Zaun zu brechen. Vielleicht war dies auch nicht der beste Augenblick, in trüben Gewässern zu waten. Das Wasser war schmutzig und voller unsichtbarer Gefahren, Klüfte und Felsen, voller Schlingpflanzen, in denen man sich verfangen und ertrinken konnte.

Und dann erschien vor seinem inneren Auge ein Bild. Eine schlammige Dorfstraße, irgendwo bei Krakau. Eine tobbende Menge. Eingeschlagene Schaufenster. Angezündete Häuser. Mit Knüppeln blutig geschlagene Männer. Vergewaltigte Frauen. *Christusmörder! Jüdischer Abschaum! Erschlagt die Juden!* Erlebnisse eines Kindes, Kindheitserinnerungen an Polen. Der Junge würde nach Palästina geschickt werden, um bei Verwandten in Obergaliläa zu leben. Seine Eltern würden zurückbleiben. Der Junge würde sich der *Hagana* anschließen und im Krieg um die Wiedergeburt Israels mitkämpfen. Und als der neue Staat einen Geheimdienst aufbaute, würde der Junge, inzwischen ein junger Mann, zur Mitarbeit aufgefordert werden. In einem heruntergekommenen Vorort von Buenos Aires würde er zu einer fast mythischen Gestalt werden, indem er dem Mann, der seine Eltern und sechs Millionen weitere Juden in die Todeslager geschickt hatte, an den Kragen ging.

Schamron merkte, daß er die Augen krampfhaft zusammenkniff und mit den Händen das Terrassengeländer umklammerte. Er löste den Klammergriff, Finger für Finger.

Eine Gedichtzeile von Eliot ging ihm durch den Kopf:
»In meinem Anfang liegt mein Ende.«

Eichmann ...

Wie war es diesem Drahtzieher des Todes, diesem mordenden Bürokraten, der dafür gesorgt hatte, daß die Züge in

die Vernichtungslager pünktlich verkehrten – wie war es ihm gelungen, unauffällig in einem Arbeitervorort von Buenos Aires zu leben, wenn sechs Millionen Juden ermordet worden waren? Die Antwort auf diese Frage kannte Schamron natürlich, denn jedes Blatt der Akte Eichmann hatte sich ihm unauslöschlich ins Gedächtnis eingeprägt. Wie Hunderte anderer Mörder war Eichmann über die »Klosterroute« entkommen – eine Kette von Klöstern und kirchlichen Einrichtungen, die sich von Deutschland bis zur italienischen Hafenstadt Genua erstreckte. In Genua hatte er Schutz bei Franziskanern gefunden und dank kirchlicher Wohltätigkeitsorganisationen falsche Papiere erhalten, die ihn als Flüchtling auswiesen. Am 14. Juni 1950 verließ er das Franziskanerkloster, um sich an Bord der *Giovanna C* nach Buenos Aires einzuschiffen.

Um in der Neuen Welt ein neues Leben zu beginnen, sagte sich Schamron. Das Oberhaupt der katholischen Kirche hatte keine Worte gesucht, um die Ermordung von sechs Millionen Menschen zu verdammen, aber seine Bischöfe und Priester hatten dem größten Massenmörder, der je gelebt hatte, Trost und Zuflucht gewährt. Das war eine Tatsache, die Schamron nicht begreifen konnte – eine Sünde, von der es keine Absolution geben konnte.

Er dachte an Levs Stimme, die ihn über die abhörsichere Verbindung aus Tel Aviv angekreischt hatte. *Nein*, dachte Schamron, *ich werde Lev nicht helfen, Gabriel zu finden*. Er würde Gabriel im Gegenteil dabei unterstützen, die damaligen Ereignisse in dem Kloster am See aufzuklären – und Benjamin Sterns Mörder zu finden.

Sein Schritt war fest und sicher, als er ins Haus zurückging und ins Schlafzimmer trat. Geulah lag im Bett und hatte den Fernseher eingeschaltet. Schamron packte seinen Koffer. Immer wieder sah sie zu ihm hinüber, sagte aber kein Wort. So war es seit über vierzig Jahren immer gewe-

sen. Als er gepackt hatte, setzte sich Schamron auf die Bettkante und ergriff ihre Hand.

»Versprichst du mir, vorsichtig zu sein, Ari?«

»Natürlich, mein Herz.«

»Du rauchst keine Zigaretten, oder?«

»*Niemals!*«

»Komm bald wieder nach Hause.«

»Bald«, sagte Schamron und küßte sie auf die Stirn.

Seine Besuche am King Saul Boulevard waren mit Kränkungen verbunden, die Schamron als zutiefst deprimierend empfand. An der Sicherheitstheke in der Eingangshalle mußte er sich ins Besucherbuch eintragen und einen laminierten Ausweis an seiner Hemdtasche befestigen. Seinen alten Privataufzug konnte er nicht mehr benützen – der war jetzt für Lev reserviert. Statt dessen mußte er sich in einen gewöhnlichen Aufzug zwingen, in dem sich außer altdienten Bürokraten auch junge Männer und Frauen aus der Registratur drängten.

Er fuhr in den dritten Stock hinauf. Seine rituelle Demütigung war damit jedoch noch nicht zu Ende, denn Lev beanspruchte ein paar weitere Unzen Fleisch. Da es niemanden gab, der ihm Kaffee brachte, mußte sich Schamron in der Kantine selbst versorgen und dem Kaffeeautomaten ein dünnes Gebräu entlocken. Damit ging er den Flur zu seinem »Büro« entlang – ein kahler Raum, kaum größer als eine Besenkammer, mit einem Kieftisch, einem Klappstuhl aus Stahlblech und einem abgestoßenen Telefon, das nach Desinfektionsmittel roch.

Schamron setzte sich an den Tisch, klappte seinen Aktenkoffer auf und nahm das Überwachungsphoto aus London heraus, das Mordecai vor Peter Malones Haus gemacht hatte. Mit aufgestützten Ellbogen, die Fingerknöchel an den Schläfen, starrte er es mehrere Minuten lang an. Alle paar

Sekunden schob sich ein anderer Kopf durch den Türrahmen, und neugierige Blicke musterten ihn wie ein exotisches Tier. *Ja, es stimmt. Der Alte macht wieder mal die Zentrale unsicher.* Schamron merkte nichts davon. Er hatte nur Augen für den Mann auf dem Photo.

Schließlich griff er nach dem Telefon und wählte die Nummer der Forschungsstelle. Dort meldete sich ein Mädchen, das noch nicht einmal die Schule absolviert zu haben schien.

»Hier ist Schamron.«

»Wer?«

»Scham-RON«, sagte er gereizt. »Ich brauche die Akte über die Entführung auf Zypern. Die war 1986, wenn ich mich recht erinnere. Das war vermutlich vor Ihrer Geburt, aber tun Sie Ihr Bestes.«

Er knallte den Hörer auf die Gabel. Fünf Minuten später erschien ein übermüdet aussehender junger Mann namens Jossi an Schamrons bescheidener Tür. »Sorry, Boss. Das Mädchen ist neu.« Er hielt einen Aktenordner hoch. »Sie wollten diesen hier sehen?«

Wie ein Bittsteller hielt Schmaron die Hand auf.

Sicherlich war es keines von den Ereignissen, an die sich Schamron mit Stolz erinnerte. Das war damals keiner von Schamrons stolzeren Augenblicken gewesen. Im Sommer 1986 war der israelische Justizminister Meir Ben-David mit zwölf Gästen und fünf Mann Besatzung zu einem Mittelmeertörn an Bord einer Privatjacht ausgelaufen. Am neunten Urlaubstag wurde die Jacht im Hafen von Larnaca von einem Terroristenteam gekapert, das behauptete, im Auftrag einer Organisation zu handeln, die sich Kämpfende Palästinsische Zellen nannte. Ein Befreiungsversuch schien ausgeschlossen, und die Zyprioten wollten, daß der Fall möglichst rasch und unauffällig aus der Welt geschafft wurde.

Folglich mußte sich die israelische Regierung auf Verhandlungen einlassen, die Schamron mit dem deutschsprachigen Führer des Teams aufnahm. Drei Tage später war die Geiselnahme beendet. Die Geiseln kamen unversehrt frei, die Terroristen erhielten freies Geleit, und einen Monat später wurden ein Dutzend der schlimmsten PLO-Killer aus israelischen Gefängnissen entlassen.

Offiziell dementierte Israel, daß es sich um ein Tauschgeschäft gehandelt habe, aber diesem Dementi glaubte niemand. Für Schamron war das in der Tat eine bittere Pille gewesen, und als er jetzt die Akte durchblätterte, durchlitt er alles noch einmal. Er kam zu einem Photo, der einzigen Aufnahme, die ihnen von dem Führer des Teams geglückt war. Im Prinzip war sie wertlos: eine Teleaufnahme, körnig und verschwommen, ein mit Sonnenbrille und Baseballkappe weitgehend getarntes Gesicht.

Er legte die alte Aufnahme neben das Überwachungsphoto aus London und verbrachte mehrere Minuten damit, die beiden Bilder miteinander zu vergleichen. *Derselbe Mann?* Das ließ sich unmöglich feststellen. Er griff wieder nach dem Telefonhörer und wählte erneut die Nummer der Forschungsstelle. Diesmal meldete sich Jossi.

»Ja, Boss?«

»Bringen Sie mir die Akte ›Leopard‹.«

Er war ein Rätsel, eine begründete Vermutung, eine Theorie. Manche hielten ihn für einen Deutschen, andere für einen Österreicher, wieder andere für einen Schweizer. Ein Sprachwissenschaftler, der sich die Tonbandaufzeichnungen seiner auf Englisch mit Schamron geführten Verhandlungen angehört hatte, vertrat die Theorie, der Mann stamme aus Elsaß-Lothringen. Die deutschen Dienste hatten ihm den Spitznamen »Leopard« gegeben; er hatte bei ihnen mehrmals gemordet, und sie wollten ihn unbedingt. Ein Söldner-

Terrorist. Ein Mann, der für jede Gruppierung, für jede Sache kämpfte, solange sie seinen Überzeugungen entsprach: seiner kommunistischen, antiwestlichen und antizionistischen Haltung. Der Leopard wurde für die Geiselnahme auf Zypern und die Ermordung dreier Israelis in Europa im Auftrag des PLO-Führers Abu Jihad verantwortlich gemacht. Schamron hatte sich immer gewünscht, ihn zur Strecke bringen zu können. Sein Wunsch war jedoch nie in Erfüllung gegangen.

Er blätterte die Akte durch, die hoffnungslos dünn war. Hier ein Bericht des französischen Geheimdiensts, da eine von Interpol herausgegebene Warnung, dort eine Meldung, der Leopard sei angeblich in Istanbul gesehen worden. Dazu drei Photos, obwohl nicht feststand, ob sie wirklich den Leoparden zeigten. Die Aufnahme an Bord der Jacht im Hafen von Larnaca, ein Überwachungsphoto aus Bukarest und ein weiteres vom Pariser Flughafen Charles de Gaulle. Schamron legte das Photo aus London daneben und sah zu Jossi auf, der ihm über die Schulter blickte.

»Das und dieses hier, Boss.«

Schamron nahm das Bukarester Photo aus der Reihe und legte es neben die Londoner Aufnahme. Der gleiche Blickwinkel, schräg von vorn aufgenommen, das Gesicht im Halbprofil von links abgebildet, nur teilweise zu sehen.

»Vielleicht täusche ich mich, Jossi, aber ich denke, das könnte der gleiche Mann sein.«

»Schwer zu sagen, Boss, aber der Computer kann uns vielleicht Gewißheit verschaffen.«

»Vergleichen Sie die beiden«, sagte Schamron, dann griff er nach den Akten. »Die möchte ich behalten.«

»Sie müssen einen Entnahmeschein unterschreiben.«

Schamron sah Jossi über seine Brille hinweg an.

Jossi sagte: »Ich unterschreibe für Sie.«

»Guter Junge.«

Schamron griff ein letztes Mal nach dem Telefonhörer und wählte die Nummer der Reisestelle. Als er seine Reisevorbereitungen getroffen hatte, legte er die Ordner in seinen Aktenkoffer und fuhr nach unten. *Ich komme, Gabriel*, dachte er dabei. *Aber wo zum Teufel steckst du?*

22

AUF DEM LIGURISCHEN MEER

Bei Tagesanbruch kamen an Backbord die Felsen von Cap Corse in Sicht. Chiara steuerte die Jacht um die Nordspitze Korsikas herum und ging auf Nordwestkurs. Vor ihnen baute sich eine bleigraue Wolkenwand auf, die Regen bringen würde. Der Wind hatte merklich aufgefrischt, und es war plötzlich viel kälter. »Der Mistral«, erklärte Chiara. »Heute bläst er wirklich stark. Der Rest der Fahrt wird weniger angenehm, fürchte ich.«

An Backbord erschien eine Autofähre, die aus L'Ile-Rousse kommend nach Frankreich lief. »Die fährt nach Nizza«, sagte sie. »Wir können ihrem Kurs folgen und auf Cannes zuhalten, sobald wir die Küste ausmachen.«

»Wie lange noch?«

»Fünf bis sechs Stunden, wegen des Mistrals vielleicht etwas länger. Übernehmen Sie mal das Ruder. Ich gehe in die Kombüse runter und versuche, ein Frühstück zu improvisieren.«

»Sehen Sie auch nach, wie es dem Skipper geht.«

»Wird gemacht.«

Das Frühstück bestand aus Kaffee, Toast und einem Stück Hartkäse. Sie hatten jedoch kaum Zeit dafür, denn eine halbe Stunde nach der Umschiffung von Cap Corse brach der Sturm los. In den folgenden vier Stunden stampfte die Jacht durch von Norden heranrollende Wogen und Regenfronten, während sich die Sicht teilweise auf weniger als hundert Meter verringerte. Irgendwann verloren sie den Sichtkon-

takt zur Fähre. Aber das war nicht weiter bedenklich; Chiara navigierte einfach nach Kompaß und GPS.

Gegen Mittag hörte der Regen auf, aber der Wind blies unaufhörlich weiter. Er schien in Küstennähe sogar stärker zu werden. Der Regenfront folgte ein Kaltlufteinbruch, und während der letzten Stunde der Fahrt wechselten Sonnenschein und Wolkenschatten in Abständen von wenigen Minuten. Das Meer änderte seine Farbe je nach Sonneneinstrahlung und war mal graugrün, mal dunkelblau.

Schließlich erschien genau vor ihnen Cannes mit dem charakteristischen Streifen aus blendendweißen Hotels und Apartmenthäusern entlang der Croisette. Chiara steuerte den Alten Hafen am anderen Ende der Stadt an. In der Sommersaison würde es auf den Straßen um den *Vieux Port* von Touristen wimmeln, während sich im Hafen Luxusjachten drängten. Jetzt waren die meisten Restaurants eindeutig geschlossen, und im Hafen gab es reichlich freie Liegeplätze.

Chiara ließ Gabriel an Bord zurück und ging einige Straßen weiter zur Rue d'Antibes, um sich einen Leihwagen zu nehmen. Während sie unterwegs war, nahm Gabriel dem bewußtlosen Skipper die Fesseln ab. Chiara hatte ihm vor vier Stunden die letzte Injektion gegeben, was bedeutete, daß er noch einige Stunden außer Gefecht gesetzt sein würde.

Gabriel ging wieder an Deck und wartete auf Chiara. Einige Minuten später fuhr ein Peugeot mit Heckklappe in eine Parklücke auf dem Quai St. Pierre. Chiara stieg gerade lange genug aus, um Gabriel zuzuwinken und auf der Beifahrerseite einzusteigen. Gabriel ging von Bord, schlenderte die Pier entlang und setzte sich ans Steuer.

»Irgendwelche Probleme?« fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

»Wir brauchen Klamotten.«

»Ah, ein Einkaufsbummel über die Croisette! Genau das, was ich nach einer Nacht und dem halben Tag auf dem ver-

dammten Boot brauche. Dabei kann ich mich nie zwischen Gucci und Versace entscheiden!«

»Ich dachte an etwas Gewöhnlicheres. Vielleicht an einen der netten Läden am Boulevard Carnot, wo normale Leute ihre Sachen kaufen.«

»Oh, wie bürgerlich!«

»Genau.«

Gabriel durchquerte die Altstadt, und wenige Minuten später waren sie auf dem Boulevard Carnot, der Hauptverkehrsader zwischen der Hafenstadt und den Ortschaften im Hinterland, nach Norden unterwegs. Der Mistral heulte so stark, daß nur wenige Fußgänger auf der Straße waren. Nach vorn gebeugt und mit einer Hand ihre Mützen festhaltend, kämpften sie gegen den Sturm an. Die Luft war voller Staub und hochgewirbelter Papierfetzen. Einige Straßen weiter entdeckte Gabriel hinter einer Bushaltestelle eine kleine Filiale einer Kaufhauskette. Chiara runzelte die Stirn. Er suchte einen Parkplatz, drückte ihr einen Packen Geldscheine in die Hand und wiederholte, welche Größen er brauchte. Chiara stieg aus und ging die restliche Strecke zu Fuß.

Gabriel ließ den Motor laufen und hörte die Nachrichten im Radio. Noch immer keine Spur von dem mutmaßlichen Papsttattäter. Die italienische Polizei hatte die Kontrollen auf Flughäfen und an Grenzübergängen nochmals verstärkt. Er schaltete das Radio aus.

Zwanzig Minuten später trat Chiara mit zwei prallvollen Tragetaschen in den Händen aus dem Kaufhaus. Sie hatte Rückenwind, der ihr das Haar nach vorn ins Gesicht blies.

Sie warf die Tüten auf den Rücksitz und stieg ein. Gabriel fuhr weiter den Boulevard Carnot entlang. Nach zehn Minuten erreichte er einen großen Verkehrskreisel, an dem er den Schildern nach Grasse folgte. Vor ihnen lag eine vierspurige Schnellstraße, die in die Vorberge der Seealpen hin-

aufführte. Chiara stellte die Rückenlehne zurück, zog ihre Vliesjacke aus und schlängelte sich aus ihrer schweren waserdichten Hose. Gabriel hielt den Blick auf die Fahrbahn gerichtet. Sie wühlte in den Tragetaschen, bis sie die frische Unterwäsche und die anderen Sachen fand, die sie für sich gekauft hatte.

»Nicht schauen.«

»Das täte ich nie.«

»Wirklich? Warum nicht?«

»Beeilen Sie sich und ziehen Sie sich schnell etwas an!«

»Das ist das erste Mal, daß ein Mann so etwas zu mir sagt.«

»Ich verstehe, warum.«

Sie boxte ihn gegen den Oberarm, dann zog sie rasch die Jeans, einen dicken Rollkragenpullover und modische schwarze Lederstiefel mit quadratischen Kappen und Blockabsätzen an. So sah sie wieder wie die attraktive junge Frau aus, die er im Ghetto von Venedig kennengelernt hatte. Als sie fertig war, setzte sie sich auf. »Jetzt sind Sie an der Reihe. Halten Sie auf dem nächsten Rastplatz, dann fahre ich weiter, während Sie sich umziehen.«

Gabriel tat wie befohlen. Rein modisch schnitt er weniger gut ab: weite blaue Baumwollhose mit Gummizug, schwarzer Troyer, ein Paar beige Stoffschuhe, die an den Füßen kratzten. So sah er wie ein Faulenzer aus, der seine Tage damit verbringt, auf dem Dorfplatz *boule* zu spielen.

»Ich komme mir lächerlich vor.«

»Ich finde, Sie sehen sehr gut aus. Noch wichtiger ist, daß Sie so durch jede provenzalische Kleinstadt schlendern können und von jedermann für einen Einheimischen gehalten werden.«

Chiara blieb noch eine Viertelstunde auf der kurvenreichen Straße, die zwischen Oliven- und Eukalyptushainen verlief. Dann erreichten sie die mittelalterliche Stadt Valbonne. Gabriel dirigierte sie nach Norden, zur Kleinstadt Opio,

und von Opio nach Le Rouret. Sie parkte vor einem *tabac* und wartete im Auto, während Gabriel hineinging. Hinter dem Ladentisch stand ein Mann mit krausem Haar und dem dunklen Teint eines Algeriers. Als Gabriel ihn fragte, ob er eine Italienerin namens Carcassi kenne, zuckte der Verkäufer mit den Schultern und empfahl ihm, sich bei Marc, dem Barkeeper nebenan in der *brasserie*, zu erkundigen.

Marc war damit beschäftigt, mit einem schmutzigen Geschirrtuch Gläser zu polieren. Als Gabriel ihm seine Frage stellte, schüttelte der Barkeeper den Kopf. Er kannte niemanden, der Carcassi hieß, aber eine Italienerin, die an der zum Nationalpark führenden Straße wohnte. Er warf sich das Geschirrtuch über die Schulter und trat mit Gabriel ins Freie, um ihm die Richtung zu zeigen. Gabriel bedankte sich für die Auskunft und stieg wieder bei Chiara ein.

»Geradeaus«, sagte er. »Über die Hauptstraße, am Gendarmerieposten vorbei und den Hügel hinauf.«

Die Straße war schmal, kaum breiter als eine asphaltierte Fahrspur, und führte steil bergauf. Zwischen Oliven und Tamarisken waren Villen zu sehen. Manche waren eher bescheidene Häuser, die Einheimischen gehörten; andere waren opulente, gepflegte Luxusvillen im Schutz von Hecken und hohen Natursteinmauern.

Die Villa, in der die Italienerin angeblich wohnte, fiel in die zweite Kategorie. Sie war ein stattliches altes Landhaus mit einem Türmchen über dem Eingang. Der in Terrassen angelegte Garten war von einer hohen Mauer umgeben. An dem massiven Gittertor stand kein Name.

Als Gabriel auf den Klingelknopf der Sprechanlage drückte, ertönte Gebell. Wenige Sekunden später kamen zwei belgische Schäferhunde wild kläffend hinter der Villa hervor und fletschten die Zähne. Sie rasten aufs Tor zu und schnappten durch die Gitterstäbe nach Gabriel. Dieser trat rasch einen Schritt zurück und legte eine Hand auf den

Türgriff des Peugeot. Er mochte Hunde nicht besonders und war erst vor kurzem von einem deutschen Schäferhund angefallen worden, was ihm einen gebrochenen Arm und Bißwunden eingebracht hatte, die mehrere Dutzend Stiche erfordert hatten. Langsam schob er sich nach vorn, um die Wachhunde nicht wieder zu reizen, und klingelte nochmals. Diesmal meldete sich eine Frauenstimme, die wegen des wilden Gekläffs jedoch kaum zu hören war.

»Oui?«

»Madame Carcassi?«

»Ich heiße jetzt Huber. Carcassi war mein Mädchenna-me.«

»War Ihre Mutter Regina Carcassi aus Tolmezzo im Fri-aul?«

Kurzes Zögern, dann: »Wer bitte sind Sie?«

Als die Hunde den besorgten Unterton in der Stimme ihrer Herrin hörten, kläfften sie noch wilder. Nachts hatte Gabriel sich nicht entscheiden können, wie er an die Tochter Regina Carcassis herantreten sollte. Jetzt, da Schäferhunde geifernd nach ihm schnappten und ein von den Alpen kommender Sturmwind ihn umzuwerfen versuchte, war er zu ungeduldig für Täuschungsmanöver und erfundene Geschichten. Er streckte die Hand aus und klingelte nochmals.

»Mein Name ist Gabriel«, brüllte er, um das Bellen der Hunde zu übertönen. »Ich arbeite für die israelische Regierung. Ich glaube, ich weiß, wer Ihre Mutter ermordet hat, und ich glaube, den Grund dafür zu kennen.«

Aus der Sprechanlage kam keine Antwort. Die einzigen Geräusche waren die Knurrlaute der Hunde. Gabriel fürchtete, überstürzt gehandelt zu haben. Er wollte nochmals klingeln, ließ dann aber die Hand sinken, als er sah, daß die Haustür aufging und eine Frau ins Freie trat. Sie blieb kurz mit verschränkten Armen stehen, während ihr langes schwarzes Haar im Wind wehte, dann trat sie langsam ans

Tor, um Gabriel und Chiara durch die Gitterstäbe zu mustern. Sie schien mit dem Ergebnis zufrieden zu sein, denn sie sah auf die Hunde herab und wies sie mit einigen knappen Worten zurecht. Die Schäferhunde hörten gehorsam auf zu bellen, trollten sich und verschwanden hinter der Villa. Frau Huber griff in die Tasche, holte eine Fernbedienung heraus und drückte darauf. Das Tor öffnete sich langsam, und die Hausherrin winkte die beiden herein.

Sie saßen in einem rechteckigen Wohnzimmer mit Terrakottaboden und damastbezogenen Sitzmöbeln bei Kaffee mit aufgeschäumter Milch. Der Mistral ließ die Terrassentüren leise klappern. Gabriel bückte unwillkürlich mehrmals zu ihnen hinüber, weil er glaubte, jemand versuche einzubrechen, aber jedesmal sah er nur den gepflegten Garten, dessen Bäume sich im Sturm bogen.

Sie hieß Antonella Huber: eine gebürtige Italienerin, die einen deutschen Geschäftsmann geheiratet hatte und mit ihm in Südfrankreich lebte – eine typische Angehörige jenes reichen europäischen Mittelstands, der sich in vielen Ländern und vielen Kulturen wohlfühlt. Sie war eine attraktive Mittvierzigerin mit schulterlangem schwarzem Haar und sonnengebräuntem Teint. Aus den dunklen, fast schwarzen Augen sprach wache Intelligenz. Ihr Blick war offen und unerschrocken. Gabriel fielen die Tonränder an ihren Fingernägeln auf. Er sah sich im Raum um und stellte fest, daß überall Keramiken standen. Antonella Huber war eine erfahrene Töpferin.

»Tut mir leid, daß die Hunde Sie erschreckt haben«, sagte sie. »Mein Mann ist oft geschäftlich unterwegs, und dann bin ich hier ganz allein. Und entlang der gesamten Côte d'Azur sind Einbrüche an der Tagesordnung. Auch uns hat's mehrmals erwischt, bevor wir uns die Wachhunde zugelegt haben. Seither ist nichts mehr passiert.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Sie rang sich ein kurzes Lächeln ab. Gabriel nutzte diese Pause in ihrem belanglosen Gespräch, um zur Sache zu kommen. Er beugte sich im Sessel nach vorn, stützte seine Ellbogen auf die Knie und berichtete Antonella Huber mit Auslassungen, was ihn hergeführt hatte. Er erzählte ihr, sein Freund, der Historiker Benjamin Stern, habe entdeckt, daß sich im Herz-Jesu-Kloster in Brenzone – dem ehemaligen Kloster ihrer Mutter – während des Krieges etwas Außergewöhnliches ereignet habe. Er berichtete weiterhin, sein Freund sei von jemandem ermordet worden, der sicherstellen wollte, daß dieses außergewöhnliche Ereignis weiter geheimblieb. Er fügte hinzu, das spurlose Verschwinden ihrer Mutter sei in Italien kein Einzelfall gewesen. Zwei Geistliche, die Monsignori Felici und Manzini, seien etwa zur selben Zeit verschwunden. Der römische Kriminalbeamte Alessio Rossi habe einen Zusammenhang zwischen den Vermißtenfällen gesehen, sei aber zurückgepiffen worden, nachdem ein Mann namens Carlo Casagrande vom Sicherheitsdienst des Vatikans die italienische Polizei unter Druck gesetzt hatte. Antonella Huber hörte sich Gabriels Ausführungen wortlos an, beobachtete ihn unverwandt und hatte dabei ihre Hände über einem Knie gefaltet. Er hatte den deutlichen Eindruck, ihr nichts zu erzählen, was sie nicht schon wußte oder vermutete.

»Ihre Mutter ist damals nicht nur aus dem Orden ausgetreten, weil sie heiraten wollte, oder?«

Eine längere Pause, dann: »Ja, das stimmt.«

»Im Kloster ist etwas passiert, das sie in solche Zweifel gestürzt hat, daß sie dem Orden nicht länger angehören wollte.«

»Ganz recht.«

»Hat sie darüber mit Benjamin Stern gesprochen?«

»Ich habe sie gebeten, es nicht zu tun, aber sie hat meine Warnung in den Wind geschlagen.«

»Wovor hatten Sie Angst?«

»Natürlich davor, daß ihr etwas zustoßen würde. Und ich hatte recht, nicht wahr?«

»Haben Sie mit der italienischen Polizei gesprochen?«

»Verstünden Sie etwas von italienischer Politik, wüßten Sie, daß man der italienischen Polizei in solchen Dingen nicht trauen darf. War Alessio Rossi nicht einer der Männer, die vorletzte Nacht in Rom erschossen wurden? Von einem mutmaßlichen Papstattentäter?« Sie schüttelte langsam den Kopf. »Mein Gott, diese Leute schrecken vor nichts zurück, um ihre schmutzigen kleinen Geheimnisse zu bewahren.«

»Wissen Sie, weshalb Ihre Mutter beseitigt wurde?«

Sie nickte erneut. »Ja, das weiß ich. Ich weiß, was sich dort im Kloster ereignet hat. Ich weiß, warum meine Mutter aus dem Orden – und aus der Kirche – ausgetreten ist und weshalb sie dafür ermordet wurde.«

»Erzählen Sie es mir?«

»Wahrscheinlich ist es besser, wenn ich es Ihnen zeige.« Sie stand auf. »Bitte warten Sie einen Augenblick. Ich bin gleich wieder da.«

Sie verließ den Raum und ging nach oben. Gabriel lehnte sich zurück und schloß die Augen. Chiara, die neben ihm in der Sofaecke saß, legte ihm eine Hand auf den Arm.

Als Antonella Huber zurückkam, hielt sie einen Stapel leicht vergilbter Blätter Schreibpapier in der Hand. »Dies hier hat meine Mutter am Vorabend ihrer Hochzeit mit meinem Vater geschrieben«, sagte sie und hielt die Blätter hoch, damit Gabriel und Chiara sie sehen konnten. »Benjamin Stern hat sie eine Fotokopie davon gegeben. Deshalb ist Ihr Freund ermordet worden.«

Sie setzte sich wieder, ordnete die Blätter und begann laut vorzulesen.

Mein Name ist Regina Carcassi, und ich stamme aus Bruneck in der Südtiroler Provinz Bozen. Ich war das jüngste von sieben Kindern und das einzige Mädchen, daher verstand es sich fast von selbst, daß ich ins Kloster gehen würde. Im Jahr 1937 nahm ich den Schleier und trat als Novizin in den Orden der heiligen Ursula ein. Ich wurde ins Herz-Jesu-Kloster – ein Kloster der Ursulinerinnen in Brenzone am Gardasee – geschickt, um an einer katholischen Mädchenschule zu unterrichten. Damals war ich achtzehn Jahre alt.

Mit meiner dortigen Aufgabe war ich sehr zufrieden. Das Kloster lag wundervoll in einem ehemaligen Schloß am Seeufer. Als der Krieg ausbrach, veränderte er unser Leben nur wenig. Trotz der allgemeinen Lebensmittelknappheit erhielten wir jeden Monat eine neue Vorratslieferung, so daß wir immer genug zu essen hatten. Wir hatten meistens sogar etwas übrig, um es an die Armen von Brenzone zu verteilen. Ich unterrichtete weiter und übernahm in dem bei uns eingerichteten Hilfslazarett auch die Pflege verwundeter Soldaten.

Eines Abends im März 1942 hielt die Äbtissin nach dem Essen eine kleine Ansprache, in der sie uns mitteilte, in drei Tagen werde bei uns eine wichtige Konferenz zwischen Bevollmächtigten des Vatikans und einer hochrangigen Delegation aus Deutschland stattfinden. Das Herz-Jesu-Kloster sei wegen seiner isolierten Lage und seiner prachtvollen Räumlichkeiten zum Konferenzort bestimmt worden. Sie erklärte uns, wir könnten alle stolz darauf sein, daß unser Haus für ein so wichtiges Treffen ausgewählt worden sei, und wir fühlten uns tatsächlich sehr geehrt. Die Äbtissin teilte uns weiterhin mit, Thema der Konferenz sei eine Initiative des Heiligen Vaters mit dem Ziel einer raschen Beendigung des Krieges. Uns wurde jedoch streng verboten, auch nur ein Wort von diesem Geheimtreffen an Außenstehende weiterzugeben. Nicht einmal untereinander durften wir darüber reden. Verständlicherweise fand in dieser Nacht keine von uns allzuviel Schlaf. Wir waren alle schrecklich aufgeregt, wenn wir daran dachten, was die kommenden Tage bringen würden.

Als Südtirolerin sprach ich natürlich Deutsch und kannte mich mit deutscher Küche und deutschen Sitten aus. Die Äbtissin bat mich, die Vorbereitungen für die Konferenz zu beaufsichtigen, und ich übernahm diese Aufgabe bereitwillig. Mir wurde mitgeteilt, die Teilnehmer würden sich nach einem gemeinsamen Abendessen zu vertraulichen Beratungen zurückziehen. Meiner Überzeugung nach war unser Speisesaal für einen Anlaß dieser Art viel zu schlicht, deshalb beschloß ich, Essen und Konferenz in unserem Gemeinschaftsraum stattfinden zu lassen. Ein wundervoller Raum mit einem großen offenen Kamin und herrlicher Aussicht auf den See und die Berge – eine wahrhaft inspirierende Umgebung. Die Äbtissin war damit einverstanden und ließ mich auch die Möbel umstellen, wie ich es für richtig hielt. Das Abendessen sollte an einem großen runden Tisch an einem der Fenster serviert werden. Für die anschließende Besprechung stand ein langer Refektoriumstisch vor dem Kamin bereit. Ich wollte, daß alles perfekt aussah, und als ich fertig war, war der Raum wirklich ein Schmuckstück. Ich genoß das Gefühl, durch meine Arbeit vielleicht ein wenig dazu beizutragen, den Tod und die Vernichtung, die der Krieg über Europa gebracht hatte, rasch zu beenden.

Am Vortag der Konferenz traf eine große Lieferung Lebensmittel ein: nicht nur Brot, Wurst, Käse und Schinken, sondern auch Kaviardosen, erlesene Weine und Champagner – alle möglichen Delikatessen, die viele von uns noch nie gekostet hatten, erst recht nicht mehr seit Kriegsausbruch. Am nächsten Tag bereitete ich mit Hilfe zweier Schwestern ein köstliches Mahl zu, das den hohen Herren aus Rom und ihren Besuchern aus Berlin bestimmt munden würde.

Die Delegationen sollten bis achtzehn Uhr eintreffen, aber an diesem Tag schneite es so stark, daß alle Verspätung hatten. Die Abgesandten des Vatikans trafen als erste ein – gegen zwanzig Uhr dreißig. Sie waren zu dritt: Bischof Sebastiano Lorenzi vom Staatssekretariat und die Patres Felici und Manzini, seine beiden jungen Assistenten. Bischof Lorenzi besichtigte den vorbereiteten Konferenzraum und führte uns dann in die Kapelle, um die Messe zu

lesen. Anschließend wiederholte er die Ermahnung der Äbtissin, niemals über das Treffen dieses Abends zu sprechen, und fügte hinzu, wer gegen diesen Befehl verstoße, müsse damit rechnen, exkommuniziert zu werden. Diese Warnung erschien mir ziemlich überflüssig, weil doch keine von uns gegen die Anweisungen eines Bischofs verstoßen hätte, aber ich wußte, daß Männer der römischen Kurie sehr großen Wert darauf legten, daß befohlene Geheimhaltung strikt befolgt wurde.

Die Delegation aus Deutschland traf erst kurz vor zweiundzwanzig Uhr ein. Auch sie bestand aus drei Männern: dem Chauffeur, der nicht an der Besprechung teilnahm, einem Assistenten, der Herr Beckmann hieß, und dem Delegationsleiter: einem Beamten aus dem deutschen Außenministerium namens Staatssekretär Martin Luther. Diesen Namen werde ich nie vergessen. Man stelle sich das vor – ein Martin Luther im römisch-katholischen Herz-Jesu-Kloster in Brenzone! Damals war das ein ziemlicher Schock für mich. Die Erscheinung des Staatssekretärs nicht minder. Er war ein kleiner, kränklich aussehender Mann mit dicken Brillengläsern, die seine Augen unnatürlich vergrößerten. Er schien eine schreckliche Erkältung zu haben, denn er rieb sich ständig mit einem weißen Taschentuch die Nase.

Die Delegationen setzten sich sofort zum Abendessen. Herr Luther und Herr Beckmann lobten den schönen Raum, und ich war sehr stolz auf meinen Erfolg. Ich trug das Essen auf und entkorkte die ersten Weinflaschen. Die Mahlzeit wurde in animierter Stimmung eingenommen, und die am Tisch sitzenden fünf Männer scherzten gutgelaunt miteinander. Ich hatte den Eindruck, Herr Luther und Bischof Lorenzi seien alte Bekannte. Die Äbtissin hatte anscheinend vergessen, ihnen zu sagen, daß ich aus Bruneck in Südtirol stammte, denn sie sprachen in meiner Gegenwart ungeniert deutsch, weil sie offenbar glaubten, ich verstünde diese Sprache nicht. Ich hörte viel interessanten Klatsch über alle möglichen Ereignisse in Berlin.

Die eigentliche Konferenz begann um Mitternacht. Bischof Lo-

renzi sagte auf italienisch zu mir: »Vor uns liegt viel Arbeit, Schwester. Sorgen Sie bitte dafür, daß genügend Kaffee da ist. Sehen Sie eine leere Tasse, gießen Sie einfach nach.« Die übrigen Schwestern waren um diese Zeit schon zu Bett gegangen. Mein Platz war draußen im Vorzimmer des Gemeinschaftsraums. Nach kurzer Zeit erschien unser kleiner Küchenjunge in seinem Schlafanzug. Er war ein Waisenkind, das im Kloster Aufnahme gefunden hatte. Wir Schwestern hatten ihm den Kosenamen Ciciotto, Dickerchen, gegeben. Er war von einem schlimmen Traum aufgewacht. Ich lud ihn ein, mir ein wenig Gesellschaft zu leisten. Um ihn zu beruhigen, beteten wir den Rosenkranz.

Als ich später wieder den Konferenzraum betrat, wurde mir klar, daß die Männer keineswegs über einen Verhandlungsfrieden zur raschen Beendigung des Krieges sprachen. Staatssekretär Luther war gerade dabei, den vier anderen je ein Memorandum zu übergeben. Während ich Kaffee nachgoß, konnte ich es recht gut erkennen. Es hatte zwei Spalten, zwischen denen ein senkrechter Strich verlief. Links standen die Namen von Ländern und Gebieten, rechts waren Zahlen eingesetzt, die unten eine Gesamtsumme bildeten.

Herr Luther sagte soeben: »Das Programm mit dem Ziel einer Endlösung der Judenfrage in Europa ist gut angelaufen. Die Ihnen vorliegende Aufstellung habe ich im Januar bei einer Konferenz in Berlin erhalten. Wie Sie sehen, gibt es nach sorgfältigen Schätzungen gegenwärtig elf Millionen Juden in Europa. Diese Schätzungen betreffen Gebiete, die das Reich oder seine Verbündeten kontrollieren, wie auch Staaten, die neutral sind oder auf Seiten des Feindes stehen.«

Er machte eine Pause und sah zu Bischof Lorenzi hinüber. »Kann das Mädchen Deutsch?«

»Nein, nein, Herr Luther. Sie ist ein armes Mädchen vom Gardasee. Sie spricht ausschließlich Italienisch – und selbst das nur wie eine Bäuerin. Sie können in ihrer Gegenwart ungeniert reden.«

Ich wandte mich ab, verließ den Raum und tat so, als hätte ich die schrecklich beleidigenden Dinge, die der Bischof über mich gesagt

hatte, nicht verstanden. Anscheinend sah man mir meine Verlegenheit jedoch an, denn als ich ins Vorzimmer kam, fragte Ciciotto: »Ist irgendwas nicht in Ordnung, Schwester Regina?«

»Nein, nein, mir fehlt nichts. Ich bin nur ein bißchen müde.«

»Beten wir den Rosenkranz weiter, Schwester?«

»Bete du ihn, Kind. Aber bitte ganz leise.«

Der Kleine betete weiter, aber schon kurze Zeit später schließ er mit dem Kopf auf meinem Schoß ein. Ich öffnete die Tür einen Spaltbreit, damit ich hören konnte, was im Konferenzraum gesprochen wurde. Das Wort hatte weiterhin Herr Luther. Ich gebe hier nach bestem Wissen und Gewissen wieder, was ich in jener Nacht hörte.

Staatssekretär Luther sagte: »Trotz aller unserer Bemühungen, die Abtransporte geheimzuhalten, werden leider immer mehr Einzelheiten darüber bekannt. Nach Mitteilung unseres Botschafters beim Heiligen Stuhl kommen solche Berichte Seiner Heiligkeit allmählich zu Ohren.«

Bischof Lorenzi erwiderte: »Das ist tatsächlich der Fall, Herr Staatssekretär. Berichte über Abtransporte haben auch den Vatikan erreicht, fürchte ich. Die Engländer und Amerikaner setzen den Heiligen Vater gewaltig unter Druck, dagegen zu protestieren.«

»Darf ich ganz offen sprechen, Euer Exzellenz?«

»Das ist der Zweck dieser Zusammenkunft.«

»Das Programm zur Endlösung der Judenfrage ist längst angelaufen. Die Maschinerie ist in Gang gesetzt, und der Heilige Vater kann nichts tun, um sie zu stoppen. Er könnte die Lage der Juden nur verschlimmern, und ich weiß, daß der Heilige Vater das niemals wollen würde.«

»Das stimmt natürlich, Herr Luther. Aber wie könnte ein Protest die Lage der Juden verschlimmern?«

»Das Zusammentreiben und die Abtransporte müssen unbedingt reibungslos und mit möglichst wenig Hysterie oder Gegenwehr vor sich gehen. Das Überraschungsmoment ist ein kritischer Faktor. Protestiert der Heilige Vater offiziell und spricht womöglich aus,

was der Abtransport nach Osten für die Juden wirklich bedeutet, wird das Zusammentreiben gefährlicher und schwieriger. Gleichzeitig würden viele Juden versuchen, in den Untergrund abzutauchen und sich so dem Abtransport zu entziehen.«

»Das ist eine unbestreitbar logische Schlußfolgerung, Herr Luther.«

Ich glaubte, es sei wieder an der Zeit, den Delegierten Kaffee anzubieten. Behutsam schob ich den Kopf des Jungen von meinem Schoß, klopfte an die Tür und wartete, bis Bischof Lorenzi »Her-ein!« rief.

»Noch etwas Kaffee, Euer Exzellenz?«

»Bitte, Schwester Regina.«

Nun trat eine Gesprächspause ein, bis ich Kaffee nachgegossen und den Raum wieder verlassen hatte. Dann fuhr Herr Luther in seinen Ausführungen fort. Wieder ließ ich die Tür einen Spalt breit offen, damit ich hören konnte, was gesagt wurde.

»Es gibt noch einen weiteren Grund, weshalb es entscheidend ist, daß der Heilige Vater nicht öffentlich protestiert. Viele der Männer, die uns bei dieser notwendigen Arbeit unterstützen, sind gute Katholiken. Würde der Papst ihr Verhalten verurteilen oder ihnen gar die Exkommunizierung androhen, würden sie vielleicht anfangen, ihre Arbeit zu überdenken oder sie mit anderen Augen zu sehen.«

»Ich darf Ihnen versichern, Herr Luther, daß der Heilige Vater nicht im Traum daran denken würde, in Zeiten wie diesen Katholiken zu exkommunizieren.«

»Ich will mir keineswegs anmaßen, der Kirche Ratschläge darüber zu erteilen, wie sie ihre Angelegenheiten regeln soll, aber es gibt bestimmte Gründe, weshalb päpstliches Schweigen die beste Lösung für alle Beteiligten wäre – auch für den Heiligen Stuhl.«

»Ihre geschätzte Meinung würde mich sehr interessieren, Herr Luther.«

»Sehen Sie sich die Zahl an, die ich Ihnen vorgelegt habe. Stellen Sie sich das vor: elf Millionen Juden! Eine fast unvorstellbare Zahl! Wir rotten sie so schnell und effizient wie möglich aus, aber das ist eine gewaltige Aufgabe, mit der wir das Reich betraut haben.

Was würde passieren, wenn Deutschland, Gott behüte, diesen Krieg gegen Stalin und seine Bande von jüdischen Bolschewisten verlöre? Versuchen Sie sich vorzustellen, was passieren würde, wenn es bei Kriegsende in Europa Millionen von verschleppten Juden gäbe – lebend und enteignet, lärmend auf ihrem Recht bestehend, nach Palästina auszuwandern. Die Zionisten und ihre Freunde in Washington und London hätten ihren großen Tag. Die Errichtung eines jüdischen Staats in Palästina ließe sich unmöglich verhindern. Juden würden Nazareth kontrollieren. Juden würden Bethlehem kontrollieren. Juden würden Jerusalem kontrollieren. Juden würden alle heiligen Stätten kontrollieren. Hätten sie einen eigenen Staat, hätten sie wie heute der Vatikan das Recht, ihre Diplomaten in alle Welt zu entsenden. Das Judentum, dieser uralte Feind der Kirche, wäre gleichberechtigt mit dem Heiligen Stuhl. Der jüdische Staat würde zur Basis für die Weltherrschaft der Juden. Für die römisch-katholische Kirche wäre das eine wahrhafte Katastrophe, ein Rückschlag unvorstellbaren Ausmaßes, der gleich hinter dem Horizont lauert, wenn wir die Ausrottung der jüdischen Rasse in Europa nicht zum Abschluß bringen.»

Hiernach herrschte langes Schweigen. Ich konnte nicht in den Konferenzraum sehen, aber ich versuchte, mir die Szene vorzustellen. Bischof Lorenzi, stellte ich mir vor, kochte vor Zorn über derart groteske und monströse Ausführungen. In meiner Phantasie machte er sich bereit, den Mann aus Berlin durch eine nachdrückliche Verurteilung der Nazis und ihres Vernichtungsfeldzugs gegen die Juden zu zerschmettern. Statt dessen hörte ich in jener Nacht durch den Türspalt:

»Wie Sie wissen, Herr Luther, haben wir Mitglieder der Crux Vera den Nationalsozialismus und seinen Kreuzzug gegen den Bolschewismus immer nachdrücklich unterstützt. Wir haben in aller Stille, aber trotzdem eifrig daran gearbeitet, die Politik des Vatikans im Sinne unseres gemeinsamen Ziels einer von der bolschewistischen Gefahr befreiten Welt auszurichten. Ich kann dem Papst nicht vorschreiben, wie er sich zu dieser Situation zu äußern hat.

Ich kann ihm nur meinen von Herzen kommenden Rat anbieten, ihn so nachdrücklich wie möglich formulieren und dann hoffen, daß er ihn annimmt. Eines kann ich Ihnen jedoch versichern: Im Augenblick neigt er nicht dazu, sich zu diesem Thema zu äußern. Seiner Ansicht nach würde ein Protest nur die Situation der deutschen Katholiken erschweren. Außerdem liebt er die Juden nicht und glaubt, daß sie ihre gegenwärtige Misere in vieler Beziehung selbst verschuldet haben. Ihre Überlegungen zur zukünftigen Situation in Palästina vermehren mein Arsenal um eine wirksame neue Waffe. Ich bin sicher, daß Seine Heiligkeit sie mit großem Interesse zur Kenntnis nehmen wird. Gleichzeitig bitte ich Sie, alles zu vermeiden, was den Heiligen Vater zum Handeln drängen könnte. Der Heilige Stuhl möchte sich nicht gezwungen sehen, sein Mißfallen ausdrücken zu müssen.»

»Wie Sie sich denken können, freue ich mich sehr, dies von Ihnen zu hören, Euer Exzellenz. Sie haben wieder einmal bewiesen, daß Sie ein wahrer Freund des deutschen Volkes und ein zuverlässiger Verbündeter in unserem Kampf gegen Bolschewismus und Weltjudentum sind.»

»Und Sie können von Glück sagen, Herr Luther, daß es im Vatikan einen weiteren wahren Freund des deutschen Volkes gibt – einen Mann, der hoch über mir steht. Er wird auf mich hören. Was mich persönlich betrifft, bin ich froh, wenn wir diese Leute los sind.»

»Ich finde, darauf sollten wir einen Toast ausbringen.»

»Das finde ich auch. Schwester Regina?»

Ich betrat den Raum. Meine Knie zitterten.

»Bringen Sie uns eine Flasche Champagner«, wies der Bischof mich auf italienisch an, dann fügte er hinzu: »Nein, Schwester, bringen Sie gleich zwei. Heute nacht haben wir etwas zu feiern.»

Wenig später kam ich mit zwei Flaschen zurück. Eine davon explodierte, als ich sie entkorkte, so daß Champagner mein Ordensgewand bespritzte und über den Tisch lief. »Ich habe Ihnen ja gesagt, daß sie ein Bauernmädchen ist«, sagte der Bischof. »Sie muß die Flasche unterwegs geschüttelt haben.»

Die anderen lachten ausgelassen auf meine Kosten, und ich mußte wieder lächeln und so tun, als hätte ich nichts verstanden. Ich goß den Champagner ein und wollte wieder gehen, aber Bischof Lorenzi hielt mich am Ärmel fest. »Wollen Sie nicht ein Glas mit uns trinken, Schwester Regina?«

»Nein, das kann ich nicht, Euer Exzellenz. Das schickt sich nicht.«

»Unsinn!« Er wandte sich an Herrn Luther und fragte ihn auf deutsch, ob es ihm recht sei, wenn ich nach all der Arbeit bei der Zubereitung des Abendessens ein Glas Champagner mittränke.

»Ja, natürlich!« rief Herr Luther aus. »Ich bestehe sogar darauf!«

Und so stand ich in meinem befleckten Ordenskleid da und trank ihren Champagner. Und ich gab vor, nichts zu verstehen, als sie sich gegenseitig zu einer äußerst erfolgreichen Nachtsitzung gratulierten. Als sie schließlich gingen, schüttelte ich dem Massenmörder Luther die Hand und küßte den mir dargebotenen Ring seines Komplizen Bischof Lorenzi.

Sobald ich wieder in meiner Zelle war, schrieb ich gewissenhaft das Gespräch nieder, dessen Zeugin ich zuvor geworden war. Danach lag ich bis Tagesanbruch wach. Ich durchlitt eine Nacht vollkommener Agonie.

Dies schreibe ich an einem Septemberabend des Jahres 1947 nieder, am Vorabend einer Hochzeit, die ich mir nie gewünscht habe. Ich stehe davor, einen Mann zu heiraten, den ich gern habe, aber nicht wirklich liebe. Ich tue das, weil es der einfachere Weg ist. Wie könnte ich erklären, aus welchem Grund ich tatsächlich den Orden verlasse? Wer würde mir eine solche Geschichte glauben?

Ich habe nicht die Absicht, jemandem von jener Nacht zu erzählen, nicht die Absicht, jemandem dieses Schriftstück zu zeigen. Es ist ein Dokument der Schande. Der Tod von sechs Millionen lastet schwer auf meinem Gewissen. Ich wußte etwas, und ich habe geschwiegen. In manchen Nächten erscheinen sie mir, mit ihren ausgemergelten Körpern und in ihrer zerschlissenen Häftlingskleidung, und fragen mich, weshalb ich mich nicht zu ihrer Verteidigung zu

Wort gemeldet habe. Darauf weiß ich keine überzeugende Antwort. Ich war nur eine einfache Klosterschwester aus Oberitalien. Sie waren die mächtigsten Männer Europas. Was hätte ich tun können? Was hätte irgend jemand von uns ausrichten können?

Chiara stolperte auf die Toilette hinaus. Im nächsten Augenblick hörte Gabriel, wie sie sich heftig würgend erbrach. Antonella Huber saß schweigend da, hatte feuchte Augen und blickte mit ausdrucksloser Miene durch eine Terrassentür in den windgepeitschten Garten hinaus. Gabriel starrte die Blätter auf ihrem Schoß an, betrachtete die saubere, präzise Schrift von Schwester Regina Carcassi. Es war entsetzlich gewesen, diese Geschichte hören zu müssen, aber zugleich empfand er ein Gefühl überwältigenden Stolzes. Ein erstaunliches Dokument, diese wenigen vergilbten Seiten. Es fügte sich nahtlos in das Netz der Erkenntnisse ein, die er anderswo bereits selbst gewonnen hatte. Hatte ihm nicht Licio, der Alte aus dem Kloster, von Schwester Regina und Luther erzählt? Hatte ihm nicht Alessio Rossi von dem geheimnisvollen Verschwinden zweier Geistlicher aus der Deutschland-Abteilung des Staatssekretariats – der Monsignori Felici und Manzini – berichtet? Hatte Schwester Regina nicht bestätigt, daß sie die Assistenten von Bischof Sebastiano Lorenzi, Bevollmächtigtem des Staatssekretariats, Mitglied der Crux Vera und Freund Deutschlands, gewesen waren?

»Und Sie können von Glück sagen, Herr Luther, daß es im Vatikan einen weiteren wahren Freund des deutschen Volkes gibt – einen Mann, der hoch über mir steht.«

Dies war eine Erklärung für das Unerklärliche. Warum hatte Papst Pius XII. zum größten Massenmord der Weltgeschichte geschwiegen? Vielleicht weil Martin Luther einen wichtigen Mann aus dem Staatssekretariat, zugleich Mitglied des als Crux Vera bekannten Geheimordens, davon überzeugt hatte, daß eine päpstliche Verurteilung des Holocausts

letztlich zur Entstehung eines jüdischen Staats in Palästina und zu jüdischer Kontrolle über die heiligen Stätten der Christenheit führen würde? Das konnte erklären, weshalb die Crux Vera so verzweifelt bemüht war, das Treffen in Brenzone geheimzuhalten – weil es den Orden und damit auch die Kirche mit der Ermordung von sechs Millionen europäischer Juden in Verbindung brachte.

Chiara kam mit rotgeweinten Augen von der Toilette zurück und setzte sich wieder neben Gabriel. Antonella Huber wandte den Blick vom Garten ab. Ihre dunklen Augen musterten Chiaras Gesicht.

»Sie sind Jüdin, nicht wahr?«

Chiara nickte, dann reckte sie trotzig das Kinn. »Ich bin Venezianerin.«

»Auch aus Venedig sind Transporte in die Vernichtungslager erfolgt, nicht wahr? Während meine Mutter hinter den Mauern des Herz-Jesu-Klosters in Sicherheit war, haben die Nazis und ihre Komplizen die venezianischen Juden zusammengesamletrieben.« Sie sah von Chiara zu Gabriel hinüber. »Und was ist mit Ihnen?«

»Meine Familie stammt aus Deutschland.« Mehr sagte er nicht. Mehr brauchte nicht gesagt zu werden.

»Hätte meine Mutter etwas tun können, um ihnen zu helfen?« Wieder starrte sie durch die Terrassentür ins Freie. »Bin auch ich schuldig? Lastet auf mir die Erbsünde meiner Mutter?«

»Ich halte nichts von Kollektivschuld«, sagte Gabriel. »Und was hätte Ihre Mutter damals schon ausrichten können? Selbst wenn sie entgegen dem bischöflichen Befehl ihr Wissen über das Treffen in Brenzone verbreitet hätte, hätte das nichts geändert. Herr Luther hatte recht. Die Maschine war in Gang, das Morden hatte begonnen, und nur ein militärischer Sieg über Hitlerdeutschland konnte es beenden. Außerdem hätte ihr niemand geglaubt.«

»Vielleicht wird ihr auch jetzt niemand glauben.«

»Das hier ist ein vernichtendes Dokument.«

»Es ist ein Todesurteil«, sagte sie. »Die Betroffenen werden es einfach als Fälschung abtun. Sie werden behaupten, Sie seien darauf aus, die Kirche zu vernichten. Das ist ihre bewährte Methode. Mit der arbeiten sie schon *immer*.«

»Ich habe genügend zusätzliche Beweise, die es ihnen unmöglich machen, von einer Fälschung zu sprechen. Ihre Mutter mag im Jahr 1942 machtlos gewesen sein, aber jetzt ist sie es nicht mehr. Überlassen Sie diesen Bericht mir – das eigenhändig geschriebene Exemplar. Es ist wichtig, daß ich im Besitz des Originals bin.«

»Sie können es unter einer Bedingung haben.«

»Und die wäre?«

»Daß Sie die Leute vernichten, die meine Mutter ermordet haben.«

Gabriel streckte die Hand aus.

LE ROURET, PROVENCE

Bei herabsinkender Abenddämmerung ließ Gabriel, vom wilden Gekläff der belgischen Schäferhunde begleitet, langsam Antonella Hubers Villa hinter sich. Chiara, die neben ihm saß, hielt den Umschlag mit Schwester Reginas Bericht umklammert. Am Fuß des Hügels bog er auf eine zweispurige Fernstraße ab und fuhr in Richtung Grasse nach Westen weiter. Das letzte Licht des schwindenden Tages brannte wie eine scharlachrote Wunde über den Hügeln.

Einige Minuten später fiel ihm ein dunkelgrauer Fiat auf. Der Mann am Steuer war auffällig vorsichtig. Er setzte nie zum Überholen an, und selbst als Gabriel sein Tempo auf weniger als sechzig Stundenkilometer verringerte, blieb der Fiat mehrere Wagenlängen hinter ihm. Gabriel sagte sich, daß dort kein gewöhnlicher französischer Raser am Steuer sitze.

Er folgte der Straße nach Grasse hinein und bog bergab in die Altstadt ab. Sie befand sich seit langem fest in der Hand nordafrikanischer Einwanderer, so daß sich Gabriel für einen Augenblick fast nach Algier oder Marrakesch versetzt fühlte.

»Legen Sie den Umschlag weg«, sagte er knapp.

»Was ist los?«

»Wir werden verfolgt.«

Gabriel fuhr schneller, bog mehrmals plötzlich ab und beschleunigte wieder.

»Ist er noch hinter uns?« fragte Chiara.

»Unverändert.«

»Was machen wir jetzt?«

»Wir machen eine kleine Rundfahrt mit ihm.«

Er verließ die Altstadt und fuhr bergauf zur Fernstraße zurück. Der Fiat folgte ihnen mit geringem Abstand. Gabriel durchquerte die Stadt in flottem Tempo und bog dann auf die N85 ab, die hinter Grasse durch die Ausläufer der Seealpen führte. Zehn Sekunden später kam der Fiat im Rückspiegel wieder in Sicht. Gabriel trat das Gaspedal durch und ließ den Peugeot die Steilstrecke hinaufrasen.

Grasse blieb immer weiter hinter ihnen zurück. Die Straße war kurvenreich, voller Serpentin und Kehren. Rechts von ihnen stiegen mit Unterholz bewachsene Berghänge an; links lag eine tiefe Schlucht, die steil zum Mittelmeer abfiel. Der Peugeot war nicht so stark motorisiert, wie Gabriel es sich gewünscht hätte, und obwohl er fast permanent Vollgas gab, blieb der Fiat mühelos hinter ihnen. Riskierte er auf geraden Straßenstücken einen raschen Blick in den Rückspiegel, sah er die graue Limousine stets einige Wagenlängen hinter ihnen. Einmal glaubte er, den Fahrer mit einem Handy telefonieren zu sehen. *Für wen arbeitest du? Wen rufst du an? Und wie zum Teufel hast du uns gefunden?* Antonella Huber ... Diese Leute hatten ihre Mutter ermordet. Wahrscheinlich ließen sie die Villa von einem Mann überwachen.

Zehn Minuten später tauchte die Kleinstadt St.-Vallier-de-Thiery vor ihnen auf: still und mit fest geschlossenen Fensterläden. Gabriel hielt am Rand des kleinen Platzes in der Ortsmitte und tauschte mit Chiara die Plätze. Der Fiatfahrer parkte auf der anderen Seite des Platzes und wartete. Gabriel ließ Chiara die D5 in Richtung St.-Cézaire-sur-Siagne nehmen, dann zog er die 9-mm-Beretta, die Schimon Pazner ihm in Rom gegeben hatte. Der Fiat blieb weiter hinter ihnen.

Vor ihnen lag eine lange Gefällestrecke, die in einigen Abschnitten kurvenreich und schwierig, in anderen gerade

und schnell war. Chiara fuhr genauso, wie sie die Jacht gesteuert hatte: geschickt und mit der lässigen Selbstsicherheit, die Gabriel so attraktiv an ihr fand.

»Haben Sie an der Akademie die Kurse für defensives Fahren belegt?«

»Natürlich.«

»Haben Sie auch etwas dabei gelernt?«

»Ich war die beste meiner Gruppe.«

»Das will ich sehen.«

Chiara schaltete herunter und trat das Gaspedal durch. Der Peugeot schoß mit aufheulendem Motor vorwärts. Sie blieb in diesem Gang, bis die Nadel des Drehzahlmessers im roten Bereich stand, und schaltete dann blitzschnell. Gabriel sah zum Tachometer hinüber und stellte fest, daß dieser knapp hundertsechzig anzeigte. Die plötzliche Beschleunigung schien den Fiatfahrer überrascht zu haben, aber er holte rasch auf und war bald wieder am gewohnten Platz – zwanzig Meter hinter ihrer Stoßstange.

»Unser Freund ist wieder da«, sagte Gabriel.

»Was soll ich tun?«

»Lassen Sie ihn richtig arbeiten. Er soll nervös werden.«

Auf einer langen, sanft abfallenden Geraden brachte Chiara den Peugeot auf über hundertachtzig. Dann folgte ein kurvenreicher Abschnitt, in dem sie blitzschnell herunterschaltete, vor jeder Kurve bremste und am Kurvenausgang wieder beschleunigte. Beim Fahrertraining an der Akademie hatte sie nachweislich viel gelernt. Der Mann im Fiat hatte Mühe, ihnen zu folgen. In zwei Kurven wäre er beinahe von der Straße abgekommen.

Bei diesem Tempo dauerte es nicht lange, bis sie die mittelalterliche Kleinstadt St.-Cézaire erreichten, die noch Reste ihrer alten Stadtmauer zur Schau trug und von der D5 durchschnitten wurde. Chiara wurde langsamer. Gabriel fuhr sie an, schneller zu fahren.

»Und was ist, wenn jemand über die verdammte Straße läuft?«

»Das ist mir egal! Schneller, verdammt noch mal!«

»*Gabriel!*«

Sie rasten durch die dunkle Kleinstadt, die sie nur verschwommen wahrnahmen. Der Fiatfahrer traute sich nicht, bei diesem Tempo mitzuhalten, und wurde in St.-Cézaire langsamer. Ihr Vorsprung beim Verlassen der Stadt betrug rund dreihundert Meter.

»Verdammt, das war verrückt! Wir hätten jemanden überfahren können!«

»Lassen Sie ihn nicht näher rankommen.«

Die Straße war jetzt vierspurig ausgebaut. Links von ihnen lag ein für seine Höhlen und Grotten bekanntes großes Naturschutzgebiet, und in der Ferne ragte – im hellen Vollmondschein deutlich zu sehen – eine kahler Gebirgskamm auf.

»Hier abbiegen!«

Chiara bremste scharf und ließ den Peugeot mit hohem Tempo durch die Kurve schlittern. Dann schaltete sie blitzschnell herunter, gab sofort wieder Gas und raste auf einer unbefestigten Straße weiter. Gabriel drehte sich zu einem weiteren suchenden Blick nach hinten um. Der Fiat war ebenfalls abgebogen und nahm die Verfolgung wieder auf.

»Licht aus!«

»Dann sehe ich nichts mehr!«

»*Licht aus!*«

Sie schaltete die Scheinwerfer aus und wurde instinktiv langsamer, aber Gabriel brüllte sie an, sie solle schneller fahren. Chiara gehorchte, woraufhin sie in halsbrecherischem Tempo durch hellen Mondschein rasten. Dann erreichten sie ein Wäldchen aus Krüppeleichen und Schirmpinien, in dem die Straße scharf nach rechts abbog. Die Scheinwerfer des Fiats waren nirgends zu sehen.

»Stopp!«

»Hier?«

»Stopp!«

Chiara machte eine Vollbremsung. Gabriel stieß seine Tür auf. Die Luft war voller aufgewirbeltem Staub. »Fahren Sie weiter«, sagte er, dann sprang er aus dem Wagen und knallte die Tür zu.

Sie fuhr in Richtung Gebirge weiter. Sekunden später hörte Gabriel den Fiat heranrasen. Er trat von der Straße weg, kniete hinter einer Eiche nieder und brachte die Beretta in Anschlag. Als der Fiat um die Kurve geprescht kam, gab Gabriel mehrere Schüsse auf die Reifen ab.

Mindestens zwei Reifen explodierten. Der Wagen geriet sofort außer Kontrolle: Er bockte und schleuderte, bevor die Zentrifugalkraft ihn aus der Kurve trug und er sich mehrmals überschlug. Das Ganze ging so schnell, daß Gabriel nicht mitzählen konnte, aber es mußten fünf bis sechs Überschläge gewesen sein. Er stand auf und ging mit schußbereiter Pistole langsam auf den deformierten Blechhaufen zu. Irgendwo klingelte ein Handy.

Der Fiat lag mit den Rädern nach oben auf dem eingedrückten Dach. Gabriel beugte sich hinunter, sah durch eines der zersplitterten Fenster und stellte fest, daß der Fahrer auf dem zerbeulten Wagenhimmel lag. Seine Beine waren grotesk verdreht, seine Brust war eingedrückt und blutete stark. Trotzdem war er noch bei Bewußtsein und schien nach einer Pistole greifen zu wollen, die nur eine Handbreit von seinen Fingern entfernt lag. Sein Blick war konzentriert, aber die Hand wollte den Befehlen seines Gehirns nicht gehorchen. Er hatte sich das Genick gebrochen, wußte es aber noch nicht.

Zuletzt ließ sein Blick von der Waffe ab, und er sah Gabriel an.

»Es war dumm von Ihnen, uns zu verfolgen«, sagte Gabriel halblaut. »Sie sind ein Amateur. Ihr Boss hat Sie zu ei-

nem Himmelfahrtskommando losgeschickt. Wer ist Ihr Boss? *Er* hat Ihnen das hier angetan, nicht ich.«

Der Mann konnte nur ein Gurgeln ausstoßen. Er starrte Gabriel an, aber sein Blick wirkte verschwommen. Er hatte nicht mehr lange zu leben.

»Sie sind nicht zu schwer verletzt«, sagte Gabriel sanft. »Ein paar Schnittwunden und Prellungen. Vielleicht auch ein, zwei Knochenbrüche. Sagen Sie mir, für wen Sie arbeiten, damit ich einen Krankenwagen rufen kann.«

Die Lippen des Mannes bewegten sich, und er stieß einen Laut aus. Gabriel beugte sich tiefer hinunter, um ihn zu verstehen.

»Casszzzz ... Casssszzzzzzzz ... Zzzzzzzz ...«

»Casagrande? Carlo Casagrande? Versuchen Sie, mir das zu sagen?«

»Casssszzzzzzzz ... zzzzzzzz ...«

Gabriel griff ins Sakko des Sterbenden und suchte tastend, bis er eine Geldbörse fand. Sie war voller Blut. Als er sie einsteckte, konnte er wieder das Handy klingeln hören. Es mußte irgendwo auf dem Rücksitz gelandet sein. Er warf einen Blick durch die Öffnung, in der die Heckscheibe gesessen hatte, und sah das Handy, dessen Bildschirm grünlich aufleuchtete, unter dem Kofferraum auf dem Boden liegen. Er streckte eine Hand danach aus und bekam es zu fassen. Er drückte auf die richtige Taste und hielt es ans Ohr.

»Pronto.«

»Was geht dort vor? Wo steckt er?«

»Er ist hier«, sagte Gabriel ruhig auf italienisch. »Tatsächlich spricht er gerade mit Ihnen.«

Schweigen.

»Ich weiß, was sich im Herz-Jesu-Kloster ereignet hat«, sagte Gabriel. »Ich weiß über die Crux Vera Bescheid. Ich weiß, daß Sie meinen Freund ermordet haben. Ich komme jetzt, um Sie zu erledigen.«

»Wo ist mein Mann?«

»Dem geht es im Augenblick nicht so gut. Möchten Sie mit ihm sprechen?«

Gabriel legte das Handy eine Handbreit vom Mund des Sterbenden entfernt auf dem Wagenhimmel ab. Als er sich aufrichtete, konnte er die Lichter des Peugeot auf sich zuholpern sehen. Chiara bremste und brachte das Auto wenige Meter vor ihm zum Stehen. Als Gabriel zu ihrem Wagen zurückging, hörte er nur einen Laut:

»Casszzzzz ... Casszzzzzzzz ... Zzzzzzzzz ...«

ST.-CÉZAIRE, PROVENCE

Gabriel durchsuchte die Geldbörse des Toten im jadegrünen Licht der Amaturenbeleuchtung. Er fand weder einen Führerschein noch irgendeinen Ausweis. Schließlich entdeckte er eine Art Visitenkarte, die zusammengefoldet hinter dem Photo einer jungen Frau in einem ärmellosen Sommerkleid steckte. Die Karte war so alt, daß er die Innenbeleuchtung einschalten mußte, um den verblaßten Namen lesen zu können: PAOLO OLIVERO, UFFICIO SICUREZZA DI VATICANO. Er hielt sie hoch, um sie Chiara zu zeigen. Sie warf einen Blick darauf, dann konzentrierte sie sich wieder auf die Straße.

»Was steht darauf?«

»Daß die Wahrscheinlichkeit groß ist, daß der Mann, den ich umgebracht habe, ein vatikanischer Bulle war.«

»Klasse.«

Gabriel merkte sich die Telefonnummer unter dem Namen, dann zerriß er die Karte in kleine Schnitzel und ließ diese aus dem Fenster flattern. Sie kamen zur *autoroute*. Als Chiara langsamer fuhr, weil sie nicht wußte, wohin, dirigierte Gabriel sie nach Westen, in Richtung Aix-en-Provence. Sie zündete sich mit dem Zigarettenanzünder eine Zigarette an. Ihre Hand zitterte sichtbar.

»Möchten Sie mir nicht sagen, wohin wir als nächstes fahren?«

»So rasch wie möglich aus der Provence hinaus«, sagte er.
»Weiter habe ich noch nicht gedacht.«

»Darf ich meine Meinung dazu äußern?«

»Warum sollten Sie das nicht tun können?«

»Es wird Zeit, die Heimreise anzutreten. Sie wissen, was sich in dem Kloster ereignet hat, und Sie wissen, wer Benjamin Stern ermordet hat. Hier können Sie nicht mehr tun, als sich ein noch tieferes Loch zu graben.«

»Es gibt noch mehr«, sagte Gabriel. »Es muß mehr geben.«

»Wie meinen Sie das?«

Er starrte geistesabwesend aus dem Fenster. Die Landschaft war kahl und wurde vom Wind gepeitscht, in der Luft hing rötlicher Staub, aber Gabriel nahm nichts davon wahr. Statt dessen sah er Mater Vincenza an eben der Stelle sitzen, an der Martin Luther und Bischof Lorenzi ihren Todespakt besiegelt hatten, und hörte sie sagen, Benjamin sei ins Herz-Jesu-Kloster gekommen, um sich über die Juden zu informieren, die dort Zuflucht gefunden hatten. Er hörte Alessio Rossi – vor Angst schwitzend, mit völlig abgekauten Fingernägeln – berichten, wie Carlo Casagrande ihn gezwungen hatte, seine Ermittlungen im Fall der verschwundenen Geistlichen einzustellen. Er sah Schwester Regina Carcassi, die atemlos belauschte, wie Luther und Lorenzi seelenruhig darüber diskutierten, weshalb Papst Pius XII. zu einem Völkermord schweigen sollte, während ein Kind mit dem Kopf auf ihrem Schoß friedlich schlief, einen Rosenkranz in der Hand.

Und zuletzt sah er Benjamin, einen jungen Mann von zwanzig Jahren, kurzsichtig und mit schmalen Schultern, brillant und für eine Gelehrtenlaufbahn bestimmt. Er hatte dem »Zorn-Gottes«-Team so unbedingt angehören wollen, wie Gabriel es hatte verlassen wollen. Tatsächlich wollte Benjamin ein *aleph*, ein Attentäter, sein, aber sein methodisch arbeitender Verstand hinderte ihn daran, die Fertigkeiten zu erwerben, die man brauchte, um in einer finsternen Gasse mit einer Beretta in das Gesicht eines Mannes zu zielen und den Abzug zu betätigen. Er besaß jedoch das Talent

zu einem erstklassigen Unterstützungsagenten, und er machte niemals einen Fehler – nicht einmal in der Abschlußphase, als ihnen der Schwarze September und die europäischen Sicherheitsdienste dicht auf den Fersen waren. Das war der Benjamin, den Gabriel jetzt sah – der Benjamin, der seinen Ruf niemals einer einzelnen Quelle, eines einzelnen Schriftstücks wegen aufs Spiel gesetzt hätte, und waren sie noch so überzeugend.

»Benjamin hätte kein Buch über die Verwicklung der katholischen Kirche in den Holocaust allein auf der Grundlage von Schwester Reginas Bericht geschrieben. Er muß weitere Beweise gehabt haben.«

Chiara bremste, fuhr auf den Seitenstreifen der *autoroute* und hielt dort.

»Und?«

»Ich habe mit Benjamin im Einsatz zusammengearbeitet. Ich weiß, wie er dachte, wie sein Verstand funktionierte. Er war sorgfältig bis zur Pedanterie. Er machte Reservepläne für seine Reservepläne. Benjamin wußte, daß dieses Buch explosiv sein würde. Deswegen hat er den Inhalt so geheimgehalten. Er hat Kopien seines wichtigsten Materials an Orten versteckt, an denen seine Feinde niemals danach suchen würden.« Gabriel zögerte, dann fügte er hinzu: »Aber gleichzeitig an Orten, an denen seine Freunde *bestimmt* suchen würden.«

Chiara drückte ihre Zigarette im Aschenbecher aus. »Auf der Akademie haben wir gelernt, ein Zimmer zu betreten und hundert Verstecke für alles mögliche aufzuspüren. Für Schriftstücke, Waffen und vieles mehr.«

»Diesen Kurs haben Benjamin und ich damals gemeinsam absolviert.«

»Wohin fahren wir also?«

Gabriel hob eine Hand und zeigte geradeaus.

Sie wechselten sich ab, so daß keiner von beiden mehr als zwei Stunden durchgängig am Steuer sitzen mußte. Chiara schaffte es, in ihren Ruhepausen zu schlafen, Gabriel dagegen lag wach auf dem nach hinten gekippten Beifahrersitz, hatte die Hände hinter dem Kopf gefaltet und starrte durch das getönte Glasschiebedach auf den Mond. Er verbrachte die Stunden damit, Benjamins Wohnung in Gedanken nochmals zu durchsuchen. Er öffnete Bücher und Schubladen, Kleider- und Aktenschränke. Und er plante Exkursionen in noch unerforschte Regionen.

Der Tag brach grau und unfreundlich an, mit sintflutartigem Regen und einem eiskalten Wind, der das Rhôneetal entlangfegte. Nie wurde es ganz hell, weshalb die Scheinwerfer des Peugeot den ganzen Vormittag eingeschaltet blieben. An der deutschen Grenze durchlebte Gabriel eine Schrecksekunde, als der Beamte den gefälschten kanadischen Paß, den Pazner ihm in Rom ausgehändigt hatte, besonders genau zu begutachten schien.

Bei Dauerregen durchquerten sie das schwäbischbayerische Voralpenland und paßten sich dem hohen Durchschnittstempo auf der Autobahn an. In der ersten bayerischen Stadt, in Memmingen, hielt Gabriel zum Tanken. Nicht weit von der Tankstelle entfernt lag ein Einkaufszentrum, in das er Chiara mit einer Einkaufsliste schickte. Diesmal schnitt er besser ab als in Cannes: zwei graue Flanellhosen, zwei Hemden mit Button-down-Kragen, ein schwarzer Pullover, schwarze Schuhe mit festen Gummisohlen und ein Nylonmantel mit Steppfutter. Eine kleinere Tragetüte enthielt zwei Stablampen, Ersatzbatterien und ein ganzes Sortiment an Schraubenziehern, Zangen und Schraubenschlüsseln.

Gabriel zog sich im Auto um, während Chiara die letzten hundertzehn Kilometer nach München am Steuer saß. Es war später Nachmittag, als sie dort ankamen. Der Himmel war

mit bleigrauen Wolken verhangen, aus denen gleichmäßiger Regen fiel. Einsatzwetter, hätte Schamron dazu gesagt. Ein Geschenk der Geheimdienstgötter. Gabriel dröhnte der Kopf vor Übermüdung, und seine Augen fühlten sich an, als habe er Sand unter den Lidern. Er versuchte sich zu erinnern, wann er zuletzt richtig geschlafen hatte. Bei einem Blick zu Chiara hinüber bemerkte er, daß sie das Lenkrad umklammerte, als sei es die letzte Stütze, die sie noch aufrecht hielt. Ein Hotel kam nicht in Frage. Aber Chiara hatte eine Idee.

Unmittelbar südlich des alten Münchner Stadtkerns steht in der Nähe des Gärtnerplatzes ein eher langweiliges graues Gebäude mit einer unauffälligen, glatten Fassade. Neben der zweiflügeligen Glastür verkündete ein Schild: JÜDISCHES MUSEUM MÜNCHEN – ISRAELITISCHE KULTUS-GEMEINDE. Chiara parkte auf dem Gärtnerplatz und hastete in das Gebäude hinein. Nach fünf Minuten kam sie zurück, fuhr um die Ecke und parkte vor dem Eingang in der Reichenbachstraße. Eine junge Frau hielt ihnen die Tür auf. Sie war in Chiaras Alter und hatte breite Hüften und rabenschwarze Haare.

»Wie haben Sie das geschafft?« fragte Gabriel.

»Sie haben meinen Vater in Venedig angerufen. Er hat sich für uns verbürgt.«

Innen war das Gemeindezentrum modern und durch Neonlampen hell erleuchtet. Sie folgten der jungen Frau eine Treppe in den obersten Stock hinauf und wurden in ein kleines Zimmer mit Linoleumfußboden und zwei identischen Betten mit beigen Tagesdecken geführt. Gabriel fühlte sich stark an eine Krankenstation erinnert.

»Dieses Zimmer steht für Gäste und in Notfällen bereit«, erklärte die junge Frau. »Sie können hier gern ein paar Stunden schlafen. Diese Tür führt in das Bad mit Dusche und Toilette.«

»Ich müßte ein Fax versenden«, sagte Gabriel.

»Das Gerät steht unten. Kommen Sie, ich zeige es Ihnen.«

Gabriel folgte ihr in ein kleines Büro neben dem Empfangsbereich hinunter.

»Haben Sie einen Fotokopierer?«

»Natürlich. Dort drüben.«

Gabriel zog Schwester Reginas Bericht aus der Innentasche seiner Jacke und machte eine Fotokopie davon. Dann kritzelte er ein paar Zeilen auf ein separates Blatt und übergab alles der jungen Frau. Er sagte die lange Faxnummer auswendig auf, während sie die Blätter in das Gerät einlegte.

»Wien?« fragte sie.

Gabriel nickte. Er hörte, wie das Faxgerät Eli Lavons Büro anwählte, und sah zu, wie ein Blatt nach dem anderen eingezogen wurde. Zwei Minuten nach Abschluß der Sendung tutete das Faxgerät und spuckte ein einzelnes Blatt mit zwei hingeschmierten Wörtern aus.

Dokument empfangen.

Gabriel erkannte Lavons Handschrift.

»Brauchen Sie sonst noch irgendwas?«

»Nur ein paar Stunden Schlaf.«

»Dabei kann ich Ihnen nicht behilflich sein.« Sie lächelte ihn zum erstenmal an. »Finden Sie allein nach oben zurück?«

Als er in das Gästezimmer zurückkam, waren die Vorhänge geschlossen. Chiara lag mit angezogenen Knien in einem der Betten und schlief bereits. Gabriel zog sich aus, schlüpfte unter die Decke des anderen Betts und bewegte sich auf der quietschenden Federkernmatratze möglichst wenig, um Chiara nicht zu wecken. Dann schloß auch er die Augen und versank in einen traumlosen Schlaf.

In Wien stand Eli Lavon, eine Zigarette im Mundwinkel, vor dem Faxgerät und begutachtete mit zusammengekniffenen Augen das Dokument, das er in seinen nikotingelben

Fingern hielt. Dann ging er in sein Büro zurück, in dem ein Mann im nachmittäglichen Halbdunkel saß. Lavon schwenkte die losen Seiten in der Hand.

»Unser Held und die Heldin sind wiederaufgetaucht.«

»Wo sind sie?« fragte Ari Schamron.

Lavon sah auf das Fax hinunter und las die Absenderkennung. »Offenbar in München.«

Schamron schloß die Augen. »Wo in München?«

Lavon betrachtete das Fax erneut. »Diesmal hat unser Junge anscheinend zu den Wurzeln seines Volkes zurückgefunden.«

»Und das Dokument?«

»Ich spreche leider nur wenig Italienisch, aber nach dem Text der ersten Zeile zu urteilen, scheint er Schwester Regina aufgespürt zu haben.«

»Zeigen Sie her!«

Lavon gab Schamron das Fax. Er las die ersten Wörter laut vor – »*Mi chiamo Regina Carcassi ...*« –, dann sah er scharf zu Lavon auf.

»Kennen Sie jemanden, der Italienisch spricht?«

»Ich kann jemanden finden.«

»Sofort, Eli.«

Als Gabriel aufwachte, war es draußen stockfinster. Er hob das Handgelenk vor die Augen und starrte auf die Leuchtziffern seiner Armbanduhr. Gleich zehn Uhr. Er streckte eine Hand nach den Kleidungsstücken auf dem Boden aus und tastete sie ab, bis er Schwester Reginas Bericht gefunden hatte. Dann atmete er auf.

Chiara lag neben ihm. Irgendwann hatte sie ihr Bett verlassen und sich wie ein kleines Kind in seine Arme geflüchtet. Sie kehrte ihm den Rücken zu, und ihr Haar bedeckte das Kopfkissen. Als Gabriel ihre Schulter berührte, drehte sie sich nach ihm um. Ihre Augen waren feucht.

»Was hast du?«

»Ich habe nur nachgedacht.«

»Worüber?«

Langes Schweigen, in das ein lautes Hupen von der Straße drang. »Ich war oft in der Kirche San Zaccaria, um dir bei der Arbeit zuzusehen. Du hast oben auf deinem mit Planen verhängten Gerüst gearbeitet. Manchmal habe ich durch einen Spalt zwischen den Planen hindurchgesehen und dich dabei beobachtet, wie du das Gesicht der Madonna angestarrt hast.«

»Ich muß mir offenbar breitere Planen anschaffen.«

»Du siehst sie, nicht wahr? Betrachtetest du die Muttergottes, siehst du deine Frau. Du siehst ihre Narben.« **Als** Gabriel keine Antwort gab, stützte Chiara sich auf einen Ellbogen, studierte sein Gesicht und fuhr mit einem Finger die Linie seines Nasenrückens nach, als begutachte sie eine Skulptur. »Du tust mir so leid ...«

»Vorwürfe kann ich nur mir selbst machen. Es war idiotisch von mir, sie mit in den Einsatz zu nehmen.«

»Deshalb tust du mir leid. Könntest du jemand anders dafür verantwortlich machen, wäre es vermutlich leichter.«

Sie legte den Kopf auf seine Brust und schwieg einen Augenblick. »Gott, wie ich diese Stadt hasse. *München*. Wo alles angefangen hat. Weißt du, daß Hitler nicht weit von hier seine erste Parteizentrale hatte?«

»Ja, ich weiß.«

»Ich dachte immer, alles hätte sich seitdem zum Besseren gewandelt. Aber vor einem halben Jahr hat jemand vor der Synagoge meines Vaters einen Sarg abgestellt. Auf den Deckel war ein Hakenkreuz geschmiert, innen lag ein Zettel: ›Dieser Sarg ist für die Juden Venedigs! Für alle, die wir beim erstenmal nicht erwischt haben!‹«

»Das ist nicht ernst zu nehmen«, sagte Gabriel. »Zumindest die Drohung ist nicht ernst zu nehmen.«

»Es hat die Alten erschreckt. Die erinnern sich noch dar-

an, wie es war, als solche Drohungen ernst zu nehmen waren, weißt du.« Sie hob die Hand und wischte sich eine Träne ab. »Glaubst du wirklich, daß Beni noch etwas anderes versteckt hat?«

»Darauf würde ich mein Leben verwetten.«

»Was brauchen wir überhaupt noch? Ein Bischof aus dem Vatikan hat sich 1942 mit Martin Luther an einen Tisch gesetzt und seinen Segen zur Ermordung von Millionen Juden gegeben. Sechzig Jahre später hat die Crux Vera deinen Freund und viele andere ermordet, um diese Tatsache weiterhin geheimzuhalten.«

»Ich will nicht, daß die Crux Vera siegt. Ich will dieses Geheimnis aufdecken – und dazu brauche ich mehr als Schwester Reginas Bericht.«

»Weißt du, was du dem Vatikan damit antust?«

»Darauf kann ich leider keine Rücksicht nehmen.«

»Du wirst ihn vernichten«, sagte sie. »Und dann kehrst du in die Kirche San Zaccaria zurück und führst die Restaurierung deines Bellinis zu Ende. Du bist ein Mann voller Widersprüche, weißt du das?«

»Das habe ich schon mehrmals gehört.«

Chiara hob den Kopf, stützte das Kinn auf sein Brustbein und starrte ihm in die Augen. Ihr Haar floß über seine Wangen. »Warum hassen sie uns, Gabriel? Was haben wir ihnen jemals getan?«

Der Peugeot stand noch dort, wo sie ihn zurückgelassen hatten: vor dem Eingang des Gemeindezentrums, im gelben Licht einer Straßenlaterne. Gabriel steuerte vorsichtig über die nassen Straßen. Er umfuhr den Stadtkern auf dem Thomas-Wimmer-Ring, einer um die Münchner Altstadt herumführenden mehrspurigen Straße, bog dann ab und fuhr über die Ludwigstraße nach Schwabing. Am Eingang eines U-Bahnhofs sah er einen mit einem Ziegelstein beschwerten

Stapel blauer Prospekte. Chiara rannte hin, raffte die Prospekte an sich und schaffte sie in den Wagen.

Gabriel fuhr zweimal am Haus in der Adalbertstraße 68 vorbei, bevor er der Überzeugung war, daß ihnen dort keine Gefahr drohte. Er parkte in der Barerstraße um die Ecke und stellte den Motor ab. Eine Straßenbahn rumpelte vorbei – unbesetzt bis auf eine alte Frau, die trübselig durch die beschlagene Scheibe starrte.

Auf dem Weg zum Hauseingang Nummer 68 dachte Gabriel an sein erstes Gespräch mit Kommissar Axel Weiss zurück.

Die Bewohner überlegen nicht lange, wen sie ins Haus lassen. Klingelt jemand und ruft »Werbung!« in die Sprechanlage, wird der Türöffner gedrückt.

Gabriel zögerte, dann drückte er auf zwei Klingelknöpfe gleichzeitig. Einige Sekunden später fragte eine verschlafene Stimme: »Ja?« Gabriel murmelte das Zauberwort. Der Türöffner summte, und die Haustür ließ sich aufstoßen. Sie traten ein. Die Tür schloß sich automatisch hinter ihnen. Für den Fall, daß oben jemand horchte, öffnete und schloß Gabriel sie nochmals. Dann legte er die Prospekte auf dem Fußboden ab und ging durch den Hausflur zur Treppe – hastig, weil er nicht wußte, ob die alte Hausmeisterin noch wach war.

Sie schlichen die Stufen zum ersten Stock hinauf. Benjamins Wohnungstür war noch mit Absperrband gesichert, und eine amtliche Notiz an der Tür verbot den Zutritt. Von der einst improvisierten Gedenkstätte voller Blumen und Kondolenzbriefe war nichts mehr zu sehen.

Chiara kniete vor der Tür nieder und machte sich mit einem schlanken Metallwerkzeug an die Arbeit. Gabriel kehrte ihr den Rücken zu und beobachtete das Treppenhaus. Dreißig Sekunden später hörte er, wie das Schloß nachgab. Chiara stieß die Wohnungstür auf. Sie duckten sich unter

dem Absperrband hindurch und betraten die Wohnung. Gabriel schloß die Tür und schaltete seine Stablampe ein.

»Beeil dich«, sagte er. »Und nimm keine Rücksicht auf die Ordnung.«

Er führte sie in den großen Raum, der auf die Straße hinausging und Benjamin als Arbeitszimmer gedient hatte. Der Lichtstrahl von Chiaras Stablampe fiel auf die rechtsextremen Graffiti an den Wänden. »Großer Gott«, flüsterte sie.

»Du fängst dort drüben an«, sagte Gabriel. »Wir durchsuchen jeden Raum gemeinsam, bevor wir uns zusammen den nächsten vornehmen.«

Sie arbeiteten lautlos, aber effizient. Während Gabriel den Schreibtisch durchsuchte, zog Chiara ein Buch nach dem anderen aus dem Regal und blätterte es durch. *Nichts*. Als nächstes nahm sich Gabriel die Sitzmöbel vor, riß Überzüge ab und schlitzte Polster auf. *Nichts*. Er stellte den Couchtisch auf den Kopf und schraubte auf der Suche nach Hohlräumen die Beine ab. *Nichts*. Gemeinsam drehten sie den Teppich um und suchten nach einer angenähten Tasche, die womöglich Schriftstücke enthielt. *Nichts*. Gabriel ging auf alle viere hinunter und kontrollierte geduldig sämtliche Fußbodendielen, um zu sehen, ob eine davon locker war. Chiara nahm inzwischen die Heizkörperverkleidungen ab.

Verdammt!

Am Zimmerende führte eine Tür in einen weiteren Raum, im Grunde nur eine Kammer. Dort hatte Benjamin noch mehr Bücher aufbewahrt. Gabriel und Chiara durchsuchten sie gemeinsam, ohne jedoch fündig zu werden.

Als Gabriel beim Hinausgehen die Tür hinter sich schloß, hörte er ein leises Geräusch, einen irgendwie seltsamen Laut – nicht das Quietschen einer schlechtgeölten Türangel, sondern eine Art Rascheln. Er ließ die Hand auf der Klinke und öffnete und schloß die Tür mehrmals rasch in Folge. Auf, zu, auf, zu, auf ...

Die Tür war hohl und schien irgend etwas in ihrem Innern zu hüten.

Gabriel wandte sich an Chiara. »Ich brauche den mittleren Schraubenzieher.«

Er kniete sich hin und löste die Schrauben, die in den Klinken und im Schloß steckten. Als er das Türschloß herauszog, war daran ein dünner Nylonfaden befestigt, der in den Hohlraum des Türblatts hinunterreichte. Gabriel zog vorsichtig daran, bis eine durchsichtige Plastikhülle mit Klemmverschluß zum Vorschein kam. Sie enthielt mehrere eng ineinandergerollte Blatt Papier.

»Großer Gott!« rief Chiara. »Ich kann nicht glauben, daß du wirklich etwas gefunden hast!«

Gabriel öffnete den Klemmverschluß, zog vorsichtig die Blätter heraus und entrollte sie im Licht von Chiaras Stablampe. Er schloß die Augen, fluchte halblaut und hielt Chiara die Blätter hin.

Es handelte sich um eine Fotokopie von Schwester Reginas Bericht.

Gabriel kam langsam auf die Beine. Es hatte sie mehr als eine Stunde gekostet, etwas zu finden, das sie bereits hatten. Wieviel länger würde es dauern, das zu finden, was sie brauchten? Er holte tief Luft und drehte sich um.

Dabei sah er den Schatten einer Gestalt, die mitten in dem Durcheinander in Benjamins Arbeitszimmer stand. Er griff in seine Jackentasche, umfaßte den Griff der Beretta und zog die Waffe heraus. Während er zum Schuß ansetzte, beleuchtete Chiaras Stablampe das Ziel. Zum Glück gelang es Gabriel, seinen Zeigefinger daran zu hindern, den Abzug zu betätigen, denn drei Meter vor ihm stand eine in einen zartrosa Bademantel gehüllte alte Frau, die sich schützend eine Hand über die Augen hielt.

In Frau Ratzingers winziger Wohnung herrschte ein krankhafter Ordnungssinn, der Gabriel sofort auffiel. Die Küche war blitzblank und steril, das Geschirr in einem kleinen Büffet sorgfältig ausgerichtet. Die kitschigen Figuren auf dem Couchtisch im Wohnzimmer sahen aus, als würden sie von der Insassin eines Irrenhauses ständig neu arrangiert – was die arme Frau in vielerlei Hinsicht auch war, wie Gabriel recht gut wußte.

»Wo waren Sie?« fragte er behutsam in einem Tonfall, in dem er sonst nur mit einem kleinen Kind sprechen würde.

»Erst in Dachau, dann in Ravensbrück, zuletzt in Riga.« Sie machte eine kurze Pause. »Meine Eltern sind in Riga ermordet worden. Sie wurden von einer Einsatzgruppe aus SD-Beamten und SS-Mannschaften erschossen und mit sieben- und zwanzigtausend anderen Häftlingen in einem von russischen Kriegsgefangenen ausgehobenen Graben verscharrt.«

Dann schob sie den Ärmel hoch, um Gabriel ihre Häftlingsnummer zu zeigen – jenes Stigma, das Gabriels Mutter so verzweifelt zu verbergen gesucht hatte. Selbst in der glühenden Sommerhitze im Jesreel-Tal hatte sie lieber langärmelige Blusen getragen, als einen Fremden ihre Tätowierung sehen zu lassen. Ihr Schandmal, wie sie es genannt hatte. Ihr Zeichen jüdischer Schwäche.

»Benjamin hatte Angst, ermordet zu werden«, sagte Frau Ratzinger. »Sie haben ihn zu den unmöglichsten Zeiten angerufen und schreckliche Dinge ins Telefon gebrüllt. Sie haben manchmal nachts vor dem Haus gestanden, um ihn einzuschüchtern. Er hat mir erklärt, falls ihm jemals etwas zustieße, würden Männer kommen – Männer aus Israel.«

Sie öffnete die Schublade ihres Küchenbüffets und zog eine weiße Leinentischdecke heraus, die sie mit Chiaras Hilfe aufschlug. In der gefalteten Tischdecke war ein großer brauner Umschlag versteckt, dessen Kanten und Verschlußklappe mit Paketband verstärkt waren.

»Danach haben Sie gesucht, nicht wahr?« Sie hielt den Umschlag hoch, damit Gabriel ihn begutachten konnte. »Als ich Sie zum erstenmal sah, ahnte ich, daß Sie der richtige Mann sind, aber ich wußte nicht, ob ich Ihnen trauen durfte. In Benjamins Wohnung haben sich seltsame Dinge ereignet. Männer kamen mitten in der Nacht. Polizeibeamte haben seine Sachen abtransportiert. Ich hatte Angst. Wie Sie sich vorstellen können, traue ich Deutschen in Uniform noch immer nicht.«

Ihr melancholischer Blick glitt über Gabriels Gesicht. »Sie sind nicht sein Bruder, habe ich recht?«

»Nein, der bin ich nicht, Frau Ratzinger.«

»Das habe ich mir gedacht. Deshalb habe ich Ihnen seine Brille gegeben. Ich wußte, daß Sie den Spuren folgen und irgendwann zu mir zurückfinden würden. Ich mußte sichergehen, daß Sie der richtige Mann sind. Also sind Sie der richtige Mann, Herr Landau?«

»Ich bin nicht Herr Landau, aber ich *bin* der richtige Mann.«

»Sie sprechen sehr gut deutsch«, sagte sie. »Sie *sind* aus Israel, nicht wahr?«

»Ich bin im Jesreel-Tal aufgewachsen«, sagte Gabriel und wechselte ohne Ankündigung ins Hebräische über. »Benjamin war für mich der Bruder, den ich nie hatte. Ich bin der Mann, von dem er wollen würde, daß er den Inhalt dieses Umschlags sieht.«

»Dann gehört er Ihnen«, antwortete sie in derselben Sprache. »Führen Sie die Arbeit Ihres Freundes zu Ende. Aber kommen Sie auf keinen Fall hierher zurück. Hier sind Sie nicht sicher.«

Sie legte den Umschlag sorgfältig in Gabriels Hände und berührte seine Wange.

»Geh«, sagte sie.

TEIL IV

Eine Synagoge am Fluß

VATIKANSTADT

Benedetto Foà fand sich um halb elf, einer für römische Verhältnisse durchaus normalen Zeit, in dem dreistöckigen Gebäude am Eingang zum Petersplatz zur Arbeit ein. In einer Stadt voller elegant angezogener Männer bildete Foà eine deutlich erkennbare Ausnahme. Längst wies seine Hose keine Bügelfalte mehr auf, die Zehenkappen seiner schwarzen Schuhe waren abgestoßen und die Taschen seines Sportsakkos ausgebeult, weil er die Angewohnheit hatte, Notizblöcke, Kassettenrekorder und alle möglichen Papiere hineinzustopfen. Foà, Vatikankorrespondent der Zeitung *La Repubblica*, traute niemandem, der nicht sämtliche seiner Habseligkeiten in seinen Taschen mit sich tragen konnte.

Er bahnte sich seinen Weg durch die Touristenhorden, die vor den Souvenirläden im Erdgeschoß Schlange standen, und wollte eben die Eingangshalle betreten, als ihm ein Wachmann in blauer Uniform den Weg versperrte. Foà seufzte und wühlte in seinen Taschen, bis er seinen Presseausweis fand. Das war ein unnötiges Ritual, denn Benedetto Foà stand den Vaticanisti vor, und das Sicherheitspersonal der Pressestelle kannte sein Gesicht so gut wie das des österreichischen Despoten, der sie leitete. Ihn dazu zu zwingen, seinen Presseausweis vorzuweisen, war nur eine weitere Form subtiler Bestrafung – wie seine Verbannung aus der Sondermaschine des Papstes bei dessen bevorstehender Reise nach Argentinien und Chile. Foà war aufsässig gewesen und verbüßte eine Art Bewährungsstrafe. Er war auf die Streck-

bank geschnallt worden und hatte die Möglichkeit zu bereuen. Noch ein Fehltritt, und sie würden ihn auf dem Scheiterhaufen festbinden und das Zündholz anreißen.

Die *Sala Stampa della Santa Sede*, allgemein hin als vatikanische Pressestelle bekannt, war eine Insel der Moderne in einem Meer der Renaissance. Foà ging durch eine gläserne Automattür und über den schwarzen Marmorboden zu seinem Glaskasten im Presseraum. Der Vatikan zwang alle, die er einer Dauerakkreditierung für würdig erachtete, zu unfreiwilliger Genügsamkeit. Foàs Büroeinrichtung bestand aus einem winzigen Schreibtisch mit Resopalplatte, einem Telefon und einem Faxgerät, das immer zu den denkbar ungünstigsten Zeiten ausfiel. Seine Nachbarin, eine Blondine mit Rubensfigur, hieß Giovanna und arbeitete für die Zeitschrift *Inside the Vatican*. Sie hielt ihn für einen Ketzer und schlug seine häufigen Einladungen zum Mittagessen stets aus.

Foà ließ sich auf seinen Stuhl fallen. Auf dem Schreibtisch lag ein Exemplar des *Osservatore Romano* neben einem Stapel Meldungen der vatikanischen Nachrichtenagentur. Die päpstliche Version von *Prawda* und TASS. Schweren Herzens begann er zu lesen, wie ein Kreml-Astrologe in der Meldung, ein bestimmtes Politbüromitglied habe sich eine schwere Bronchitis zugezogen, eine geheime Bedeutung suchte. Wieder nur das übliche Gewäsch. Foà schob den Papierkram beiseite und stellte die langwierige Überlegung an, wohin er zum Mittagessen gehen sollte.

Er sah zu Giovanna hinüber. Vielleicht war dies der Tag, von dem an sie sich nicht länger weigern würde. Foà zwängte sich in ihren Glaskasten. Sie saß über einen *bolletino*, eine amtliche Verlautbarung, gebeugt. Als er einen Blick über ihre Schulter warf, bedeckte sie das Schriftstück mit dem Unterarm wie eine Streberin, die ihren Banknachbarn nicht spicken lassen will.

»Was hast du da, Giovanna?«

»Ist gerade rausgekommen. Hol dir deins und lies es selbst.«

Sie schob ihn auf den Flur hinaus. Foà spürte ihre Hand noch auf seiner Hüfte, als er schon durch den Raum auf einen Holzschreibtisch zuing, an dem eine streng aussehende Ordensschwester saß. Sie sah einer früheren Lehrerin, von der er sich oft Schläge mit dem Rohrstock eingefangen hatte, unbehaglich ähnlich. Mürrisch reichte sie ihm zwei *bollettini* – wie eine Lageraufseherin, die Häftlingsrationen ausgibt. Nur um sie zu ärgern, las Foà die Pressemitteilungen direkt vor ihrem Schreibtisch. Die erste betraf die Neubesetzung einer Stelle in der Glaubenskongregation – kaum etwas, was die Leser der *Repubblica* interessierte. Das würde er Giovanna und ihren Freunden bei der Katholischen Nachrichtenagentur überlassen. Die zweite Meldung war weit interessanter. Sie betraf eine Änderung des Terminplans des Heiligen Vaters für kommenden Freitag. Er hatte die Audienz für eine Pilgergruppe von den Philippinen abgesagt und würde statt dessen der Großen Synagoge in Rom einen kurzen Besuch abstatten, um zur dortigen Gemeinde zu sprechen.

Foà sah auf und runzelte die Stirn. *Ein Besuch in der Synagoge, der erst zwei Tage vorher bekanntgegeben wird? Unmöglich!* Ein Ereignis dieser Art hätte seit Wochen auf dem Terminplan des Papstes stehen müssen. Man brauchte kein erfahrener Vatikanbeobachter zu sein, um zu bemerken, daß hier etwas nicht stimmte.

Foà blickte in einen Korridor mit Marmorboden. An seinem Ende führte eine offene Tür in ein prunkvolles Büro. Hinter einem auf Hochglanz polierten Schreibtisch saß dort eine bedrohliche Gestalt namens Rudolf Gertz, ein ehemaliger österreichischer Fernsehjournalist, der jetzt die vatikani-sche Pressestelle leitete. Eigentlich war es verboten, diesen

Korridor ohne ausdrückliche Genehmigung zu betreten, aber Foà beschloß, es dennoch zu riskieren. Als ihn die Ordensschwester einen Augenblick aus den Augen ließ, huschte er wieselflink den Korridor entlang. Wenige Schritte vor Gertz' Tür wurde Foà jedoch von einem bulligen Priester am Kragen gepackt und strampelnd in die Höhe gehoben. Foà schaffte es, den *bolletino* hochzuhalten.

»Was haben Sie sich dabei gedacht, Rudolf? Halten Sie uns für Idioten? Wie kommen Sie dazu, uns das nur zwei Tage vorher mitzuteilen? Sie hätten uns rechtzeitig informieren müssen! Was bezweckt er mit diesem Besuch? Was wird er dort sagen?«

Gertz sah gelassen auf. Er hatte die typische Bräune eines Skifahrers und war heute für ein Fernsehinterview noch eleganter angezogen als sonst. Foà hing hilflos in der Luft und wartete auf eine Antwort, obwohl er wußte, daß dies sinnlos war, denn Rudolf Gertz schien irgendwo auf dem Weg zwischen Wien und dem Vatikan seine Sprache verloren zu haben.

»Sie haben keine Ahnung, warum er die Synagoge besucht, nicht wahr, Rudolf? Der Papst hält Dinge vor der eigenen Pressestelle geheim. Irgendwas ist hier faul, und ich werde dieser Sache auf den Grund gehen.«

Gertz zog die Augenbrauen hoch, als wollte er sagen: »Ich wünsche Ihnen viel Erfolg«, was der bullige Priester als das Signal auffaßte, Foà in den Presseraum zurückzuführen und in seinem Glaskasten abzuliefern.

Foà stopfte seine Siebensachen in die Jackentaschen und stürmte aus dem Gebäude. Auch als er auf der Via della Conciliazione am Fluß entlangtapfte, hielt er noch immer den zerknüllten *bollettino* in der Hand. Foà wußte, daß er kataklysmische Veränderungen ankündigte. Er wußte nur nicht, welche. Gegen alle Vernunft hatte er sich darauf eingelassen, bei einem uralten Spiel mitzumachen: bei einer va-

tikanischen Intrige, die ein Flügel der Kurie gegen einen anderen ausgeheckt hatte. Er vermutete, daß der überraschend angekündigte Besuch in der Großen Synagoge von Rom der Höhepunkt dieses Spiels war, und ärgerte sich darüber, daß man ihm dieselben Scheuklappen verpaßt hatte wie allen anderen. Man hatte eine Vereinbarung getroffen. Und nach Ansicht Benedetto Foàs war dagegen verstoßen worden.

Auf der Piazza vor den Festungswällen der Engelsburg machte er halt. Er mußte ein Telefongespräch führen – ein Gespräch, das er nicht von seinem Apparat in der *sala stampa* aus führen konnte. An einem öffentlichen Münztelefon wählte er die Nummer einer Nebenstelle im Vatikanpalast, die Nummer eines Mannes in der unmittelbaren Umgebung des Heiligen Vaters. Der Angerufene meldete sich sofort, als habe er diesen Anruf erwartet.

»Wir hatten eine Vereinbarung, Luigi«, begann Foà ohne Umschweife. »Die haben Sie verletzt.«

»Beruhigen Sie sich, Benedetto. Werfen Sie nicht mit Vorwürfen um sich, die Sie später bedauern werden.«

»Ich habe zugestimmt, Ihr kleines Spiel, was die Kindheit des Heiligen Vaters betrifft, mitzuspielen, weil ich dafür etwas ganz Besonderes bekommen sollte.«

»Verlassen Sie sich darauf, Benedetto, Sie bekommen etwas ganz Besonderes – und früher als Sie ahnen.«

»Ich stehe kurz davor, endgültig aus der *sala stampa* verbannt zu werden, weil ich Ihnen geholfen habe. Sie hätten wenigstens andeuten können, daß dieser Synagogenbesuch bevorsteht.«

»Das war mir aus Gründen, die Sie in den nächsten Tagen sicherlich verstehen werden, nicht möglich. Was Ihr Problem in der *sala stampa* betrifft, wird es sich demnächst regeln.«

»Wozu besucht er die Synagoge?«

»Um das zu erfahren, müssen Sie wie jeder andere bis Freitag warten.«

»Sie sind ein Mistkerl, Luigi.«

»Versuchen Sie bitte daran zu denken, daß Sie mit einem Priester sprechen.«

»Sie sind kein Priester. Sie sind ein Halsabschneider, der eine Soutane trägt.«

»Mit Schmeicheleien kommen Sie bei mir nicht weiter, Benedetto. Und jetzt müssen Sie mich entschuldigen – der Heilige Vater möchte etwas mit mir besprechen.«

Am anderen Ende wurde aufgelegt. Foà knallte den Hörer auf die Gabel und machte sich erschöpft auf den Rückweg zur Pressestelle.

Nicht weit entfernt, in einem festungsartigen Botschaftsgebäude am Ende einer mit Bäumen bestandenen Sackgasse namens Via Michele Mercati, saß Aaron Schiloh, der israelische Botschafter beim Heiligen Stuhl, an seinem Schreibtisch und blätterte einen Stapel morgendlicher Depeschen aus dem Außenministerium in Tel Aviv durch. Eine untersetzte Frau mit kurzen schwarzen Haaren klopfte an den Türrahmen und trat ein, ohne Schilohs Erlaubnis abzuwarten. Jael Ravona, die Sekretärin des Botschafters, legte diesem ein einzelnes Blatt Papier auf den Schreibtisch. Es war eine Meldung der vatikanischen Nachrichtenagentur.

»Die ist gerade gekommen.«

Der Botschafter überflog die Meldung, dann sah er auf. »Ein Besuch in der Synagoge? Warum haben wir nicht schon im Vorfeld einen Hinweis bekommen? Das verstehe ich nicht.«

»Einige Formulierungen lassen darauf schließen, daß Nachrichtenagentur und Pressestelle selbst überrascht waren.«

»Melden Sie ein Gespräch mit dem Staatssekretariat an. Sagen Sie, daß ich Kardinal Brindisi sprechen möchte.«

»Wird gemacht.«

Jael Ravona ging hinaus. Der Botschafter griff nach dem

Telefonhörer und wählte eine Nummer in Tel Aviv. Im nächsten Augenblick sagte er halblaut: »Ich muß Schamron sprechen.«

Zur selben Zeit saß Carlo Casagrande auf der Rückbank seines vatikanischen Dienstwagens, der in raschem Tempo auf der Staatsstraße 4 nordöstlich von Rom unterwegs war. Der Grund für diese ungeplante Fahrt war der mit einem Zahlenschloß gesicherte Aktenkoffer auf dem Sitz neben ihm. Dabei handelte es sich um den Bericht, den der Agent, den er mit der Erforschung der Kindheit des Heiligen Vaters betraut hatte, ihm an diesem Morgen übergeben hatte. Der Agent hatte sich gezwungen gesehen, in Benedetto Foàs Wohnung einzubrechen. Die hastige Durchsuchung der Unterlagen des Journalisten hatte dessen Aufzeichnungen zu diesem Thema zutage gefördert. Eine Zusammenfassung dieser Informationen war in dem Bericht enthalten.

Die Villa Galatina rückte ins Blickfeld: auf ihrem eigenen Berg thronend und finster ins Tal hinabblickend. Casagrande sah einen von Roberto Puccis Männern mit geschultertem Gewehr hoch oben zwischen den Zinnen Wache halten. Das große Tor stand offen. Ein Wachmann in beigefarbenem Anzug warf einen Blick auf das SVC-Kennzeichen und winkte die Limousine durch.

Roberto Pucci empfing Casagrande in der Eingangshalle. Er trug Reithose und Reitstiefel und roch nach Schießpulver. Offenbar hatte er den Morgen auf dem Schießstand verbracht. Don Pucci bekannte oft, mehr als seine Gewehre liebe er nur das Geldverdienen – und natürlich die Heilige Mutter Kirche. Der Finanzier begleitete Casagrande durch eine lange, düstere Galerie in einem riesigen höhlenartigen Raum mit Blick auf den Park. Kardinal Marco Brindisi war bereits da: eine hagere Gestalt, die auf einer Sesselkante am Kaminfeuer saß und eine Teetasse gefährlich auf dem linken

Oberschenkel balancierte. Lichtreflexe spiegelten sich in den kleinen runden Brillengläsern des Kardinals und machten sie zu undurchsichtigen Scheiben, die seine Augen verdeckten. Casagrande ließ sich auf ein Knie nieder und küßte den ihm dargebotenen Ring. Brindisi streckte Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand aus und erteilte ihm ernst seinen Segen. Dem Kardinal fielen Casagrandes bemerkenswert schöne Hände auf.

Casagrande nahm Platz, öffnete das Zahlenschloß seines Aktenkoffers und klappte den Deckel auf. Brindisi streckte eine Hand aus, nahm ein einzelnes, unter dem Briefkopf des vatikanischen Sicherheitsdiensts mit der Maschine geschriebenes Papier entgegen und begann zu lesen. Casagrande faltete die Hände auf dem Schoß und wartete geduldig. Roberto Pucci ging im Hintergrund auf und ab – ein rastloser Jäger auf der Suche nach einem potentiellen Ziel.

Im nächsten Augenblick stand Kardinal Brindisi auf und machte ein paar unsichere Schritte auf den Kamin zu. Er ließ das Blatt in die Flammen segeln und sah zu, wie es sich kräuselte und entzündete. Dann drehte er sich langsam zu Casagrande und Pucci um. Brindisis *uomini di fiducia*, seine Vertrauensmänner, warteten auf seinen Urteilsspruch, der für Casagrande jedoch nicht überraschend kam, weil er wußte, für welchen Kurs sich Brindisi entscheiden würde. Brindisis Kirche schwebte in tödlicher Gefahr. Drastische Maßnahmen waren erforderlich.

Roberto Pucci war ein ständiges Ziel der italienischen Geheimdienste, und es war lange her, daß die Villa Galatina nach Wanzen abgesucht worden war. Bevor Kardinal Brindisi sein Todesurteil verkünden konnte, legte Casagrande den Zeigefinger auf die Lippen und sah dabei zur Decke auf. Obwohl draußen kalter Regen fiel, machten sie unter Regenschirmen einen Spaziergang durch Don Puccis Gärten

und sahen dabei wie Trauergäste aus, die einem von Pferden gezogenen Leichenwagen folgten. Der Saum von Brindisis Soutane war bald durchnäßt. Casagrande schien es, als waten sie Schulter an Schulter durch Blut.

»Papst Zufällig spielt ein sehr gefährliches Spiel«, sagte Kardinal Brindisi. »Seine Initiative zur Öffnung des vatikanischen Archivs ist nur ein Vorwand, um Dinge preiszugeben, die er seit langem weiß. Das Ganze ist ein Akt unglaublicher Fahrlässigkeit. Ich halte es für durchaus möglich, daß der Heilige Vater an Wahnvorstellungen leidet oder sonstwie geisteskrank ist. Daher haben wir die Pflicht, ja sogar den göttlichen Auftrag, ihn aus dem Amt zu entfernen.«

Roberto Pucci räusperte sich. »Aus dem Amt zu entfernen oder zu liquidieren sind zweierlei Dinge, Euer Eminenz.«

»In diesem Fall nicht, Don Pucci. Das Konklave hat ihn zum absoluten Herrscher ernannt. Und einen König kann man nicht einfach zum Rücktritt auffordern. Nur der Tod beendet sein Papsttum.«

Casagrande sah zu einer vom Wind bewegten Reihe Säulenzypressen auf. *Den Papst ermorden?* Das war Wahnsinn. Er wandte seinen Blick von den Bäumen ab und sah wieder Brindisi an. Der Kardinal studierte ihn aufmerksam: das hagere Gesicht, die runden Brillengläser – als würde ihn Pius XII. persönlich anblicken.

Brindisi wandte sich ab. »*Will mich denn niemand von diesem lästigen Priester befreien?* – Wissen Sie, wer das gesagt hat, Carlo?«

»König Heinrich II., wenn ich nicht irre. Und der lästige Priester, von dem er gesprochen hat, war Thomas Becket. Nicht lange nach diesem Ausruf stürmten vier Ritter in die Kathedrale von Canterbury und metzelten Becket mit ihren Schwertern nieder.«

»Bravo!« rief der Kardinal. »Papst Zufällig und der heilige

Thomas haben viel gemeinsam. Thomas Becket war ein eitler, selbstgefälliger Mann, der viel zu seinem gewaltsamen Tod selbst beigetragen hat. Das läßt sich sicher auch vom Heiligen Vater behaupten. Dieser hat kein Recht, die Kurie zu umgehen und eine Initiative im Alleingang auf den Weg zu bringen. Und um seiner Sünden, seiner Eitelkeit willen muß er das Schicksal des heiligen Thomas teilen. Entsenden Sie Ihre Ritter, Carlo. Machen Sie ihm den Garaus.«

»Stirbt der Heilige Vater eines gewaltsamen Todes, wird er zum Märtyrer – genau wie der heilige Thomas.«

»Um so besser. Wird sein gewaltsamer Tod richtig choreographiert, kann diese ganze unerfreuliche Affäre noch ein Ende nehmen, das unseren Zwecken nützt.«

»Wie das, Euer Eminenz?«

»Können Sie sich die Wogen der Empörung vorstellen, die über die Juden hereinbrechen werden, wenn der Heilige Vater in einer Synagoge ermordet wird? Für einen Attentäter mit den Fähigkeiten Ihres Freundes müßte das zu schaffen sein. Sobald der Papst beseitigt ist, starten wir eine Kampagne gegen den Papstattentäter aus Israel, der sich in unserer Mitte niedergelassen und unsere kostbarsten Kunstwerke restauriert hat, während er in Wirklichkeit auf eine Chance gelauert hat, den Heiligen Vater zu ermorden. Eine bemerkenswerte Story, Carlo, der die Medien der ganzen Welt sicher nicht widerstehen werden.«

»Ob sie sie auch glauben werden, Euer Eminenz?«

»Zweifelsohne – wenn Sie Ihren Auftrag korrekt ausführen.«

Danach senkte sich Schweigen auf sie herab, so daß das Knirschen ihrer Schritte auf dem Kies des Parkweges das einzige Geräusch um sie herum war. Casagrande fühlte nicht mehr, wie seine Füße den Boden berührten; er glaubte fast zu schweben und die Szene aus der Vogelschau zu beobachten: die alte Abtei, das Gartenlabyrinth, drei Männer – die

Heilige Dreifaltigkeit der Crux Vera, die in aller Ruhe überlegte, ob sie einen Papst ermorden sollte.

Casagrande umklammerte den Griff seines Regenschirms und versuchte zu erkennen, ob dieser real oder nur ein Traumobjekt war. Er wünschte sich, der Schirm könnte ihn forttragen, in eine andere Zeit versetzen – in jene Zeit, bevor ihn sein Glaube und seine Rachsucht dazu gebracht hatten, ebenso grausam und niederträchtig wie seine Feinde zu handeln. Er sah Angelina in der Villa Borghese auf einer Decke im Schatten einer Steinpinie sitzen. Er beugte sich über sie, um sie zu küssen, und erwartete, daß ihre Lippen nach Erdbeeren schmeckten, aber sie schmeckten nach Blut. Er glaubte, eine Stimme zu hören. In seinen Gedanken war das Angelinas Stimme, die davon sprach, daß sie ihren nächsten Sommerurlaub gern in den Dolomiten verbringen würde.

In Wirklichkeit war es jedoch Kardinal Brindisi, der eindringlich erklärte, weshalb die Ermordung des Papstes den Interessen der Crux Vera *und* der Kirche dienen würde. Wie leicht der Kardinal von Mord spricht, dachte Casagrande. Und dann stand plötzlich alles ganz klar vor seinem Auge. Die Kirche in Aufruhr. Zeit für eine bewährte Führerschaft. Nach dem Tod des Heiligen Vaters würde Brindisi diesmal ergreifen, was das vorige Konklave ihm verweigert hatte.

Casagrande sammelte seine Truppen und rückte vorsichtig zum Gegenangriff vor: »Wenn ich die Angelegenheit einmal vom operativen Standpunkt aus beleuchten darf, Eurer Eminenz, ist die Ermordung eines Papstes nichts, was sich improvisieren ließe. Ein solches Unternehmen erfordert monate-, ja vielleicht sogar jahrelange Vorbereitungen.« Er machte eine Pause, weil er damit rechnete, von Brindisi unterbrochen zu werden, aber der Kardinal ging einfach nur weiter – mit dem Schritt eines Mannes, der noch eine lange Strecke vor sich hat. Also fuhr Casagrande fort: »Sobald der

Heilige Vater das Gebiet des Vatikanstaats verläßt, steht er unter dem Schutz der hiesigen Polizei und der staatlichen Sicherheitsdienste. Im Augenblick haben sich diese beiden wegen unseres angeblichen Papstattentäters überworfen. Sie werden den Heiligen Vater mit einem Wall umgeben, der unmöglich zu durchdringen ist.«

»Was Sie sagen, ist wahr, Carlo. Aber es gibt zwei Faktoren, die sich gewaltig zu unseren Gunsten auswirken werden. *Sie* arbeiten beim Sicherheitsdienst des Vatikans. Sie können einen Mann in die unmittelbare Nähe des Heiligen Vaters schleusen, wann immer Sie wollen.«

»Und der zweite Faktor?«

»Der Mann, den Sie in die Nähe des Heiligen Vaters schleusen werden, ist der Leopard.«

»Ich bezweifle, daß selbst der Leopard einen solchen Auftrag übernehmen würde, Euer Eminenz.«

»Bieten Sie ihm Geld, viel Geld. Darauf springen solche Kreaturen immer an.«

Casagrande hatte das Gefühl, mit dem Schädel gegen die Mauern der alten Abtei zu rammen. Trotzdem beschloß er, einen letzten Vorstoß zu wagen.

»Als ich damals von den Carabinieri in den Vatikan gekommen bin, habe ich einen heiligen Eid geschworen, den Papst zu beschützen. Jetzt verlangt Ihr, daß ich diesen Eid breche, Euer Eminenz.«

»Sie haben auch einen heiligen Eid geschworen, der Crux Vera und mir persönlich zu gehorchen – einen Eid, der Ihnen absoluten Gehorsam auferlegt.«

Casagrande blieb stehen und wandte sich dem Kardinal zu, dessen Brillengläser mit Regentropfen besprenkelt waren. »Ich hatte gehofft, meine Frau und meine Tochter dereinst im himmlischen Königreich wiederzusehen, Euer Eminenz. Aber den Mann, der diese Tat ausführt, erwartet gewiß nur die ewige Verdammnis.«

»Das Fegefeuer muß Ihnen keine Sorgen bereiten, Carlo. Ich werde Ihnen die Absolution erteilen.«

»Liegt das wirklich in Eurer Macht? Können Sie die Seele eines Mannes retten, der einen Papst ermordet?«

»Natürlich kann ich das!« fauchte Brindisi, als halte er diese Frage für blasphemisch. Dann wurden seine Haltung und sein Tonfall milder. »Sie sind müde, Carlo. Diese Angelegenheit war für uns alle eine langwierige und schwierige. Aber es gibt eine Lösung, und bald ist alles vorbei.«

»Aber für wen, Euer Eminenz? Für uns? Für die Kirche?«

»*Er* will die Kirche vernichten. *Ich* will sie retten. Auf wessen Seite stehen Sie?«

Nach kurzem Zögern antwortete Casagrande: »Ich halte zu Euch, Euer Eminenz. Und zur heiligen Mutter Kirche.«

»Das habe ich nicht anders erwartet.«

»Nur noch eine Frage: Habt Ihr die Absicht, den Heiligen Vater in die Synagoge zu begleiten? Ich möchte auf keinen Fall, daß Ihr in der Nähe seid, wenn diese schreckliche Tat verübt wird.«

»Als mir der Heilige Vater dieselbe Frage gestellt hat, habe ich erklärt, am Freitag an einer Grippe zu erkranken, die mir leider nicht gestatten werde, an seiner Seite zu weilen.«

Casagrande ergriff die Hand des Kardinals und küßte fieberhaft den Ring. Brindisi streckte seine langen Finger aus und zeichnete auf Casagrandes Stirn das Kreuz. Aus seinem Blick sprach keine Liebe – nur Kälte und grimmige Entschlossenheit. Auf Casagrande wirkte es, als erteile er einem Sterbenden die Letzte Ölung.

Kardinal Brindisi fuhr als erster nach Rom zurück. Casagrande und Roberto Pucci blieben allein im Garten der Villa Galatina.

»Man braucht nicht besonders scharfsinnig zu sein, um zu

erkennen, daß Sie nicht mit ganzem Herzen hinter der Sache stehen, Carlo.«

»Nur ein Irrer würde sich über die Gelegenheit freuen, einen Papst zu ermorden.«

»Was haben Sie nun vor?«

Casagrande scharrte mit der Schuhspitze im Kies, dann sah er zu den Zypressen auf, die sich im Wind bogen. Er wußte, daß er im Begriff war, einen Kurs einzuschlagen, der letztlich zu seiner eigenen Vernichtung führen würde.

»Ich fahre nach Zürich«, sagte Casagrande. »Ich werde einen Attentäter engagieren.«

WIEN

Eli Lavons Büro sah wie der Befehlsbunker einer Armee auf dem Rückzug aus. Aufgeschlagene Ordner lagen kreuz und quer auf den Tischen, und die Landkarten an den Wänden hingen teilweise schief. Aschenbecher quollen von nur halb gerauchten Zigaretten über, und ein Papierkorb barg die Reste einer erbärmlichen Mahlzeit aus dem Straßenverkauf eines Restaurants. Ein Becher mit längst kaltem Kaffee balancierte gefährlich schief auf einem Bücherstapel. In einer Ecke flimmerte ein Fernseher mit leisem Ton unbeachtet vor sich hin.

Lavon hatte sie offensichtlich erwartet. Er riß die Tür auf, bevor Gabriel auch nur klingeln konnte, und zog sie herein, als kämen sie mit großer Verspätung zu einer zu ihren Ehren veranstalteten Dinnerparty. Während er sie den Flur entlangführte, schwenkte er das Fax mit Schwester Reginas Bericht und löcherte Gabriel mit Fragen. *Wo hast du das entdeckt? Wieso warst du noch mal in München? Weißt du, was für eine Panik du ausgelöst hast? Der halbe Dienst fahndet nach dir! Mein Gott, Gabriel, du hast uns vielleicht erschreckt!*

Schamron sagte nichts. Schamron hatte genügend Katastrophen überlebt, um zu wissen, daß er zu gegebener Zeit alles erfahren würde, was er wissen mußte. Während Lavon auf Gabriel einredete, ging der Alte vor dem Fenster zum Hof auf und ab. In dem schußsicheren Glas war sein Spiegelbild zu sehen. Gabriel erschien dieses Bild wie eine andere Version Schamrons. Jünger und trittsicherer. Schamron der Unbesiegbare.

Gabriel ließ sich schwer aufs Sofa fallen. Chiara saß neben ihm, als er den Umschlag hervorholte, den Frau Ratzinger ihm in München gegeben hatte, und ihn auf den Couchtisch legte, auf dem sich Aktenordner stapelten. Lavon setzte seine auf die Stirn hochgeschobene Lesebrille zurück auf die Nase und zog vorsichtig den Inhalt aus dem Umschlag: eine Fotokopie eines zweiseitigen, anderthalbzeilig mit Maschine geschriebenen Dokuments. Er senkte den Kopf und begann zu lesen. Im nächsten Augenblick wurde er leichenblaß, und die Blätter zitterten in seinen Händen. Er sah zu Gabriel hinüber und flüsterte: »Unglaublich!«

Lavon hielt die Fotokopie Schamron hin. »Ich glaube, das hier sollten Sie sich ansehen, Boss.«

Schamron blieb gerade lange genug stehen, um einen Blick auf den Briefkopf werfen zu können, dann setzte er sich wieder in Bewegung. »Lesen Sie's mir vor, Eli«, verlangte er. »Bitte auf deutsch. Ich will es auf deutsch hören.«

REICHSMINISTERIUM DES AUSWÄRTIGEN

An: SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann,
RSHAIVB₄

Von: Unterstaatssekretär Martin Luther, Deutschland-Abteilung, betreffs der Politik des Heiligen Stuhls in bezug auf die Judenfrage.

Berlin, 30. März 1942

64-34 25/1

Meine Besprechung mit Seiner Eminenz Bischof Sebastiano Lorenzi im Herz-Jesu-Kloster in Oberitalien war ein voller Erfolg. Wie Sie wissen, ist Bischof Lorenzi im vatikanischen Staatssekretariat der führende Fachmann für die Beziehungen zwischen dem Reich und dem Heiligen

Stuhl. Darüber hinaus ist er Mitglied eines als Crux Vera bekannten ultrakonservativen katholischen Geheimordens, der dem Nationalsozialismus von Anfang an sehr positiv gegenübergestanden hat. Bischof Lorenzi gehört zu den engsten Vertrauten des Heiligen Vaters und spricht täglich mit ihm. Die beiden waren gemeinsam auf dem Gregorianischen Kolleg, und Bischof Lorenzi war entscheidend am Zustandekommen des 1933 zwischen dem Reich und dem Heiligen Stuhl geschlossenen Konkordats beteiligt.

Seit längerer Zeit arbeite ich eng mit Bischof Lorenzi zusammen. Meinem Eindruck nach ist er mit unserer Judenpolitik vorbehaltlos einverstanden, obwohl er dies aus begreiflichen Gründen nicht offen sagen darf. Er verbrämt seine Position in der Judenfrage als theologischen Standpunkt, läßt aber in freimütigen Augenblicken die Überzeugung erkennen, daß die Juden eine gesellschaftliche und wirtschaftliche Gefahr darstellen und darüber hinaus Ketzer und Todfeinde der römisch-katholischen Kirche sind. Bei unserer Besprechung, die in dem angenehmen Rahmen eines am Gardasee gelegenen Klosters stattfand, haben wir nicht nur über viele Aspekte unserer Judenpolitik, sondern auch darüber gesprochen, weshalb diese ungehindert fortgeführt werden muß. Den nachhaltigsten Eindruck auf Bischof Lorenzi scheint mein Hinweis gemacht zu haben, eine nicht rechtzeitige und gründliche Ausrottung der Juden werde zur Entstehung eines Judenstaats im Heiligen Land führen. Zur Unterstützung meiner These habe ich ausführlich aus Ihrer 1938 zu diesem Thema vorgelegten Denkschrift zitiert, in der Sie argumentiert haben, ein jüdischer Staat in Palästina werde die Macht des Judentums juristisch und völkerrechtlich mehrern, weil selbst ein Kleinstaat dem Juden die Möglichkeit biete, Botschafter und Delegierte in alle Welt zu entsen-

den, um seinem Vormachtstreben Genüge zu tun. In dieser Beziehung wäre der Jude somit dem politischen Katholizismus gleichberechtigt, was Bischof Lorenzi um jeden Preis verhindern will. Weder er noch der Heilige Vater möchte erleben, daß Juden die geheiligten Stätten des Christentums im Heiligen Land kontrollieren. Ich habe unsere Auffassung, daß ein päpstlicher Protest gegen die Erfassungen und Deportationen ein klarer Bruch des Konkordats sei, unmißverständlich deutlich dargelegt. Zugleich habe ich meine Überzeugung unterstrichen, ein päpstlicher Protest würde entscheidende und katastrophale Auswirkungen auf unsere Judenpolitik haben. Doch Bischof Lorenzi erkennt besser als viele andere, welche Macht der Heilige Stuhl in dieser Angelegenheit besitzt, und wird sein Möglichstes tun, um sicherzustellen, daß der Papst weiter schweigt. Ich glaube, daß es dem Papst mit Bischof Lorenzis Unterstützung gelingen wird, den Proteststurm unserer Feinde abzuwehren und seine strikt neutrale Haltung zu behaupten. Meiner Auffassung nach ist unsere Position im Vatikan gestärkt, und wir brauchen von Seiten des Heiligen Stuhls oder der Katholiken in unserem Einflußbereich mit keinem ernstlichen Widerstand gegen unsere Judenpolitik zu rechnen.

Schamron war stehengeblieben und schien sein Spiegelbild im Fensterglas zu studieren. Er ließ sich mit dem Anzünden seiner nächsten Zigarette viel Zeit. Gabriel merkte ihm an, daß er vier Züge vorausdachte. »Wir haben schon lange nicht mehr miteinander geredet«, sagte er. »Ich denke, bevor wir weitermachen, solltest du erzählen, wie du zu diesem Schriftstück gekommen bist.«

Als Gabriel zu erzählen begann, nahm Schamron seine Wanderung vor dem Fenster wieder auf. Gabriel berichtete, wie er in London bei Peter Malone gewesen war und am

nächsten Morgen in Radio Riviera von der Ermordung des Journalisten gehört hatte. Er schilderte seine Begegnung mit Inspektor Alessio Rossi in der »Pensione Abruzzi« und die Schießerei, bei der Rossi und vier weitere Polizeibeamte den Tod fanden, dann begründete er seinen Entschluß, die Jacht zu kapern, um seine Ermittlungen fortsetzen zu können, statt nach Israel zurückzukehren.

»Du hast etwas vergessen«, unterbrach ihn Schamron. Er sprach uncharakteristisch sanft, als habe er ein Kind vor sich. »Ich habe Schimon Pazners Einsatzbericht gelesen. Nach seiner Schilderung seid ihr beim Verlassen der sicheren Wohnung beschattet worden – von zwei Männern in einem beigefarbenen Lancia. Das zweite Team hat diesen Wagen abgedrängt, und ihr habt ohne weitere Zwischenfälle die Bucht erreicht, in der das Schlauchboot bereitlag. Ist das richtig?«

»Ich habe den Lancia nie gesehen. Ich weiß nur, was Pazner mir darüber erzählt hat. Die Leute in jenem Wagen haben uns möglicherweise beschattet – oder sie waren völlig harmlose Römer, die uns die größte Überraschung ihres Lebens verdanken.«

»Möglich, aber zweifelhaft. Denn kurze Zeit später ist der beigefarbene Lancia unweit der *Stazione Termini* aufgefunden worden. Am Steuer saß ein gewisser Marwan Asiz, den wir als Agenten des PLO-Nachrichtendienstes kennen. Er war von drei Schüssen durchbohrt. Marwan Asiz war einer der beiden Männer, die euch beschattet haben. Ich frage mich, wohin der zweite Mann verschwunden ist. Ich frage mich, ob er Asiz ermordet hat. Aber ich schweife ab. Bitte, sprich weiter.«

Gabriel, den Schamrons Mitteilung beeindruckt hatte, berichtete weiter. Von der Überfahrt nach Cannes. Vom Besuch bei Antonella Huber, die ihm die Originalaufzeichnungen ihrer Mutter, der ehemaligen Schwester Regina, über-

lassen hatte. Von dem Sterbenden, den er in einem Wäldchen außerhalb von St.-Cézaire zurückgelassen hatte. Von der mitternächtlichen Durchsuchung in Benjamins Wohnung und der beinahe tödlichen Konfrontation mit Frau Ratzinger, der alten Hausmeisterin. Schamron unterbrach diese Wanderung nur einmal: als Gabriel gestand, Carlo Casagrande am Telefon gedroht zu haben. Eine verständliche Reaktion, besagte der Ausdruck auf dem faltigen Gesicht des Alten, aber kein Benehmen, das er von einem gutausgebildeten und erfahrenen Agenten wie Gabriel erwartet hätte.

»Womit wir bei der auf der Hand liegenden nächsten Frage wären«, spann Schamron den Faden weiter. »Ist dieses Dokument echt? Oder ist es das vatikanische Gegenstück zu den Hitler-Tagebüchern?«

Lavon hielt es hoch. »Sehen Sie diese Markierungen? Die finden sich auch auf Schriftstücken aus dem KGB-Archiv. Ich vermute, daß die Russen nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion bei einem Großreinemachen in ihren Archiven auf das Dokument gestoßen sind. Irgendwie muß es dann in Benjamins Hände gelangt sein.«

»Aber ist es ein Schwindel?«

»Für sich allein ließe es sich leicht als eine geschickte Fälschung abtun, mit der der KGB die katholische Kirche in Mißkredit bringen wollte. Schließlich haben sich Kirche und KGB in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts erbitterte Kämpfe geliefert – vor allem während der Krise in Polen und zu Wojtylas Amtszeit.«

Gabriel beugte sich nach vorn, die Ellbogen auf die Knie gestützt. »Aber wenn man das Dokument im Zusammenhang mit Schwester Reginas Bericht und meinen sonstigen Informationen liest?«

»Dann ist es vermutlich das belastendste Einzeldokument, das ich je gesehen habe. Ein hoher Abgesandter des Vatikans, der beim Abendessen mit Martin Luther über Völker-

mord diskutiert? In einem idyllisch gelegenen Kloster am Gardasee? Kein Wunder, daß für dieses Schriftstück getötet wurde. Wird es veröffentlicht, kommt das einer Atombombendetonation auf dem Petersplatz gleich.«

»Kann du seine Echtheit prüfen lassen?«

»Ich habe ein paar Kontakte zum Föderalen Sicherheitsdienst FSB, dem KGB-Nachfolger. Auch der stille kleine Mann, der dort drüben am Fenster steht, hat welche. Obwohl er nicht gern darüber spricht, hat er Freunde am Derschinskij-Platz, mit denen er im Lauf der Jahre schon oftmals zusammengearbeitet hat. Ich wette, daß er dieser Sache binnen weniger Tage auf den Grund gehen könnte, wenn er wirklich wollte.«

Schamron sah zu Lavon hinüber, als wollte er sagen, dafür brauche er höchstens einen Nachmittag.

»Und was tun wir dann mit diesen Informationen?« erkundigte sich Gabriel. »Sie der *New York Times* zuspielen? Ein Memorandum aus dem Dritten Reich, das über KGB und israelischen Geheimdienst an die Öffentlichkeit gelangt? Die Kirche würde leugnen, daß das Treffen jemals stattgefunden hat, und zum Gegenangriff übergehen. Nur sehr wenige Leute würden *uns* glauben. Und wir würden damit die Beziehungen zwischen Israel und dem Vatikan vergiften. Alles, was Papst Johannes Paul II. für die Verbesserung der Beziehungen zwischen Katholiken und Juden getan hat, würde in Flammen aufgehen.«

Auf Lavons Gesicht erschien ein frustrierter Ausdruck. »Wie sich Papst Pius und der Vatikan im Zweiten Weltkrieg verhalten haben, ist eine Frage von staatlichem Interesse für die Regierung Israels. In der katholischen Kirche gibt es Bestrebungen, Pius XII. heiligzusprechen. Die israelische Regierung vertritt die Auffassung, es dürfe keine Kanonisierung geben, bevor nicht alle einschlägigen Dokumente aus dem Geheimarchiv freigegeben und gesichtet sind. Dieses Mate-

rial hier sollte dem Außenministerium in Tel Aviv übergeben werden, damit es entsprechend handeln kann.«

»Das sollte es, Elijah«, pflichtete Schamron ihm bei, »aber ich fürchte, Gabriel hat recht. Dieses Dokument ist zu gefährlich, um veröffentlicht zu werden. Was, glaubst du, würde der Vatikan dazu sagen? ›Ach, du liebe Güte, wie konnte das nur passieren? Tut uns schrecklich leid.‹ Nein, das täte er nicht. Er würde uns angreifen, und unser Schuß würde nach hinten losgehen. Unsere Beziehungen zum Vatikan sind bestenfalls dürftig. Im dortigen Staatssekretariat gibt es genügend Leute, die jeden noch so kleinen Anlaß – auch unsere Verwicklung in diese Affäre – nutzen würden, um diese Beziehungen wieder zu kappen. Soll die Sache doch noch ihr Gutes haben, muß sie von Insidern diskret und taktvoll behandelt werden.«

»Von Ihnen etwa? Entschuldigung, Boss, aber die Worte *diskret* und *taktvoll* drängen sich mir nicht gerade auf, wenn ich an Sie denke. Lev hat Gabriel und Ihnen gestattet, wegen Benis Tod zu ermitteln, nicht jedoch, unsere Beziehungen zum Heiligen Stuhl aufs höchste zu gefährden. Sie sollten das Material dem Außenministerium übergeben und nach Tiberias zurückkehren.«

»Unter normalen Umständen würde ich Ihren Rat vielleicht befolgen, aber die Situation hat sich inzwischen geändert, fürchte ich.«

»Wie meinen Sie das, Boss?«

»Der Anruf, den ich heute morgen bekommen habe, kam von Aaron Schiloh, unserem Botschafter beim Heiligen Stuhl. Der Terminplan des Papstes scheint unerwartet um einen Punkt erweitert worden zu sein.«

»Womit wir wieder bei den Gentlemen wären, die euch beschattet haben, als ihr die sichere Wohnung in Rom verlassen habt.« Schamron setzte sich Gabriel gegenüber und legte ein

Photo auf den Couchtisch. »Diese Aufnahme ist vor fünfzehn Jahren in Bukarest gemacht worden. Erkennst du ihn?«

Gabriel nickte. Der Mann auf dem Photo war der gemeinhin nur als der Leopard bekannte Attentäter und Auftragsterrorist.

Schamron legte ein weiteres Photo neben das erste. »Diese Aufnahme hat Mordecai in London nur wenige Minuten nach der Ermordung von Peter Malone gemacht. Unser Labor hat die biometrischen Daten der abgebildeten Personen miteinander verglichen. Die Photos zeigen ein und denselben Mann. Peter Malone wurde vom Leoparden ermordet.«

»Und Beni?« fragte Gabriel.

»Wurde der Leopard engagiert, um Malone zu ermorden, kann er zuvor den Auftrag gehabt haben, Beni zu liquidieren. Aber das wird sich vielleicht nie aufklären lassen.«

»Du hast offenbar eine Theorie in bezug auf den in Rom erschossen aufgefundenen Palästinenser.«

»Die habe ich«, sagte Schamron. »Wir wissen, daß der Leopard lange und erfolgreich mit palästinensischen Terrorgruppen zusammengearbeitet hat. Das beweist schon die Geiselnahme auf Zypern. Wir wissen auch, daß er mit Abu Jihad weitere Terroranschläge gegen israelische Bürger ausgeheckt hatte. Zum Glück hast du Abu Jihads illustre Karriere abrupt beendet, so daß der Leopard nicht mehr wie geplant zum Einsatz kam.«

»Du glaubst, der Leopard hat seine Beziehungen zu den Palästinensern wiederbelebt, um mich zu finden?«

»Dafür scheint leider einiges zu sprechen. Die Crux Vera wünscht deinen Tod ebenso wie viele Leute in Palästinenserkreisen. Ich halte es für durchaus möglich, daß der Leopard der zweite Mann in jenem Lancia war – und daß er Marwan Asiz erschossen hat, um seine Spuren zu verwischen.«

Gabriel griff nach den Photos und studierte sie so sorgfältig, als vergleiche er zwei Gemälde – eines, das zweifelsfrei au-

thentisch war, und ein anderes, das demselben Maler zugeschrieben wurde. Mit bloßem Auge waren kaum Gemeinsamkeiten zu erkennen, aber er wußte aus langer Erfahrung, daß sich die Gesichtserkennungssoftware des Labors nur sehr selten irrte. Dann schloß er die Augen und sah verschiedene Gesichter an sich vorbeiziehen. Die Gesichter von Ermordeten: *Felici ... Manzini ... Carcassi ... Stern ... Rossi ...* Zuletzt erblickte er einen Mann in weißer Soutane, der in Rom eine Synagoge am Tiber betrat. *In einer blutbefleckten Soutane.*

Er öffnete die Augen wieder und sah zu Schamron hinüber. »Wir müssen den Papst warnen und ihm mitteilen, daß er wahrscheinlich in größter Lebensgefahr schwebt.«

Schamron verschränkte die Arme und ließ sein Kinn auf die Brust sinken. »Und wie stellen wir das an? Indem wir die Telefonauskunft in Rom anrufen und uns seine Privatnummer geben lassen? Dort passiert alles auf dem Dienstweg, und die römische Kurie ist für ihre Behäbigkeit berüchtigt. Geht unser Botschafter den gewöhnlichen Weg über das Staatssekretariat, kann es Wochen dauern, bis er einen Termin für eine Audienz bekommt. Versuchen wir, den Papst über den Sicherheitsdienst des Vatikans zu erreichen, treffen wir direkt auf Carlo Casagrande und seine der Crux Vera ergebenden Leute. Wir müssen jemanden finden, der uns die Hintertreppe des Vatikanpalasts hinaufführen kann, damit wir privat mit dem Papst sprechen können. Und das muß vor kommendem Freitag passieren. Sonst verläßt Seine Heiligkeit die Große Synagoge in Rom vielleicht nicht mehr lebendig – und genau *das* können wir auf keinen Fall brauchen.«

Nach diesen Überlegungen herrschte langes Schweigen. Es wurde von Gabriel gebrochen. »Ich kenne jemanden, der uns Zutritt zum Papst verschaffen kann«, sagte er ruhig. »Aber dazu muß ich wieder nach Venedig.«

ZÜRICH

Carlo Casagrande ging rasch den von Kronleuchtern erhellten Flur im vierten Stock des Hotels »St. Gotthard« entlang und machte vor dem Zimmer 423 halt. Er sah auf seine Armbanduhr – neunzehn Uhr zwanzig, pünktlich zur geforderten Zeit – und klopfte zweimal. Ein selbstbewußtes Klopfen: nachdrücklich genug, um seine Ankunft anzukündigen, aber nicht so laut, daß es die Gäste in den benachbarten Zimmern stören konnte. »Herein!« rief eine Stimme auf italienisch. Für einen Ausländer sprach dieser Mann ein sehr gutes Italienisch. Die Tatsache, daß er es ohne die Spur eines deutschen Akzents beherrschte, beunruhigte Casagrande mehr, als er wahrhaben wollte.

Er öffnete die Tür und trat ein, wobei er auf der Schwelle kurz stehenblieb. Ein Lichtkeil vom nächsten Kronleuchter auf dem Flur erhellte das Zimmer kurz, weshalb Casagrande für einen kurzen Augenblick die Umrisse einer Gestalt in einem Ohrensessel ausmachen konnte. Als die Tür hinter ihm zufiel, herrschte völlige Dunkelheit. Casagrande tastete sich langsam voran, bis er sich das Schienbein am Rand eines Couchtischs stieß. So ließ ihn der Unsichtbare einige schmerzvolle Sekunden lang verharren. Endlich flammte eine starke Stablampe wie der Scheinwerfer eines Wachturms auf und leuchtete Casagrande direkt in die Augen. Er hob eine Hand und versuchte, sich vor dem gleißend hellen Licht zu schützen, das seine Hornhaut wie Nadelstiche durchbohrte.

»Guten Abend, General.« Eine verführerische, ölig sanfte Stimme sprach ihn an. »Haben Sie das Dossier mitgebracht?«

Casagrande hielt seinen Aktenkoffer hoch. Eine Stetschkin mit Schalldämpfer rückte ins Licht und forderte ihn auf, fortzufahren. Casagrande nahm das Dossier heraus und legte es wie eine Opfergabe auf den Couchtisch. Der Lichtstrahl kippte nach unten, während die Hand mit der Pistole den Ordner aufschlug. *Dieses Licht ...* Casagrande stand plötzlich auf dem Gehsteig vor seinem Apartmenthaus in Rom und betrachtete die verstümmelten Körper Angelinas und seiner Tochter im Lichtstrahl der Stablampe zweier Polizeibeamter. *Sie waren sofort tot, General Casagrande. Sie können sich wenigstens damit trösten, daß Ihre Angehörigen nicht leiden mußten.*

Die Stablampe schwenkte ruckartig nach oben. Casagrandes Versuch, seine Augen zu schützen, kam zu spät. Der Lichtstrahl fand sie, und einige Sekunden lang hatte er das Gefühl, von einer riesigen, orangerot wabernden Kugel verschlungen zu werden.

»Soviel zu der Vorstellung, das Mittelalter sei vorüber«, sagte der Attentäter. Er schob das Dossier wieder über den Tisch hinüber. »Er wird zu gut bewacht. Das ist kein Auftrag für einen Profi, sondern für einen Märtyrer. Suchen Sie sich einen anderen.«

»Ich brauche Sie.«

»Woher soll ich wissen, daß ich nicht in eine Falle gelockt werden soll wie dieser Idiot aus Istanbul? Ich habe absolut keine Lust, für den Rest meiner Jahre in irgendeinem italienischen Gefängnis zu verfaulen und einen Papst um Verzeihung anzuflehen.«

»Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß Sie nicht als Bauernopfer oder Sündenbock in irgendeinem größeren Spiel dienen werden. Sobald Sie diesen Auftrag für mich ausgeführt haben, erhalten Sie mit meiner Hilfe die Gelegenheit zur Flucht.«

»Das Wort eines Mörders. Wie beruhigend! Warum sollte ich Ihnen trauen?«

»Weil ich nichts täte, um Sie zu verraten.«

»Wirklich nicht? Haben Sie gewußt, daß Benjamin Stern ein Agent des israelischen Geheimdiensts war, als Sie mich engagiert haben, um ihn beseitigen zu lassen?«

Mein Gott, dachte Casagrande, *woher weiß er das?* Er überlegte, ob er die Wahrheit sagen sollte, entschied sich aber dagegen. »Nein«, sagte er. »Ich wußte nicht, daß der Professor irgend etwas mit dem israelischen Geheimdienst zu tun hatte.«

»Das hätten Sie aber wissen müssen.« Die Stimme seines Gegenübers klang plötzlich scharf wie die Klinge einer Machete. »Und wußten Sie, daß ein israelischer Agent namens Gabriel Allon Ermittlungen zu Sterns Tod durchführt – und auch zu den Aktivitäten Ihrer kleinen Gruppe?«

»Seinen Namen höre ich in diesem Augenblick zum erstenmal. Sie haben offenbar ein paar eigene Ermittlungen angestellt.«

»Ich mache es mir zur Aufgabe, mich zu informieren, wenn jemand hinter mir her ist. Ich weiß auch, daß Allon in Rom in der »Pensione Abruzzi« mit Inspektor Alessio Rossi zusammen war, als Sie ein Heer von Carabinieri entsandt haben, um ihn liquidieren zu lassen. Sie hätten mit Ihren Problemen zu mir kommen sollen, General. Dann wäre Allon jetzt tot.«

Wie? Woher weiß dieses Ungeheuer von dem Israeli und von Rossi? Wie ist das nur möglich? dachte Casagrande. *Er ist ein Schlägertyp, stellte er fest. Schlägertypen mögen es, besänftigt zu werden.* Er beschloß, die Rolle des Beschwichtigers zu spielen – keine Rolle, die ihm von Natur aus lag.

»Ja, Sie haben recht«, lenkte er in versöhnlichem Tonfall ein. »Ich hätte zu Ihnen kommen sollen. Offenbar wäre das für uns beide besser gewesen. Darf ich mich setzen?«

Der Lichtstrahl blieb noch einen Augenblick auf sein Gesicht gerichtet, dann senkte er sich und fiel auf einen Sessel dicht neben ihm. Casagrande setzte sich und ließ seine Hände auf den Knien ruhen. Das Licht stach ihm weiter in die Augen.

»Die Frage ist, General, ob ich Ihnen genug trauen kann, um wieder für Sie zu arbeiten – vor allem bei einem Auftrag dieser Art.«

»Vielleicht kann ich Ihr Vertrauen erwerben.«

»Womit?«

»Natürlich mit Geld.«

»Das würde sehr viel Geld erfordern.«

»Der Betrag, an den ich denke, wäre beträchtlich«, sagte Casagrande. »Eine Summe, von der die meisten Männer vermutlich sehr, sehr lange leben könnten.«

»Ich höre.«

»Vier Millionen Dollar.«

»Fünf Millionen«, widersprach der Killer. »Eine Hälfte sofort, die andere nach Ausführung.«

Casagrande hielt seine Kniescheiben umklammert und versuchte, sich seine Nervosität nicht anmerken zu lassen. Dies war etwas anderes als eine Auseinandersetzung mit Kardinal Brindisi. Die Sanktionen des Leoparden tendierten dazu, endgültig zu sein.

»Fünf Millionen«, stimmte Casagrande zu. »Aber Sie bekommen nur *eine* Million als Vorschuß. Verschwinden Sie mit diesem Geld, ohne unseren Vertrag einzuhalten, ist das Ihre Sache. Wollen Sie jedoch die restlichen vier Millionen ...« Casagrande machte eine Pause. »Vertrauen basiert auf Gegenseitigkeit, fürchte ich.«

Es folgte ein langes, unbehagliches Schweigen – so lange, daß Casagrande etwas nach vorn rutschte und aufstehen wollte, um zu gehen. Er erstarrte, als der Attentäter sagte: »Erzählen Sie mir, wie die Sache ablaufen würde.«

Casagrande sprach fast eine Stunde lang – ein erfahrener Polizeibeamter, der gelassen den Ablauf einer ziemlich profanen Serie von Straßenverbrechen schildert. Die ganze Zeit über bohrte sich das Licht in seine Augen. Ihm wurde heiß. Sein Jackett war durchgeschwitzt und klebte an seinem Rücken. Er wünschte sich, der Kerl würde die verdammte Lampe ausschalten. Er hätte dem Ungeheuer lieber in einem stockfinsternen Raum gegenübergesessen, als noch länger in dieses grelle Licht starren zu müssen.

»Haben Sie die Anzahlung mitgebracht?«

Casagrande ließ eine Hand sinken und schlug leicht auf den Deckel seines Aktenkoffers.

»Zeigen Sie her.«

Casagrande legte den Aktenkoffer auf den niedrigen Tisch, öffnete ihn und drehte ihn so, daß der Attentäter das Geld sehen konnte.

»Wissen Sie, was passiert, wenn Sie mich reinlegen?«

»Ich kann es mir vorstellen«, antwortete Casagrande. »Aber ich finde, ein Vorschuß in dieser Höhe müßte reichen, um zu beweisen, daß ich in gutem Glauben handle.«

»Glaube? Ist das Ihre Motivation für diese Tat?«

»Es gibt Dinge, die Sie nicht zu wissen brauchen. Also, übernehmen Sie den Auftrag?«

Der Attentäter klappte den Aktenkoffer zu und ließ ihn in der Dunkelheit verschwinden.

»Noch eine letzte Sache«, sagte Casagrande. »Um die Kontrollen von Schweizergarde und Carabinieri passieren zu können, brauchen Sie einen vom Sicherheitsdienst ausgestellten Ausweis. Haben Sie das Photo mitgebracht?«

Casagrande hörte Stoff rascheln, dann erschien eine Hand, die ihm ein Paßphoto hinhielt. Schlechte Qualität. Casagrande vermutete, daß es aus einem Fotoautomaten stammte. Er betrachtete es und fragte sich, ob dies wirklich das Gesicht des unter dem Namen Leopard bekannten eiskalten

Killers war. Der Attentäter schien seine Gedanken zu erraten, denn einige Sekunden später tauchte die Stetschkin wieder im Licht auf. Sie zielte genau auf Casagrandes Herz.

»Möchten Sie mich etwas fragen?«

Casagrande schüttelte den Kopf.

»Gut«, sagte der Attentäter. »Dann raus jetzt.«

VENEDIG

Hochwasser schwappte an die Stufen vor dem Portal der Kirche San Zaccaria, als Francesco Tiepolo, der eine gelbe Öljacke und kniehohe Gummistiefel trug, in der einsetzenden Abenddämmerung schwerfällig über den unter Wasser stehenden Platz stapfte. Er betrat die Kirche und brüllte frevlerisch laut: »Schluß für heute!« Adriana Zinetti schien von ihrem Arbeitsplatz am Hochaltar herabzuschweben. Antonio Politi gähnte umständlich und machte alle möglichen Lockerungsübungen, die Tiepolo demonstrieren sollten, welchen Tribut dieser Arbeitstag von seinem jungen Körper gefordert hatte. Tiepolo sah zu dem Bellini auf. Das Gerüst war wie immer verhängt, aber die Leuchtstofflampen brannten nicht. Er mußte sich gewaltig beherrschen, um nicht loszuschreien.

Antonio Politi erschien an Tiepolos Seite und legte ihm eine farbverschmierte Hand auf die breite Schulter. »Wann, Francesco? Wann kapierst du endlich, daß er nicht mehr zurückkommt?«

Wann, ja wann? Der Junge war noch nicht reif für Bellinis Meisterwerk, aber Tiepolo blieb nichts anderes übrig, als es ihm anzuvertrauen, wenn die Kirche rechtzeitig zum Beginn der Touristensaison im Frühjahr wiedereröffnet werden sollte. »Lassen wir ihm noch einen Tag Zeit«, sagte er, ohne den Blick von dem verhängten Gerüst zu nehmen. »Ist er bis morgen nachmittag nicht wieder da, darfst du die Restaurierung zu Ende führen.«

Antonios Freude wurde durch sein unverhohlenes Inter-

esse für die hochgewachsene, schwarzhaarige Schöne gedämpft, die zögerlich das Kirchenschiff entlang auf sie zukam. Sie hatte dunkle Augen und eine kaum zu bändigende Lockenmähne. Tiepolo kannte sich mit Gesichtern aus. Mit Knochenstrukturen. Er hätte sein Honorar für das San-Zaccaria-Projekt darauf verwettet, daß sie Jüdin war. Irgendwie kam sie ihm bekannt vor. Er glaubte, sie schon mehrmals in der Kirche gesehen zu haben, wie sie den Restauratoren bei der Arbeit zugesehen hatte.

Antonio wollte ihr entgegengehen. Tiepolo streckte einen massigen Arm aus, verspernte ihm damit den Weg und rang sich ein gequältes Lächeln ab.

»Kann ich etwas für Sie tun, Signorina?«

»Ich suche Francesco Tiepolo.«

Antonio machte sich enttäuscht davon. Tiepolo legte seine Rechte aufs Herz – *Sie haben ihn gefunden, Schätzchen.*

»Ich bin eine Freundin von Mario Delvecchio.«

Tiepolos flirtender Blick wurde schlagartig kalt. Er verschränkte die Arme vor seiner breiten Brust und starrte sie mit zusammengekniffenen Augen an. »Wo zum Teufel steckt er?«

Die Frau sagte nichts, streckte nur eine Hand aus und gab ihm einen Zettel. Er faltete ihn auseinander und las zwei handgeschriebene Zeilen:

Dein Freund im Vatikan schwebt in großer Gefahr.

Du mußt mir helfen, ihm das Leben zu retten.

Er hob den Kopf und starrte sie ungläubig an. »Wer sind Sie?«

»Das tut nichts zur Sache, Signor Tiepolo.«

Seine Pranke hielt den Zettel hoch. »Wo steckt er?«

»Helfen Sie ihm, das Leben Ihres Freundes zu retten?«

»Ich werde mir anhören, was Mario zu sagen hat. Befin-

det mein Freund sich tatsächlich in Gefahr, tue ich natürlich alles, um ihn zu retten.«

»Dann müssen Sie mitkommen.«

»Jetzt?«

»Bitte, Signor Tiepolo. Die Zeit drängt.«

»Wohin gehen wir?«

Aber sie faßte ihn nur am Ellbogen und zog ihn mit sich in Richtung Kirchenportal.

Cannaregio roch nach Salz und der Lagune. Die Frau führte Tiepolo über eine Brücke, die den Rio di Ghetto Nuovo überspannte, und dann ins feuchtkalte Halbdunkel des *sotto-passaggio*. Am anderen Ende der Unterführung tauchte eine Gestalt auf: ein kleiner Mann, der die Hände in den Taschen seiner Lederjacke vergraben hatte und von einem Schein aus gelbem Natriumdampflicht umgeben war. Tiepolo blieb ruckartig stehen.

»Würdest du mir bitte erklären, was *zum Teufel* hier vorgeht?«

»Offenbar hast du meine Mitteilung erhalten.«

»Die war interessant. Aber du mußt zugeben, daß Details gefehlt haben – und eine entscheidend wichtige Information. Woher willst du – ein Restaurator namens Mario Delvecchio – wissen, daß der Papst in Lebensgefahr schwebt?«

»Weil die Arbeit als Restaurator für mich nur eine Art Hobby ist. In Wirklichkeit habe ich einen anderen Beruf, von dem nur sehr wenige Leute wissen. Verstehst du, was ich dir zu erklären versuche, Francesco?«

»Für wen arbeitest du?«

»Das ist in diesem Zusammenhang unwichtig.«

»Das ist *verdammt* wichtig, wenn du willst, daß ich dir helfe, zum Heiligen Vater vorzudringen.«

»Ich arbeite für einen Geheimdienst. Nicht ständig, sondern nur in Ausnahmefällen.«

»Zum Beispiel beim Tod eines nahen Angehörigen.«

»Genau.«

»Für welchen Dienst arbeitest du also?«

»Diese Frage möchte ich lieber nicht beantworten.«

»Das kann ich mir denken, aber wenn ich mit dem Papst reden soll, bist du mir eine Antwort schuldig. Ich wiederhole: Für welchen Dienst arbeitest du? Den SISDE? Den vaticanischen Geheimdienst?«

»Ich bin kein Italiener, Francesco.«

»Kein Italiener? Sehr komisch, Mario!«

»Ich heiße auch nicht Mario.«

Sie liefen mehrere Runden auf dem weiten Platz, Gabriel und Tiepolo nebeneinander, Chiara einige Schritte hinter ihnen. Tiepolo brauchte lange, um die Informationen zu verarbeiten, die er soeben erhalten hatte. Er war ein intelligenter Mann, ein gebildeter Venezianer mit ausgezeichneten politischen und gesellschaftlichen Verbindungen, aber die Situation, mit der er sich jetzt konfrontiert sah, lag weit außerhalb seines Erfahrungsbereichs. Er fühlte sich, als habe er gerade erfahren, Tizians Altarbild in der Kirche Santa Maria Gloriosa dei Frari sei eine von einem Russen gemalte Kopie. Zuletzt holte er tief Luft wie ein Tenor, der den Höhepunkt einer Arie schmettern will, und wandte sich Gabriel zu.

»Ich weiß noch, wie du als Junge nach Venedig gekommen bist. Das war vierundsiebzig oder fünfundsiebzig, nicht wahr?« Tiepolos Blick war auf Gabriel gerichtet, aber vor seinem inneren Auge stand das Venedig vor einem Vierteljahrhundert und eine kleine Werkstatt voller eifriger junger Gesichter. »Ich erinnere mich an deine Lehrzeit bei Umberto Conti. Du warst schon damals begabt. Du warst besser als alle anderen. Du hattest das Potential, ein ganz Großer zu werden. Umberto hat es gewußt. Ich hab es gewußt.« Tiepolo fuhr sich mit einer Pranke durch seinen dichten Voll-

bart. »Hat Umberto gewußt, wer du in Wirklichkeit bist? Hat er gewußt, daß du ein israelischer Agent bist?«

»Umberto hat nichts davon gewußt.«

»Du hast Umberto Conti getäuscht? Du solltest dich schämen! Er hat an Mario Delvecchio *geglaubt*.« Tiepolo machte eine Pause, beherrschte seine Empörung und sprach mit gedämpfter Stimme weiter. »Er glaubte, Mario Delvecchio werde einer der größten Restauratoren aller Zeiten werden.«

»Ich wollte Umberto immer die Wahrheit sagen, aber das konnte ich nicht. Ich habe Feinde, Francesco. Männer, die meine Familie zerstört haben. Männer, die mich heute wegen Dingen töten würden, die dreißig Jahre zurückliegen. Falls du glaubst, Italiener hätten ein langes Gedächtnis, solltest du einige Zeit im Nahen Osten leben. *Wir* sind die Erfinder der Vendetta, nicht die Sizilianer.«

»Kain erschlug Abel und wurde ins Land Nod östlich von Eden vertrieben. Und dich hat es hierher, auf unsere sumpfige Insel in der Lagune, verschlagen, wo du Gemälde restaurierst.«

Das war ein Friedensangebot. Gabriel nahm es mit einem versöhnlichem Lächeln an. »Ist dir klar, daß ich nach professionellen Maßstäben eine Todsünde verübt habe? Ich habe mich dir anvertraut, weil ich fürchte, daß dein Freund in Lebensgefahr schwebt.«

»Glaubst du wirklich, sie haben vor, ihn zu ermorden?«

»Sie haben schon viele Leute liquidiert. Sie haben meinen Freund ermordet.«

Tiepolo sah sich auf dem leeren *campo* um. »Ich kannte auch Johannes Paul I. – aus der Zeit, als er noch Albino Luciani hieß. Er wollte im Vatikan aufräumen. Den Besitz der Kirche verkaufen, das Geld unter den Armen verteilen. Die Kirche revolutionieren. Er ist nach nur vierunddreißig Tagen auf dem Heiligen Stuhl gestorben. An einem Herz-

schlag, wie der Vatikan gemeldet hat.« Tiepolo schüttelte den Kopf. »Mit seinem Herz war alles in Ordnung. Er hatte das Herz eines Löwen. Auch den Mut eines Löwen. Der von ihm geplante Umbau der Kirche hätte viele erzürnt. Und deshalb ...«

Er zuckte mit den breiten Schultern, dann holte er sein Handy heraus, klappte es auf und tippte rasch eine Kurzwahlnummer ein. Er hielt das Handy ans Ohr und wartete. Als sich endlich jemand meldete, nannte er seinen Namen und verlangte einen Monsignore Luigi Donati. Dann bedeckte er das Mikrofon und flüsterte Gabriel zu: »Der Privatsekretär des Papsts. Er war schon in Venedig sein engster Mitarbeiter. Sehr diskret. Unbedingt loyal.«

Offenbar meldete sich als nächster Donati, denn in den folgenden fünf Minuten betrieb Tiepolo angeregt Konversation, die er mit zahlreichen Anspielungen auf Rom und die Kurie würzte. Gabriel bemerkte, daß Tiepolo dank seiner Freundschaft mit dem Papst anscheinend gut über kirchliche Interna informiert war. Als er das Gespräch schließlich auf den eigentlichen Grund seines Anrufs brachte, tat er das so subtil und elegant, daß sein Wunsch unschuldig und dringlich zugleich wirkte. Intrigen in venezianischen Künstlerkreisen hatten Tiepolo viel Nützliches gelehrt. Er war ein Mann, der zwei Gespräche gleichzeitig führen konnte.

Schließlich beendete er das Telefonat und steckte das Handy wieder ein.

»Also?« fragte Gabriel.

»Monsignore Donati redet mit dem Heiligen Vater.«

Luigi Donati starrte das Telefon lange an, während er überlegte, wie er in diesem Fall verfahren sollte. Tiepolos Worte klangen ihm noch im Ohr: *Ich muß den Heiligen Vater sprechen. Ich muß ihn unbedingt vor Freitag sprechen.* So sprach Tiepolo sonst nie. Seine Beziehung zum Heiligen Vater war ab-

solut loyal – Pasta und Rotwein und humorvolle Geschichten, die den Papst an die schöne Zeit in Venedig erinnerten, bevor er zum Gefangenen des Vatikanpalasts geworden war. Und weshalb vor Freitag? Was spielte der Freitag für eine Rolle? Freitag war der Tag, an dem der Heilige Vater die Synagoge besuchen würde. Versuchte Tiepolo ihm damit zu erklären, daß es dort Probleme geben könnte?

Donati stand ruckartig auf und machte sich auf den Weg zu den päpstlichen Gemächern. Er hastete an zwei der Schwestern vorbei, die den päpstlichen Haushalt besorgten, ohne sie eines Wortes zu würdigen, und betrat das Speisezimmer. Der Heilige Vater hatte eine Delegation von Bischöfen aus dem Mittleren Westen der USA zu Gast, und das Gespräch war auf ein Thema gekommen, das Seine Heiligkeit abstoßend fand. Er schien erleichtert zu sein, als Donati mit großen Schritten hereinkam, obwohl der Privatsekretär grimmig und geschäftsmäßig wirkte.

Der Monsignore blieb neben seinem Herrn stehen und beugte sich leicht nach vorn, damit er direkt in sein Ohr sprechen konnte. Die Bischöfe, denen Donatis ernste Miene Hinweis genug war, sahen und hörten dezent weg. Als Donati fertig gesprochen hatte, legte der Papst Messer und Gabel aus der Hand und schloß sekundenlang die Augen. Dann sah er auf, nickte kurz und wandte sich wieder seinen Gästen zu.

»Also, wo waren wir stehengeblieben?« fragte der Heilige Vater in die Runde, als Donati den Raum verließ.

Sie drehten ein weiteres halbes Dutzend Runden um den *campo*, während sie darauf warteten, daß das Handy klingelte. Tiepolo füllte diese leeren, sorgenvollen Minuten aus, indem er Gabriel mit unzähligen Fragen löcherte – nach seiner Arbeit für den israelischen Geheimdienst, seinem Leben, seiner Familie und seinem merkwürdigen Dasein als jüdi-

schem Restaurator, der Tag und Nacht von christlichen Darstellungen umgeben ist. Gabriel beantwortete alles, so gut er konnte, und wich Fragen, die sensible Bereiche berührten, geschickt aus. Tiepolo, der noch immer nicht glauben konnte, daß Gabriel kein Italiener war, forderte ihn auf, ein paar Worte Hebräisch zu sprechen. Also führten Chiara und Gabriel einige Minuten lang ein lebhaftes Gespräch auf hebräisch – hauptsächlich auf Tiepolos Kosten –, bis sie durch das Zirpen des Handys unterbrochen wurden. Der Italiener hob es ans Ohr, hörte eine Zeitlang schweigend zu und murmelte dann: »Ja, ich verstehe, Monsignore Donati.«

Er klappte das Handy zu und steckte es wieder ein.

»Hast du eine Antwort erhalten?« fragte Gabriel.

Tiepolo lächelte.

Rom

Im Norden Roms, nahe einer sanften Biegung des Tibers, liegt eine hübsche kleine Piazza, auf die Touristen sich nur selten verirren. Dort gibt es eine alte Kirche, deren Glockenturm Risse aufweist, und eine wenig frequentierte Bushaltestelle. Und dort befinden sich ein Café und eine kleine Bäckerei, deren Besitzer noch selbst backt, so daß sich morgens frischer Brotduft mit dem schlammigen Geruch des Flußwassers mischt. Direkt gegenüber der Bäckerei steht ein leicht heruntergekommenes Apartmentgebäude, dessen Eingang von zwei Orangenbäumen in großen Tonkübeln flankiert wird. Von der großen Dachterrassenwohnung aus ist in der Ferne die Kuppel des Petersdoms zu sehen. Die Wohnung hatte ein Mann gemietet, der sie nur selten nutzte. Er erwies damit seinen Auftraggebern in Tel Aviv einen Gefallen.

Das Gebäude hatte keinen Lift, daher mußten sie im Halbdunkel des Treppenhauses vier Treppen hinaufsteigen, um die Wohnung zu erreichen. Chiara ging voraus, Gabriel und Francesco Tiepolo folgten ihr. Bevor sie ihren Schlüssel ins Schloß stecken konnte, wurde die Tür aufgerissen, und Schimon Pazners untersetzte Gestalt füllte den Türrahmen aus. Die Erinnerung an Gabriels und Chiaras Flucht mit der Motorjacht stand ihm deutlich ins Gesicht geschrieben. Hätten zwei Meter hinter ihm nicht Ari Schamron und Eli Lavon gestanden, die beide türkische Zigaretten qualmten, wäre Pazner über sie hergefallen, dessen war sich Gabriel sicher. So aber mußte Pazner schweigend zur Seite treten, als

Gabriel sich wortlos an ihm vorbeidrängte und Schamron begrüßte. An diesem Abend sollte es keinen Familienkrach geben – nicht vor einem Außenstehenden. Aber irgendwann, wenn Schamron nicht mehr da wäre, würde Pazner sich rächen. So lief das im Dienst immer ab.

Gabriel übernahm die Vorstellung. »Das hier ist Francesco Tiepolo. Francesco, das hier sind die Männer. Ich will dich nicht dadurch beleidigen, daß ich sie mit Namen vorstelle, denn ich müßte falsche Namen nennen.«

Der Venezianer schien diese Mitteilung gutgelaunt aufzunehmen. Schamron trat vor und übernahm die Gesprächsführung. Er schüttelte Tiepolo die Hand und starrte ihm forschend in die Augen. Tiepolo war klar, daß seine Glaubwürdigkeit abgeschätzt wurde, aber er ließ sich nicht anmerken, daß ihm Schamrons offen prüfender Blick unangenehm war.

»Ich kann Ihnen nicht genug dafür danken, daß Sie bereit sind, uns zu helfen, Signor Tiepolo.«

»Der Heilige Vater ist mir ein lieber Freund. Stieße ihm etwas zu, könnte ich mir das nie verzeihen – vor allem, wenn ich irgendwie in der Lage gewesen wäre, es zu verhindern.«

»Sie können versichert sein, daß sich unsere Interessen in diesem Fall völlig mit den Ihrigen decken.« Schamron ließ endlich Tiepolos Hand los und wandte sich an Schimon Pazner. »Bringen Sie ihm einen Kaffee! Sehen Sie nicht, daß er eine lange Fahrt hinter sich hat?«

Pazner warf Gabriel einen eisigen Blick zu und polterte in Richtung Küche davon. Schamron führte Tiepolo ins Wohnzimmer. Der Venezianer nahm in einer Sofaecke Platz, die anderen scharten sich um ihn. Schamron vergeudete keine Zeit damit, Höflichkeiten auszutauschen.

»Wann werden Sie im Vatikan erwartet?«

»Ich soll um sechs Uhr am Bronzeportal sein. Normalerweise

weise holt Monsignore Donati mich dort ab und geleitet mich in die päpstlichen Gemächer im zweiten Stock hinauf.«

»Wissen Sie bestimmt, daß dieser Donati zuverlässig ist?«

»Ich kenne Monsignore Donati ebensolange wie den Heiligen Vater. Er ist ihm bedingungslos treu ergeben.«

Schimon Pazner kam herein und brachte Tiepolo eine Tasse Espresso.

»Uns ist wichtig, daß sich der Heilige Vater und seine engsten Mitarbeiter bei dieser Sache wohl fühlen«, fuhr Schamron fort. »Wir sind bereit, uns unter allen Bedingungen, die dem Heiligen Vater genehm sind, mit ihm zu treffen. Verständlicherweise würden wir jedoch einen sicheren Ort vorziehen, an dem unsere Anwesenheit bestimmten Elementen der Kurie verborgen bliebe. Verstehen Sie, was ich damit zu sagen versuche, Signor Tiepolo?«

Tiepolo hob die Tasse an den Mund und nickte nachdrücklich.

»Die Informationen, die wir dem Heiligen Vater übermitteln wollen, sind höchst sensibler Natur. Wir sind notfalls bereit, mit einem vertrauenswürdigen Mitarbeiter zu sprechen, aber unserer Überzeugung nach wäre es am besten, wenn der Papst sie mit eigenen Ohren hören würde.«

Tiepolo leerte seine Tasse mit einem Zug und stellte sie leise klirrend auf die Untertasse zurück. »Für mich wäre es nützlich, wenn ich eine gewisse Vorstellung von der Art dieser Informationen hätte.«

Schamron war anzumerken, daß ihm bei diesem Gedanken unwohl war. Er beugte sich vor. »Sie betreffen das Verhalten des Vatikans im Zweiten Weltkrieg und eine Besprechung, die vor langer Zeit in einem Kloster am Gardasee stattgefunden hat. Sie müssen entschuldigen, Signor Tiepolo, wenn ich nicht mehr sage.«

»Und die Art der Gefahr, in der er schwebt?«

»Wir glauben, daß die Gefahr für den Heiligen Vater von

bestimmten Kräften innerhalb der Kirche ausgeht, was erfordert, daß er zusätzliche Maßnahmen trifft, um sich selbst und seine nähere Umgebung zu schützen.«

Tiepolo blies die Backen auf und ließ die Luft langsam entweichen. »Glücklicherweise wirkt sich etwas zu Ihrem Vorteil aus. Monsignore Donati hat mir schon mehrmals erzählt, daß er sich Sorgen um die persönliche Sicherheit des Heiligen Vaters macht. Deshalb wird ihn diese Mitteilung nicht überraschen. Und was den Krieg betrifft ...«, Tiepolo zögerte, dann wählte er seine Worte sichtlich mit Bedacht. »Lassen Sie mich nur sagen, daß das ein Thema ist, mit dem sich der Heilige Vater viel beschäftigt hat. Er bezeichnet es als einen Fleck auf dem Ehrenschild der Kirche. Als einen Makel, den zu entfernen er entschlossen ist.«

Schamron lächelte. »Das trifft sich gut, Signor Tiepolo. Wir sind hier, um ihm dabei zu helfen.«

Pünktlich um siebzehn Uhr fünfundvierzig hielt ein schwarzer Fiat vor dem Eingang des Apartmentgebäudes. Francesco Tiepolo stieg hinten ein. Schamron und Pazner erschienen kurz auf der Dachterrasse und sahen der Limousine nach, als sie den Tiber entlang auf die in der Ferne sichtbare Kuppel des Petersdoms zufuhr.

Eine Viertelstunde später setzte der Fiat den Venezianer am Petersplatz ab. Tiepolo schlüpfte durch die Absperrgitter und ging unter den Kolonnaden von Bernini weiter, während die Glocken des Petersdoms sechs Uhr schlugen. Am Bronzeportal nannte er seinen Namen und hielt dem Gardisten seinen Personalausweis hin. Der Wachposten sah erst auf der Besucherliste auf seinem Schreibbrett nach, dann verglich er Tiepolos Gesicht mit dem Ausweisphoto. Nachdem diese Identitätsprüfung zufriedenstellend ausgefallen war, ließ er Tiepolo in den Vatikanpalast ein.

Monsignore Donati wartete am Fuß der Scala Regia. Wie

gewöhnlich trug er den grimmigen Gesichtsausdruck eines Mannes zur Schau, der ständig auf das Schlimmste gefaßt ist. Kühl schüttelte er Tiepolo die Hand und führte ihn in die päpstlichen Gemächer hinauf.

Wie jedesmal war Tiepolo beim Anblick des päpstlichen Arbeitszimmers leicht schockiert. Es war ein schlichter Raum, der für einen so mächtigen Mann viel zu karg eingerichtet war – wie er fand –, aber doch völlig zu dem bescheidenen Kirchenmann paßte, den er in Venedig kennen und bewundern gelernt hatte. Papst Paul VII. stand am Fenster zum Petersplatz: eine weiße Gestalt vor einem scharlachroten Vorhang. Als Tiepolo und Monsignore Donati hereinkamen, drehte er sich um und rang sich ein müdes Lächeln ab. Tiepolo sank auf die Knie und küßte den Fischerring. Dann faßte ihn der Papst an den Schultern und zog ihn hoch. Bei der Begrüßung packte er den Venezianer fest an den Oberarmen, als wolle er Kraft aus dem bärtigen Hünen ziehen.

»Sie sehen gut aus, Francesco. Venedig bekommt Ihnen offenbar weiterhin prächtig.«

»Bis gestern, Euer Heiligkeit, als ich von einem drohenden Anschlag auf Euer Leben erfahren habe.«

Monsignore Donati nahm in einem Sessel Platz, schlug die Beine übereinander und achtete unauffällig darauf, daß seine Bügelfalten dabei nicht litten. Er war ein vielbeschäftigter Manager, der keine Zeit zu vergeuden hatte. »Also gut, Francesco«, sagte Donati. »Schluß jetzt mit dem theatralischen Getue. Nehmen Sie Platz und erzählen Sie mir genau, was um Himmels willen hier vorgeht.«

Papst Paul VII. sollte an diesem Abend mit einer Delegation argentinischer Bischöfe speisen. Monsignore Donati rief den Kardinal von Buenos Aires an, der die Delegation leitete, und erklärte ihm, Seine Heiligkeit sei unpaßlich und müsse

die Einladung leider absagen. Der Kardinal versprach, für die rasche Genesung des Heiligen Vaters zu beten.

Um einundzwanzig Uhr dreißig trat Monsignore Donati auf den Flur vor das päpstliche Arbeitszimmer heraus und sprach den Gardisten an, der dort Wache hielt. »Der Heilige Vater will sich im Garten ergehen und dabei meditieren«, meldete Donati knapp. »Er bricht in wenigen Minuten auf.«

»Ich dachte, Seine Heiligkeit fühle sich heute abend unwohl«, erwiderte der Gardist in aller Unschuld.

»Wie Seine Heiligkeit sich fühlt, geht Sie nichts an.«

»Jawohl, Monsignore Donati. Ich melde der Wache in den Gärten, daß Seine Heiligkeit kommt.«

»Sie tun nichts dergleichen. Der Heilige Vater möchte ungestört meditieren.«

Der Gardist nahm Haltung an. »Jawohl, Monsignore Donati.«

Donati kehrte ins Arbeitszimmer zurück, wo Tiepolo dabei war, Paul VII. in einen rehbraunen langen Mantel zu helfen, zu dem ein breitkrempiger Hut gehörte. Als der Mantel zugeknöpft war, blitzte darunter nur ein schmaler Streifen der weißen Soutane des Papstes hervor.

Der Vatikanpalast hat tausend Räume und kilometerlange Flure und Treppen. Monsignore Donati hatte es sich angelegen sein lassen, jeden einzelnen Meter davon kennenzulernen. Er führte den von Tiepolo begleiteten Papst an dem Gardisten vorbei und verbrachte die folgenden zehn Minuten damit, sie durch ein Labyrinth aus Geheimgängen nach unten zu geleiten – erst durch einen modrigen, kaum schulterbreiten Gang, von dessen gewölbter Decke Wasser tropfte, dann über eine enge Wendeltreppe, deren abgetretene Steinstufen eisglatt erschienen.

Schließlich erreichten sie eine schwach beleuchtete Tiefgarage, in der ein viertüriger Lancia für sie bereitstand. Seine vatikanischen Kennzeichen waren durch gewöhnliche italie-

nische Nummernschilder ersetzt worden. Francesco Tiepolo war dem Papst behilflich, hinten einzusteigen, und nahm neben ihm Platz. Monsignore Donati setzte sich ans Steuer und ließ den Motor an.

Der Heilige Vater konnte seine Besorgnis hinsichtlich dieser Tatsache nicht verbergen. »Wann haben Sie zuletzt ein Auto gefahren, Luigi?«

»Das weiß ich ehrlich gesagt nicht mehr, Euer Heiligkeit. In jedem Fall bevor wir nach Venedig gekommen sind.«

»Das war vor achtzehn Jahren!«

»Möge der Heilige Geist uns auf dieser Fahrt beschützen.«

»Und alle Engel und Heiligen«, fügte der Papst hinzu.

Donati legte den ersten Gang ein und steuerte den Lancia furchtsam die düstere Ausfahrtsrampe hinauf. Im nächsten Augenblick gelangten sie in die Nacht hinaus. Der Geistliche gab zögernd Gas, fuhr dann aber in hohem Tempo die Via Belvedere in Richtung Annentor entlang.

»Ihr müßt Euch ducken, Euer Heiligkeit.«

»Ist das wirklich nötig, Luigi?«

»Francesco, bitte helfen Sie Seiner Heiligkeit, sich zu verstecken!«

»Entschuldigung, Euer Heiligkeit.«

Der große Venezianer packte den Heiligen Vater an den Mantelaufschlägen und zog ihn nach unten auf seinen Schoß. Der Lancia raste an der päpstlichen Apotheke und der Vatikanbank vorbei. Als sie sich dem Annentor näherten, blendete Monsignore Donati auf und hupte dabei laut. Der verblüffte Gardist am Tor brachte sich mit einem Sprung vor dem heranrasenden Fahrzeug in Sicherheit. Monsignore Donati bekreuzigte sich, als sie durch das Tor sausten und ins eigentliche Rom gelangten.

Der Papst sah zu Tiepolo auf. »Kann ich mich wieder aufsetzen, Francesco? Diese Situation ist höchst unwürdig.«

»Monsignore Donati?«

»Ja, jetzt besteht keine Gefahr mehr, denke ich.«

Tiepolo half dem Papst, sich wieder aufzusetzen, und zog ihm den Mantel glatt.

Auf der Dachterrasse der sicheren Wohnung stand Chiara und beobachtete den Lancia, wie er auf die Piazza gefahren kam. Er hielt vor der Haustür, und drei Männer stiegen aus. Chiara verschwand ins Wohnzimmer. »Eben ist ein Wagen angekommen«, sagte sie. »Tiepolo und zwei Begleiter. Einer von ihnen könnte unser Mann sein.«

Wenig später wurde an der Tür geklingelt. Gabriel durchquerte den Raum und öffnete die Wohnungstür. Draußen standen Francesco Tiepolo und ein Geistlicher im Anzug mit Priesterkragen. Sie hatten einen kleinen Mann zwischen sich, der zu einem langen Mantel einen weichen Filzhut trug. Gabriel trat beiseite. Tiepolo und der Geistliche geleiteten den Mann in die sichere Wohnung.

Gabriel schloß die Tür. Als er sich umdrehte, sah er, wie der kleine Mann den Hut abnahm und dem Geistlichen gab. Auf seinem Hinterkopf saß ein weißer *zucchetto*. Danach zog er seinen rehbraunen Mantel aus, unter dem eine blendendweiße Soutane zum Vorschein kam.

Seine Heiligkeit Papst Paul VII. sagte: »Wie ich erfahren habe, besitzen Sie, meine Herren, wichtige Informationen, die Sie mir mitteilen wollen. Ich bin ganz Ohr.«

Rom

Die Wohnungstür war unversperrt, wie es der Italiener versprochen hatte, und öffnete sich, als Lange die Klinke herabdrückte. Er schloß sie hinter sich und ließ das Sicherheitschloß einschnappen, bevor er Licht machte. Vor ihm lag ein einziger Raum mit nacktem Fußboden und wasserfleckigen Wänden. In einer Ecke stand ein stählernes Bettgestell – mehr ein Feldbett als ein richtiges Bett – mit papierdünner Matratze. Kein Kopfkissen, am Fußende eine zusammengelegte kratzige Wolledecke voller Flecken. *Pisse? Sperma?* Darüber konnte Lange nur Vermutungen anstellen. Dieser Raum hatte Ähnlichkeit mit dem in Tripolis, in dem er einst in fiebriger Erwartung vierzehn Tage lang gehaust hatte, bis ihn sein Führer aus dem libyschen Geheimdienst in die Ausbildungslager im Süden mitgenommen hatte. Andererseits gab es einen erheblichen Unterschied zu damals: das über dem Bett hängende große, aus Holz geschnitzte Kruzifix, das mit einem Rosenkranz und einem getrockneten Palmwedel geschmückt war.

Neben dem Bett stand eine kleine Kommode. Lange zog müde die Schubladen auf. Er fand Unterwäsche, zusammengerollte schwarze Socken und ein Brevier mit Eselsohren. Widerstrebend wagte er sich ins Bad und fand dort ein rostiges Emaillebecken mit zwei Hähnen, einen fast blinden Wandspiegel und ein WC ohne Toilettensitz vor.

Er öffnete den Kleiderschrank. An der Stange hingen zwei schwarze Anzüge, wie sie Geistliche trugen. Auf dem

Boden stand ein Paar schwarze Schuhe: abgetragen, aber sorgfältig geputzt; die Schuhe eines Armen, der auf seine Erscheinung achtet. Als Lange die Schuhe mit seinem Fuß beiseite schob, sah er das lose Bodenbrett. Er bückte sich und hob es heraus.

Als er in den kleinen Hohlraum griff, ertastete er ein in Öltuch gewickeltes Päckchen. Er holte es heraus, faltete das Tuch auseinander und fand darin eine Stetschkin-Pistole, einen Schalldämpfer und zwei Magazine mit 9-mm-Patronen. Lange rammt eines der Magazine in den Pistolengriff und steckte die Waffe in seinen Hosenbund. Den Schalldämpfer und das Reservemagazin wickelte er wieder in das Öltuch.

Dann griff er nochmals in den Hohlraum und fand zwei weitere Gegenstände: die Schlüssel zu dem vor dem Haus geparkten Motorrad und eine Geldbörse aus Leder. Er klappte die Geldbörse auf. Sie enthielt einen offenbar echten Dienstaussweis des Vatikanischen Sicherheitsdiensts. Lange las den Namen – MANFRED BECK, ABT. SONDERERMITTLUNGEN – und begutachtete das Photo. Es war das Paßphoto, das er Casagrande in dem Züricher Hotelzimmer gegeben hatte. Natürlich zeigte es nicht ihn, aber die vage Ähnlichkeit ließ sich durch Frisur und Schminke sehr leicht verstärken.

Manfred Beck, Abteilung Sonderermittlungen ...

Er legte die Geldbörse in den Hohlraum zurück, setzte das Bodenbrett wieder ein und stellte die Schuhe darüber. Dann sah er sich in dem spartanisch kahlen Raum um. Das Zimmer eines armen Priesters. Plötzlich überfiel ihn eine Erinnerung: eine verwinkelte gepflasterte Gasse in Fribourg, ein junger Mann in schwarzer Soutane, der durch die von der Saane aufsteigenden Nebel geht. Ein junger Mann in einer Krise, daran erinnerte Lange sich recht gut. Ein gequälter Mann. Ein Mann, der die schmerzhaft Einsamkeit des

vor ihm liegenden Lebens nicht ertragen kann. Ein Mann, der an der Front kämpfen will. Wie merkwürdig, daß der Weg, für den er sich dann entschied, ihn zu einem Leben verurteilte, das einsamer als das jedes Gemeindepfarrers war. Wie eigenartig, daß er ihn hierher, in dieses gräßliche Zimmer in Rom, führte.

Er trat ans Fenster und öffnete einen Flügel. Feuchtkalte Nachtluft schlug ihm entgegen. Ungefähr einen halben Kilometer entfernt war die *Stazione Termini* sichtbar. Direkt gegenüber, auf der anderen Straßenseite, lag ein verwahrloster, unattraktiver Park. Auf einem mit Pfützen übersäten Bürgersteig war eine Frau unterwegs. Der Lichtschein einer Straßenlampe ließ die bretonisch rötlichen Glanzlichter in ihrem Haar kurz aufleuchten. Irgend etwas veranlaßte sie dazu, zu dem offenen Fenster aufzusehen. Ausbildung. Instinkt. *Angst*. Als sie sein Gesicht erkannte, lächelte sie und machte sich daran, die Straße zu überqueren.

31

Rom

Ari Schamron hatte sich dafür entschieden, dem Stellvertreter Christi reinen Wein einzuschenken. Gabriel sollte ihm ohne Rücksicht auf schützenswerte Quellen oder Methoden alles erzählen. Und er hatte die Anweisung, dabei chronologisch vorzugehen, denn Schamron, der in seiner langen Laufbahn ein halbes Dutzend Ministerpräsidenten über diverse Sachlagen ins Bild gesetzt hatte, kannte den Wert einer guten Story. Seiner Überzeugung nach würden die schmutzigen Details darüber, wie geheimdienstliche Erkenntnisse zusammengetragen wurden, dem Publikum – in diesem Fall dem Pontifex maximus der römisch-katholischen Kirche – die Schlußfolgerungen glaubhafter erscheinen lassen.

Sie nahmen zu fünft im Wohnzimmer Platz. Papst Paul VII. saß in einem bequemen Sessel und ließ die gefalteten Hände auf den Knien ruhen. Neben ihm saß Monsignore Donati, der sein Notizbuch aufgeschlagen auf den Knien liegen hatte. Gabriel, Schamron und Eli Lavon, die sich auf dem Sofa drängten, waren durch den niedrigen Couchtisch mit einer Kanne Tee darauf, die niemand anrührte, vom Papst und seinem Privatsekretär getrennt. Schimon Pazner und Chiara hielten auf der Dachterrasse Wache. Francesco Tiepolo, dessen Arbeit getan war, küßte den Fischerring und fuhr auf dem Rücksitz einer vom Dienst gestellten Limousine nach Venedig zurück.

Während Gabriel auf italienisch mit dem Papst sprach, machte sich Monsignore Donati eifrig Notizen. Alle paar

Minuten unterbrach er Gabriel, indem er seinen silbernen Kugelschreiber hob und den Vortragenden dabei über seine halbmondförmige Lesebrille hinweg anstarrte. Dann bestand er darauf, daß Gabriel eine scheinbar belanglose Kleinigkeit wiederholte, oder diskutierte mit ihm über die richtige Übersetzung irgendeines Ausdrucks. Zeigte sich, daß der Sachverhalt anders lag, als er es notiert hatte, strich er den falschen Text umständlich durch. Als Gabriel von seinem Gespräch mit Peter Malone berichtete – und dabei erstmals die Wörter »Crux Vera« gebrauchte –, warf Donati dem Papst einen Verschwörerblick zu, den der Heilige Vater demonstrativ ignorierte.

Der Papst seinerseits blieb schweigsam. Manchmal war sein Blick auf seine ineinander gefalteten Finger gerichtet; manchmal schloß er kurz die Augen, als meditiere er. Nur die Morde schienen ihn aus seiner Erstarrung zu wecken. Bei jedem Toten – Benjamin Stern, Peter Malone, Alessio Rossi, den vier Carabinieri, dem Crux-Vera-Agenten in Südfrankreich – bekreuzigte sich Paul VII. und murmelte ein kurzes Gebet. Er sah Gabriel kein einziges Mal an und ignorierte auch Monsignore Donati völlig. Nur Schamron gelang es, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Der Papst schien eine Art Verwandtschaft zu dem Alten zu empfinden. Das mochte daran liegen, daß sie ungefähr gleichaltrig waren. Oder vielleicht entdeckte der Heilige Vater in den Runzeln und Falten von Schamrons zerfurchtem Gesicht etwas Beruhigendes. Gabriel fiel jedenfalls auf, daß sich die beiden alle paar Minuten über den Couchtisch hinweg anstarrten, als sei dieses ein Sinnbild für eine Kluft aus Zeit und Geschichte.

Gabriel übergab Schwester Reginas Brief Monsignore Donati, der ihn laut verlas. Das Gesicht des Heiligen Vaters, der die Augen fest geschlossen hielt, nahm einen kummervollen Ausdruck an. Gabriel hatte das Gefühl, daraus spreche

ein Schmerz, der Paul VII. plötzlich erfüllte – der Schmerz einer wiederaufgerissenen Wunde. Der Papst öffnete nur einmal die Augen: als Schwester Regina von dem Jungen schrieb, der mit dem Kopf in ihrem Schoß schlief. Er sah über die trennende Barriere zu Schamron hinüber und erwiderte sekundenlang seinen Blick, bevor er wieder die Augen schloß und in seine ureigene Agonie zurückkehrte.

Als Monsignore Donati den Brief vorgelesen hatte, gab er ihn Gabriel zurück. Gabriel berichtete dem Papst von seinem Entschluß, nach München zurückzukehren, um Benjamins Wohnung nochmals zu durchsuchen, und von dem Schriftstück, das Benjamin Frau Ratzinger, der alten Hausmeisterin, zur Aufbewahrung anvertraut hatte.

»Es ist in deutscher Sprache abgefaßt«, fügte Gabriel an. »Soll ich es Euch übersetzen, Euer Heiligkeit?«

Monsignore Donati antwortete für den Papst. »Der Heilige Vater und ich sprechen fließend deutsch. Sie können den Text unbesorgt in der Originalversion vorlesen.«

Das von Martin Luther für Adolf Eichmann verfaßte Memorandum schien dem Heiligen Vater körperliche Schmerzen zu bereiten. Etwa bei der Hälfte ergriff er Monsignore Donatis Hand und hielt sie wie hilfesuchend umklammert. Als Gabriel geendet hatte, senkte Papst Paul VII. den Kopf und faltete die Hände unter seinem Brustkreuz. Als er die Augen wieder öffnete, sah er zu Schamron hinüber, der Schwester Reginas Bericht in den Händen hielt.

»Ein bemerkenswertes Dokument, nicht wahr, Euer Heiligkeit?« fragte Schamron auf deutsch.

»Ich fürchte, daß ich ein anderes Wort bevorzugen würde«, antwortete der Papst in derselben Sprache. »Schändlich fällt mir als erstes dazu ein.«

»Aber ist dies ein zutreffender Bericht über das Treffen, das im Jahr 1942 im dortigen Kloster stattgefunden hat?«

Gabriel starrte erst Schamron, dann den Papst an. Monsi-

gnore Donati öffnete den Mund, um zu protestieren, aber der Pontifex maximus brachte ihn zum Schweigen, indem er seinem Privatsekretär sanft die Hand auf den Arm legte.

»Er stimmt bis auf eine Kleinigkeit«, antwortete Papst Paul VII. »Ich habe nicht wirklich auf Schwester Reginas Schoß geschlafen. Ich konnte es nur nicht ertragen, noch länger den Rosenkranz zu beten.«

Und dann erzählte er ihnen die Geschichte eines Jungen – eines armen Jungen aus den Bergen Oberitaliens. Eines Jungen, der als Neunjähriger Vollwaise wurde und keine Verwandten besaß, die ihn hätten aufnehmen können. Eines Jungen, der schließlich in einem Kloster am Ufer eines Sees Obdach fand, in dem er in der Küche arbeitete und sich mit Schwester Regina Carcassi anfreundete. Die Ordensfrau wurde ihm Mutter und Lehrerin zugleich. Sie lehrte ihn lesen und schreiben. Sie lehrte ihn, Kunst und Musik hochzuschätzen. Sie lehrte ihn, Gott zu lieben und deutsch zu sprechen. Sie nannte ihn *Ciciotto* – Dickerchen. Nach dem Krieg, als Schwester Regina ihr Gelübde widerrief und das Kloster Brenzone verließ, ging auch der Junge fort. Wie Regina Carcassi zweifelte er seit den Kriegssereignissen an der Kirche und gelangte schließlich nach Mailand, wo er sein Leben als Taschen- und Ladendieb auf der Straße fristete. Dabei wurde er häufig von Polizeibeamten geschnappt und verprügelt. Eines Nachts wurde er von einer Verbrecherbande schwer mißhandelt, die den vermeintlich Toten auf einer Kirchentreppe zurückließ. Dort entdeckte ihn am Morgen der Gemeindepfarrer und ließ ihn ins Krankenhaus bringen. Der Geistliche besuchte ihn jeden Tag und kam für seine Behandlung auf. Er fand heraus, daß der verwahrloste Straßenjunge in einem Kloster gelebt hatte, lesen und schreiben konnte und viel über die Bibel und die Kirche wußte. Er überzeugte den Jungen davon, ins bischöfliche Knabenseminar einzutreten, um als Priester einem Leben in

Armut und krimineller Umgebung zu entgehen. Der Junge war damit einverstanden, was seinem Leben eine unwider-rufliche Wendung gab.

Während der Papst erzählte, hörten Gabriel, Schamron und Eli Lavon gebannt zu. Monsignore Donati blickte auf sein Notizbuch hinab, aber auch seine Hände blieben unbeweglich. Auf die Erzählung des Heiligen Vaters folgte tiefes Schweigen, bis endlich Schamron das Wort ergriff.

»In diesem Zusammenhang möchte ich betonen, Euer Heiligkeit, daß es nicht unsere Absicht war, Informationen über das Kloster am Gardasee oder Eure Vergangenheit auszugraben. Wir wollten nur feststellen, von wem und weshalb Benjamin Stern ermordet worden ist.«

»Ich verüble Ihnen keineswegs, daß Sie mir diese Informationen überbracht haben, Herr Schamron. So schmerzlich diese Schriftstücke auch sind, müssen sie doch veröffentlicht werden, damit die Historiker, aber auch gewöhnliche Juden und Katholiken sie analysieren und im richtigen Kontext beurteilen können.«

Schamron legte Paul VII. die Schriftstücke hin. »Wir haben nicht den Wunsch, sie zu veröffentlichen. Wir überlassen es Euch, damit zu tun, was Ihr für richtig haltet.«

Der Papst senkte den Kopf, als betrachte er die Dokumente, aber sein Blick war geistesabwesend, gedankenverloren. »Er war nicht so schlecht, wie seine Feinde ihn dargestellt haben, unser Papst Pius XII. Aber leider auch nicht so tugendhaft, wie seine Verteidiger, darunter auch die Kirche, immer wieder behaupten. Er hatte Gründe für sein Schweigen – die Angst, die deutschen Katholiken zu spalten, die Angst vor deutschen Vergeltungsmaßnahmen gegen den Vatikan und den Wunsch, eine diplomatische Rolle als Friedensstifter zu spielen –, aber wir müssen uns der schmerzlichen Tatsache stellen, daß die Alliierten ihn drängten, gegen den Holocaust zu protestieren, während Adolf Hitler wollte,

daß er dazu schwieg. Und aus irgendeinem Grund – weil er den Kommunismus haßte, weil er Deutschland liebte, weil er im päpstlichen Haushalt von Deutschen umgeben war – entschied sich Pius für den von Hitler favorisierten Kurs, und der Schatten dieser Entscheidung liegt noch heute auf uns. Er wollte ein Staatsmann sein, als die Welt nichts dringender brauchte als einen Priester – einen Mann in einer Soutane, der die Mörder anherrscht, im Namen Gottes und aller Heiligen von ihren Verbrechen abzulassen.«

Der Heilige Vater sah auf und betrachtete die Gesichter der ihm gegenüber Sitzenden – erst Lavons, dann Gabriels, zuletzt Schamrons, auf dem sein Blick am längsten ruhte. »Wir müssen uns die betrübliche Tatsache eingestehen, daß sein Schweigen eine Waffe in der Hand der Deutschen war. Es hat dazu beigetragen, daß die Massenverhaftungen und Deportationen unter nur minimalem Widerstand stattfinden konnten. Es gab Hunderte, vermutlich Tausende von Katholiken, die mitgeholfen haben, Juden zu retten. Aber hätten die Geistlichen und Ordensleute in Europa Anweisung gehabt, Widerstand gegen den Holocaust zu leisten, oder auch nur den Segen des Papstes dazu erhalten, hätten weit mehr Katholiken Juden bei sich aufgenommen, so daß weit mehr von ihnen den Krieg überlebt hätten. Hätten die deutschen Bischöfe frühzeitig gegen die Ermordung der Juden protestiert, hätte der Holocaust vielleicht nie sein späteres Ausmaß erreicht. Papst Pius wußte, daß die systematische Ausrottung des europäischen Judentums im Gange war, aber er zog es vor, dieses Wissen weitgehend für sich zu behalten. Warum verzichtete er darauf, die Weltöffentlichkeit zu alarmieren? Weshalb informierte er nicht einmal seine Bischöfe in den Staaten, aus denen Juden abtransportiert wurden? Wollte er sich an einen am Ufer eines Sees geschlossenen Pakt mit dem Bösen halten?«

Der Papst griff nach der Teekanne auf dem Couchtisch.

Als sich Monsignore Donati nach vorn beugte, um ihm behilflich zu sein, hob er abwehrend die Hand, als wollte er sagen, Seine Heiligkeit wisse noch, wie man sich eine Tasse Tee eingießt. Er verbrachte einen Augenblick damit, nachdenklich Milch und Zucker zu verrühren, bevor er fortfuhr.

»Leider ist Pius' Verhalten nur *ein* Aspekt des Krieges, der untersucht werden muß. Wir müssen uns der betrüblichen Tatsache stellen, daß es unter Katholiken weit mehr Mörder als Retter von Juden gegeben hat. Katholische Militärfarrer betreuten deutsche Einheiten, die an der systematischen Ausrottung der Juden beteiligt waren. Sie nahmen ihnen die Beichte ab und spendeten ihnen das Sakrament der heiligen Kommunion. Im französischen Vichy-Regime waren katholische Geistliche den französischen und deutschen Sicherheitskräften sogar behilflich, Juden zu Todestransporten zusammenzutreiben. In Litauen verbot der Episkopat Priestern ausdrücklich, Juden zu retten. Die Regierung der Slowakei, an deren Spitze ein Geistlicher stand, *bezahlte* die Deutschen dafür, daß sie die slowakischen Juden in Vernichtungslager abtransportierten. Im katholischen Kroatien beteiligten sich Priester sogar an der Ermordung von Juden. Ein Franziskaner mit dem Spitznamen »Bruder Satan« leitete ein kroatisches Konzentrationslager, in dem zwanzigtausend Juden vernichtet wurden.« Der Heilige Vater machte eine Pause, um einen kleinen Schluck Tee zu trinken, als müsse er einen bitteren Geschmack hinunterspülen. »Und wir müssen uns auch der traurigen Wahrheit stellen, daß die Kirche nach dem Krieg Milde für die Mörder forderte und Hunderten von Tätern zur Flucht verhalf.«

Schamron rutschte unruhig auf seinem Platz hin und her, sagte aber nichts.

»Morgen, in der hiesigen Großen Synagoge, wird sich die katholische Kirche diesen Fragen erstmals offen stellen.«

»Eure Worte klingen verlockend, Euer Heiligkeit«, sagte Schamron, »aber unter Umständen kann es für Euch gefährlich sein, den Tiber zu überqueren und sie in einer Synagoge so laut zu verkünden, daß die ganze Welt sie hören kann.«

»Eine Synagoge ist der einzig richtige Rahmen für solche Worte – vor allem die Synagoge des römischen Ghettos, in dem die Juden praktisch vor den Fenstern des Papsts zusammengetrieben wurden, ohne daß der geringste Protest laut wurde. Bereits mein Vorgänger hat die Synagoge einmal besucht, um sich auf diese Reise zu begeben. Er hatte das Herz am rechten Fleck, aber ich fürchte, daß viele Elemente der Kurie nicht auf seiner Seite standen, so daß seine Reise vorzeitig endete. Ich werde sie morgen an seiner Statt dort zu Ende bringen, wo er sie begonnen hat.«

»Ihr habt offenbar noch etwas anderes mit Eurem Vorgänger gemeinsam, Euer Heiligkeit«, sagte Schamron. »Es gibt Elemente innerhalb der Kirche – wahrscheinlich sogar hier in Rom –, die gegen eine objektive Untersuchung der Rolle des Vatikans im Holocaust sind. Sie haben bewiesen, daß sie nicht einmal vor Ermordungen zurückschrecken, um die Vergangenheit geheimzuhalten, und Ihr solltet von der Annahme ausgehen, daß jetzt auch Euer Leben in Gefahr ist.«

»Sie sprechen von der Crux Vera?«

»Existiert eine Organisation dieser Art innerhalb der katholischen Kirche?«

Paul VII. und Monsignore Donati wechselten einen langen Blick. Dann sah der Papst wieder zu Schamron hinüber. »Ich fürchte, die Crux Vera gibt es wirklich, Herr Schamron. Sie hatte ihre Blütezeit in den zwanziger und dreißiger Jahren, aber auch im Kalten Krieg, weil sie sich im Kampf gegen den Kommunismus als wirksame Waffe erwiesen hatte. Leider müssen viele der im Namen dieses Kampfes ver-

übten Exzesse direkt der Crux Vera und ihren Verbündeten zugeschrieben werden.«

»Und jetzt, wo der Kalte Krieg Vergangenheit ist?« fragte Gabriel.

»Die Crux Vera hat sich den veränderten Umständen angepaßt und ist zu einem nützlichen Werkzeug für die Aufrechterhaltung doktrinärer Disziplin geworden. In Südamerika hat sie die Anhänger der Befreiungstheologie bekämpft und so manche Greuelthat angerichtet, um dafür zu sorgen, daß rebellische Priester wieder Gehorsam leisten. Sie hat unermüdlich gegen Liberalismus, Relativismus und die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils gekämpft mit dem Ergebnis, daß viele innerhalb der Kirche, die mit den Zielen der Crux Vera sympathisieren, ihre manchmal nicht gerade feinen Methoden bewußt ignorieren.«

»Versucht die Crux Vera auch zu verhindern, daß für die Kirche peinliche Geheimnisse bekannt werden?«

»Ohne Zweifel«, antwortete Monsignore Donati.

»Gehört Carlo Casagrande der Crux Vera an?«

»In Ihren Kreisen würde er als Leiter der Operationsabteilung bezeichnet werden, denke ich.«

»Gibt es innerhalb des Vatikans weitere Mitglieder?«

Diesmal antwortete der Papst auf Gabriels Frage. »Kardinal Marco Brindisi, mein Staatssekretär, steht an der Spitze der Crux Vera«, antwortete Paul VII. trübselig.

»Wieso beläßt Ihr Brindisi und Casagrande in ihren Ämtern, wenn Ihr wißt, daß beide der Crux Vera angehören?« erkundigte Schamron sich.

»War es nicht Stalin, der gesagt hat, man solle seine Verbündeten eng, aber seine Feinde noch enger um sich scharen?« Der Papst lächelte flüchtig, wurde aber sofort wieder ernst. »Außerdem ist Kardinal Brindisi unverwundbar. Würde ich versuchen, gegen ihn vorzugehen, würden seine Ver-

bündeten in der Kurie und im Kardinalskollegium rebellieren, und damit wäre die Kirche hoffnungslos gespalten. Vorerst muß ich mich noch mit ihm und seinen Schergen arrangieren, fürchte ich.«

»Damit wären wir wieder bei dem Punkt, den ich ursprünglich angeschnitten hatte, Euer Heiligkeit. Für Eure Sicherheit sind Männer verantwortlich, die Euch und Eurer Mission feindlich gegenüberstehen. Unter diesen Umständen wäre es klüger, Euren Besuch in der Synagoge auf einen ungefährlicheren Augenblick zu verschieben.«

Schamron legte eine Akte auf den Couchtisch und schlug sie auf: das vom King Saul Boulevard mitgebrachte Dossier des Attentäters mit dem Decknamen Leopard. »Wir glauben, daß dieser Mann für die Crux Vera arbeitet. Er ist zweifellos einer der gefährlichsten Auftragskiller der Welt. Wir wissen ziemlich sicher, daß er den Londoner Journalisten Peter Malone ermordet hat. Wir verdächtigen ihn auch des Mordes an Benjamin Stern. Und wir müssen annehmen, daß er jetzt versuchen wird, Euch zu ermorden.«

Der Papst begutachtete die Photos, dann sah er zu Schamron auf. »Sie müssen bedenken, Herr Schamron, daß ich überall unter dem Schutz dieser Männer stehe – hinter den Mauern des Vatikans ebenso wie außerhalb. In den päpstlichen Gemächern bin ich nicht weniger gefährdet als in der Großen Synagoge in Rom.«

»Da habt Ihr recht, Euer Heiligkeit.«

Monsignore Donati beugte sich nach vorn. »Sobald der Heilige Vater den Vatikan verläßt und italienischen Boden betritt, ist zusätzlich die italienische Polizei für seine Sicherheit verantwortlich. Dank des von Carlo Casagrande in die Welt gesetzten Gerüchts, der Papst solle ermordet werden, sind für morgen unerhört scharfe Sicherheitsmaßnahmen angeordnet worden. Deshalb glauben wir, daß Seine Heiligkeit sich unbesorgt in die Synagoge begeben kann.«

»Und was ist, wenn dieser Mann zum päpstlichen Sicherheitspersonal gehört?«

»Der Heilige Geist wird mich auf dieser Fahrt beschützen«, antwortete der Papst.

»Bei allem Respekt, Euer Heiligkeit, wäre mir wohler, wenn noch jemand anderes über Eure Schulter blicken würde.«

»Haben Sie einen Vorschlag, Herr Schamron?«

»Gewiß, Euer Heiligkeit.« Schamron legte Gabriel seine große Hand auf die Schulter. »Ich möchte, daß Gabriel Euch und Monsignore Donati in die Synagoge begleitet. Er ist ein erfahrener Agent, der sich mit solchen Dingen auskennt.«

Paul VII. sah zu Donati hinüber. »Luigi? Das ließe sich doch bestimmt arrangieren?«

»Theoretisch ja, Euer Heiligkeit. Aber dabei gibt es ein Problem.«

»Sie meinen die Tatsache, daß Carlo Casagrande Herrn Allon als potentiellen Papstattentäter ausgegeben hat?«

»Ganz recht, Euer Heiligkeit.«

»Das erfordert ein umsichtiges Vorgehen, aber wenn überhaupt jemand auf mich hört, dann sind es die Männer der Schweizergarde.« Er sah zu Schamron hinüber. »Ich werde meine Pilgerfahrt ins Ghetto wie geplant unternehmen, und Sie werden an meiner Seite sein, um mich zu beschützen, wie wir vor sechzig Jahren an Ihrer Seite hätten sein sollen. Sehr passend, finden Sie nicht auch, Herr Schamron?«

Schamron nickte knapp und lächelte bitter. Das war es in der Tat.

Zwanzig Minuten später, als der Ablauf des nächsten Vormittags besprochen war, verließen Papst Paul VII. und Monsignore Donati die sichere Wohnung und fuhren in ra-

schem Tempo den Tiber entlang zum Vatikan zurück. Am Annentor hielt der Wagen an. Donati ließ sein Fenster herunter, als der Gardist aus dem Schilderhaus trat.

»Monsignore Donati? Was um Himmels willen ist ...?«

Der Gardist verstummte, als er Paul VII. erkannte, der sich auf dem Rücksitz nach vorn beugte. Rasch nahm er Haltung an und grüßte zackig.

»Euer Heiligkeit!«

»Daß Sie mich heute abend gesehen haben, darf niemand erfahren«, sagte der Papst ruhig. »Haben Sie verstanden?«

»Natürlich, Euer Heiligkeit!«

»Erzählen Sie jemandem – selbst Ihren Vorgesetzten – von unserer Begegnung, müssen Sie sich vor mir rechtfertigen. Und ich verspreche Ihnen, das wird kein angenehmes Erlebnis.«

»Von mir erfährt niemand etwas, Euer Heiligkeit. Ehrenwort!«

»Das hoffe ich, junger Mann – um Ihretwillen.«

Paul VII. lehnte sich in die Polster zurück. Monsignore Donati schloß sein Fenster und fuhr in hohem Tempo zum Vatikanpalast weiter. »Der arme Kerl wird lange brauchen, um *darüber* hinwegzukommen«, sagte er mit mühsam unterdrücktem Lachen.

»War das wirklich nötig, Luigi?«

»Ich denke schon, Euer Heiligkeit.«

»Gott vergebe uns«, sagte der Papst. Dann fügte er hinzu: »Für alles, was wir getan haben.«

»Diese Sache ist bald überstanden, Euer Heiligkeit.«

»Ich bete darum, daß Sie recht behalten.«

Rom

Eric Lange schlief in dieser Nacht nicht gut. Ein seltener Anfall von Schuldgefühlen? Nervosität? Vielleicht war daran die Gluthitze von Katrines Körper schuld, der auf dem schmalen Feldbett dicht an ihn gedrängt ruhte. Jedenfalls wachte er aus irgendeinem Grund schon um halb vier Uhr auf und lag, während Katrines Gewicht gegen seine Rippen drückte, mit weit geöffneten Augen da, bis das erste graue Licht des heraufdämmernden Tages durch das Fenster von Carlo Casagrandes scheußlichem Zimmer fiel.

Er schwang die Beine aus dem Bett, tappte nackt über den kahlen Fußboden ans Fenster, zog die Netzstores einen Spaltbreit auseinander und sah auf die Straße hinunter. Sein unten neben dem Hauseingang geparktes Motorrad war noch da. Nirgends ein Hinweis darauf, daß Katrine oder er überwacht wurden. Er ließ den Vorhang wieder zufallen. Katrine bewegte sich, kämpfte mit der Bettdecke, wälzte sich dann auf die Seite und schlief weiter.

Lange kochte sich auf der Heizplatte einen starken Kaffee und trank mehrere Tassen, bevor er ins Bad ging. Die folgende Stunde verbrachte er damit, sich sorgfältig zurechtzumachen und sein Aussehen zu verändern. Er färbte sich das Haar dunkler, zog den Scheitel diesmal rechts und veränderte seine Augenfarbe mit Kontaktlinsen von Grau zu Braun. Zuletzt setzte er eine billig wirkende schwarze Hornbrille auf: die Brille eines Geistlichen. Als er fertig war,

starrte ihm aus dem beschlagenen Spiegel das Gesicht eines Fremden entgegen. Er verglich es mit dem Photo auf dem Dienstaussweis, den Casagrande ihm hatte ausstellen lassen: *Manfred Beck, Abt. Sonderermittlungen, Vatikanischer Sicherheitsdienst*. Dann nickte er zufrieden und ging ins Zimmer zurück.

Katrine schlief noch immer. Lange tappte mit einem um die Taille geschlungenen Handtuch durchs Zimmer und öffnete die Kommodenschubladen. Er zog Unterwäsche und schwarze Socken an, die schon dünne Stellen hatten. Als nächstes trat er an den Kleiderschrank und öffnete die Tür. Schwarzes Hemd mit Priesterkragen, schwarze Hose, schwarzes Jackett. Zuletzt schlüpfte er in die Schuhe und band sorgsam die Schnürsenkel zu.

So ging er ins Bad zurück und betrachtete sich lange im Spiegel, während er sich wie ein Schauspieler, der in eine Rolle schlüpft, langsam in den Mann im schwarzen Anzug verwandelte. Ein Attentäter im Priestergewand: Der Mann, der er hätte werden können, verbarg den Mann, der er war. Er schob die Stetschkin in den Hosenbund und betrachtete sich zum letzten Mal. Priester. Revolutionär. Killer. *Wer davon bist du, alter Junge?*

Er goß den letzten Kaffee in eine Tasse und setzte sich damit auf die Bettkante. Katrine öffnete die Augen und wich mit einem leisen Aufschrei vor ihm zurück, während ihre Hände instinktiv unter dem Kopfkissen nach einer Waffe tasteten. Als Lange sanft ihr Bein berührte, erstarrte sie mit einer Hand vor der Brust, während sie sich zu sammeln versuchte.

»Mein Gott, Eric, ich hab dich nicht erkannt!«

»Das ist der Zweck der Übung, Chérie.« Lange gab ihr die Kaffeetasse. »Zieh dich an, Katrine. Uns bleibt nicht mehr viel Zeit.«

Chiara trank in der Küche der sicheren Wohnung im Stehen Kaffee, als das Telefon klingelte. Sie erkannte Monsignore Donatis Stimme.

»Ich bin in ein paar Minuten da. Schicken Sie ihn schon mal runter.«

Als Chiara auflegte, kam Gabriel herein. Er trug einen grauen Anzug mit weißem Hemd und gedeckter Krawatte – alles Kleidungsstücke, die Schimon Pazners Leute angeliefert hatten. Chiara zupfte ihm einen Fussel vom Ärmel.

»Du siehst sehr gut aus.« Dann fügte sie hinzu: »Ein bißchen wie ein Bestattungsunternehmer, aber trotzdem gut.«

»Hoffentlich hast du nicht recht. Wer hat angerufen?«

»Monsignore Donati. Er ist unterwegs.«

Gabriel stürzte eine Tasse Kaffee hinunter und zog einen beigefarbenen Trenchcoat an. Dann küßte er Chiara auf die Wange und hielt sie in den Armen.

»Versprichst du mir, vorsichtig zu sein, Gabriel?«

Unten auf der Straße wurde gehupt. Als sich Gabriel aus der Umarmung zu lösen versuchte, hielt Chiara ihn noch einen Augenblick länger an sich gedrückt; sie wollte ihn nicht gehen lassen. Als Monsignore Donati erneut hupte, diesmal drängender, ließ sie ihn los. Gabriel küßte sie ein letztes Mal auf die Wange.

Er steckte die Beretta in sein Schulterhalfter und lief die Treppe hinunter. Ein grauer Fiat mit vatikanischem Kennzeichen wartete vor der Haustür. Am Steuer saß Monsignore Donati, der einen schwarzen Anzug mit Priesterkragen und einen dunkelgrauen Regenmantel trug. Gabriel stieg vorne rechts ein und schloß die Tür. Donati startete, und sie fuhren in Richtung Tiber davon.

Der Morgen war grau. Ein böiger Wind trieb tiefhängende Wolken über den Himmel und wirbelte Schaumkronen auf dem Fluß auf. Der Geistliche hielt das Lenkrad mit beiden Händen umklammert und starrte mit weit aufgerissenen

Augen nach vorn, während er abwechselnd Gas gab und ruckartig bremste. Gabriel hielt sich an der Armstütze fest und dachte, es sei ein Wunder, daß der Papst letzte Nacht lebend in den Vatikan zurückgekommen war.

»Fahren Sie oft, Monsignore Donati?«

»Gestern abend war das erste Mal seit ungefähr achtzehn Jahren.«

»Das hätte ich nicht vermutet.«

»Sie sind ein erbärmlich schlechter Lügner, Signor Allon. Ich dachte, in Ihrem Beruf müßte man überzeugend lügen können.«

»Wie fühlt sich der Heilige Vater heute morgen?«

»Eigentlich recht gut. Trotz der Aufregung von letzter Nacht hat er ein paar Stunden Schlaf gefunden. Er sieht seinem Ausflug über den Tiber mit gespannter Erwartung entgegen.«

»Und ich kann es kaum erwarten, ihn wieder sicher in den päpstlichen Gemächern zu sehen.«

»Damit sind wir zu zweit.«

Auf ihrer raschen Fahrt den Fluß entlang informierte Monsignore Donati seinen Beifahrer über die getroffenen Sicherheitsvorkehrungen. Paul VII. würde wie gewöhnlich seinen gepanzerten Mercedes benutzen und auf der Fahrt zur Synagoge von Donati und Gabriel begleitet werden. Den unmittelbaren Personenschutz des Papstes würde ein Ring aus Leibwächtern der Schweizergarde in Zivil garantieren. Die römische Polizei und die staatlichen Sicherheitsdienste würden wie immer einen zweiten Schutzwall bilden. Die Fahrtstrecke vom Vatikan zum ehemaligen Ghetto würde von Carabinieri abgesichert und für den übrigen Verkehr gesperrt werden.

Vor ihnen ragte der quadratische Kuppelbau der Großen Synagoge auf – ein turmhoher Bau aus hellem grauem Stein und Aluminium, aus dessen Architektur persische und baby-

lonische Einflüsse sprachen. Durch seine ungeheure Höhe und seine einzigartige Fassade hob sich der gewaltige Bau deutlich von den benachbarten ockergelben Barockbauten ab. Diese Wirkung war beabsichtigt. Die Gemeinde, die die Synagoge vor einem Jahrhundert erbaut hatte, hatte sie für die Männer jenseits des Tibers gut sichtbar machen wollen – für die Männer hinter den alten Mauern des Vatikans.

Hundert Meter vor der Synagoge kamen sie an einer Straßensperre der Polizei zum Stehen. Monsignore Donati ließ sein Fenster herunter, wies seinen vatikanischen Dienstausweis vor und wechselte ein paar Worte mit dem Beamten. Kurze Zeit später fuhren sie auf den Hof vor der Synagoge und hielten dort. Noch bevor Monsignore Donati den Motor abstellen konnte, tauchte bereits ein Carabinieri mit geschulterter Maschinenpistole auf. Gabriel gefiel, was er bisher an Kontrollvorkehrungen gesehen hatte.

Sie stiegen aus dem Fiat. Gabriel konnte nicht anders, als den Schatten der Geschichte zu spüren, der über diesem Ort lag. Rom war die älteste Diasporasiedlung in Westeuropa, und Juden lebten seit über zweitausend Jahren mitten in dieser Stadt. Sie waren schon hiergewesen, bevor Jesus sich Petrus von Galiläa erwählt hatte, um auf ihn seine Kirche zu gründen. Sie hatten die Ermordung Cäsars, den Aufstieg des Christentums und den Zerfall des Römischen Weltreichs miterlebt. Später waren sie von Päpsten als Gottesmörder verunglimpft, in ein Ghetto am Tiberufer zusammengetrieben, gedemütigt und rituell entwürdigt worden. Und in einer Oktobernacht des Jahres 1943 waren hier tausend von ihnen zusammengepfercht und in die Gaskammern und Verbrennungsöfen von Auschwitz abtransportiert worden, während ein Papst jenseits des Tibers dazu geschwiegen hatte. In kaum eineinhalb Stunden würde Papst Paul VII., selbst Augenzeuge der Sünden der Männer im Vatikan, hierherkommen, um dieses Unrecht wiedergutzumachen.

Falls er lange genug lebt, um zu verwirklichen, was er sich vorgenommen hat.

Monsignore Donati schien zu erraten, was Gabriel dachte, denn er legte ihm die Hand auf die Schulter und deutete dabei zum Fluß hinüber. »Die Demonstranten bleiben hinter den Absperrungen am Ufer.«

»Demonstranten?«

»Wir erwarten keine größere Protestdemonstration. Nur die üblichen Unruhestifter.« Donati zuckte hilflos mit den Schultern. »Befürworter von Geburtenkontrolle. Frauen fürs Priesteramt. Lesben und Schwule. Solche Leute.«

Sie stiegen die Treppe zum Haupteingang hinauf und betraten die Synagoge. Monsignore Donati bewegte sich völlig ungezwungen. Er spürte, daß Gabriel ihn von der Seite beobachtete, und lächelte ihm selbstbewußt zu.

»In unserer Zeit in Venedig war ich für die Pflege der Beziehungen zwischen dem Patriarchen und der dortigen jüdischen Gemeinde zuständig. Ich fühle mich in Synagogen durchaus wohl, Signor Allon.«

»Das merkt man«, sagte Gabriel. »Erzählen Sie mir, wie die Zeremonie ablaufen wird.«

Papst Paul VII. würde am Portal der Synagoge vom Oberrabbiner empfangen werden, erläuterte Monsignore Donati, mit ihm den Mittelgang entlangschreiten und auf der *bima* neben dem Oberrabbiner in einem vergoldeten Sessel Platz nehmen. Donati und Gabriel würden dem Heiligen Vater durch die Synagoge nach vorn folgen und dann nur wenige Meter von ihm entfernt im Bereich für Ehrengäste stehenbleiben. Nach einer kurzen Begrüßung durch den Oberrabbiner würde Seine Heiligkeit das Wort ergreifen. Entgegen des üblichen Protokolls würde der Inhalt seiner Rede nicht vorab dem Pressekorps des Vatikans übermittelt werden. Seine Ausführungen würden eine sofortige Reaktion der Journalisten auslösen, aber niemand würde

sich von seinem Platz entfernen dürfen, bevor der Papst nicht seine Rede beendet und die Synagoge verlassen hatte.

Gabriel und der Priester gingen nach vorn zu der Stelle, an der sie während der Rede des Papstes stehen würden. Ein Carabinieri suchte mit einem Bombenspürhund, der an seiner Leine zerrte, die Bankreihen links des Mittelgangs ab. Ein zweiter Hundeführer war auf der rechten Seite unterwegs. Wenige Meter von der *bima* entfernt wurden unter dem wachsamem Blick eines bewaffneten Sicherheitsbeamten auf einer erhöhten Plattform mehrere Fernsehkameras aufgebaut.

»Was ist mit den übrigen Eingängen der Synagoge, Monsignore Donati?«

»Die bleiben versperrt. Es gibt nur einen Ein- und Ausgang: das Hauptportal.« Donati sah auf seine Uhr. »Die Zeit drängt leider, Signor Allon. Wenn Sie zufrieden sind, sollten wir in den Vatikan zurückfahren.«

»Gut, dann los!«

Monsignore Donati hielt dem Gardisten, der am Annentor Wache hielt, nur kurz seinen vatikanischen Dienstausweis hin. Bevor der Posten nach dem Ausweis des Mannes auf dem Beifahrersitz fragen konnte, gab der Priester wieder Gas und raste über die Via Belvedere auf den Vatikanpalast zu.

Donati ließ den Wagen auf dem San-Damaso-Hof stehen, zog Gabriel hastig mit sich durch die Sicherheitskontrollen und führte ihn zu den päpstlichen Gemächern hinauf. Gabriel hatte den Eindruck, über die Marmorböden zu schweben, und sein Puls ging rascher. Er dachte an Schamron, der ihm im Halbdunkel auf dem Campo di Ghetto Nuovo den Auftrag erteilt hatte, die Mörder Benjamin Sterns aufzuspüren. Jetzt hatte ihn seine Suche hierher, ins Machtzentrum der römisch-katholischen Kirche, geführt.

Sie liefen an dem Gardisten vorbei, der am Eingang zu

den päpstlichen Gemächern Wache hielt, und traten ein. Monsignore Donati führte Gabriel ins Arbeitszimmer, in dem Paul VII. am Schreibtisch saß und einen Stapel am Morgen eingegangener Schriftstücke bearbeitete. Als Gabriel den Raum betrat, sah der Papst auf und lächelte ihm herzlich zu.

»Ich danke Ihnen für Ihr Kommen, Signor Allon.« Er zeigte mit der Feder seines Füllers auf die Sitzgruppe am offenen Kamin. »Machen Sie es sich bitte dort drüben bequem. Monsignore Donati und ich haben noch einiges zu erledigen, bevor wir fahren können.«

Gabriel nahm in einem Sessel Platz. Er griff in die Innentasche seines Jacketts, zog die Photos des unter dem Namen »Leopard« bekannten Attentäters heraus und breitete sie nebeneinander auf dem niedrigen Tisch aus. Auf allen Aufnahmen sah der Killer erstaunlich unterschiedlich aus. Einige dieser Veränderungen waren auf plastische Operationen zurückzuführen, aber viele waren mit einfacheren Mitteln wie Kopfbedeckungen, Perücken und Brillen erzielt worden.

Gabriel steckte die Photos wieder ein und blickte durchs Arbeitszimmer zu dem kleinen Mann in Weiß hinüber, der über die Papiere auf seinem Schreibtisch gebeugt war. Er fühlte sein Herz sinken. War der Leopard wirklich in Rom, um den Papst zu ermorden, würde es fast unmöglich sein, ihn aufzuhalten. Die Photos in seiner Tasche unterstrichen seine Befürchtung: Höchstwahrscheinlich würde Gabriel ihn nicht einmal kommen sehen.

Während Katrine duschte und sich danach anzog, verwischte Lange sämtliche Spuren in der Einzimmerwohnung. Mit einem feuchten Lappen putzte er alles ab, was er hier angefaßt hatte: Türklinken, Schrank- und Kommodengriffe, Wasserhähne und Handbrause im Bad, Bettgestell, Kochplatte, Kaffeekanne und Tassen. Dann stopfte er die mitge-

brachte Kleidung und seine Toilettensachen in einen Müllbeutel. Als er sich sicher war, jede Spur seiner Anwesenheit in dieser Wohnung beseitigt zu haben, setzte er sich auf die Bettkante und achtete darauf, nichts mehr anzufassen.

Katrine kam aus dem Bad. Sie trug Jeans, Lederschnüerstiefel und eine schwarz glänzende Bomberjacke aus Nylon. Ihr Haar war straff zurückgekämmt, ihre Augen waren hinter einer dunklen Sonnenbrille verborgen. Sie sah sehr attraktiv aus. Der durchschnittliche Carabinieri würde sich sofort von ihr ablenken lassen. Damit rechnete Lange.

Er stand auf, schob die Stetschkin in den Hosenbund und knöpfte sein Jackett darüber zu. Dann schlüpfte er in einen billigen schwarzen Nylonregenmantel, wie ihn die Hälfte aller römischen Geistlichen trug, und nahm den Müllbeutel mit.

Sie gingen die Treppe hinunter. In der einen Hand trug Lange den Müllbeutel und mit der anderen hielt er den Kragen seines Regenmantels zu, damit der Priesterkragen darunter nicht zu sehen war.

Draußen schwang er sich auf seine Maschine und ließ den Motor an. Katrine stieg hinter ihm auf und schlang ihre Arme um seine Taille. Er fuhr an, wendete nach Osten in Richtung Innenstadt und gab Gas. Die Wohnungsschlüssel ließ er unterwegs in einen Gully fallen. Den Müllbeutel gab er mit einem Trinkgeld einem Müllmann, der ihn hinten auf seinen Wagen warf und Lange einen schönen Tag wünschte.

33

VATIKANSTADT

Paul VII. sollte seine Ansprache in der Synagoge um elf Uhr beginnen. Um zehn Uhr dreißig verließ er in Begleitung von Monsignore Donati und Gabriel sein Arbeitszimmer. Auf dem Korridor vor den päpstlichen Gemächern begegneten sie dem zum Schutz des Heiligen Vaters abgeordneten Trupp von Gardisten in Zivil. Angeführt wurde dieser von einem baumlangen Schweizer namens Karl Brunner. Dies war der Augenblick, den Gabriel am meisten fürchtete – seine erste Begegnung mit den katholischen Schweizern, die geschworen hatten, den Papst notfalls unter Einsatz ihres Lebens zu schützen.

Sobald Brunner Gabriel sah, griff er ins Jackett seines blauen Anzugs und zog eine Pistole. Er kam herangestürmt, stieß den Papst mit weitausholender Armbewegung beiseite und packte Gabriel an der Kehle. Gabriel unterdrückte jeglichen Überlebensinstinkt und ließ sich von dem Gardisten zu Boden ringen. Er hätte ohnehin nicht viel gegen ihn ausrichten können. Karl Brunner war bestimmt fünfundzwanzig Kilo schwerer als er und wie ein Rugbyspieler gebaut. Seine Hand um Gabriels Kehle fühlte sich wie ein Schraubstock an. Gabriel achtete darauf, daß seine Hände gut zu sehen waren, und ließ zu, daß ihm der Sicherheitsbeamte die Beretta aus dem Schulterhalfter riß. Brunner warf die Pistole weg und hielt Gabriel mit seiner eigenen Waffe in Schach, während zwei seiner Männer den zu Boden Gerungenen an Armen und Beinen festhielten.

Die restlichen Männer bildeten einen schützenden Kreis um den Papst und führten ihn eilig den Flur entlang. Paul VII. befahl ihnen jedoch, ihn loszulassen, und hastete zu Karl Brunner zurück. Brunner schob den Papst beiseite und forderte ihn lautstark auf, sich in Sicherheit zu bringen.

»Lassen Sie ihn aufstehen, Karl«, sagte der Papst.

Brunner rappelte sich auf, während seine Männer den Liegenden weiter festhielten. Er griff in seine Tasche, zog ein Exemplar der Sicherheitswarnung mit Gabriels Photo heraus und hielt es hoch, damit es der Papst sehen konnte.

»Er ist ein Attentäter, Euer Heiligkeit! Er ist hier, um Euch zu ermorden!«

»Er ist ein Freund, und er ist hier, um mich zu beschützen. Der Verdacht gegen ihn ist ein Mißverständnis. Monsignore Donati wird Ihnen alles erklären. Vertrauen Sie mir, Karl. Lassen Sie ihn aufstehen.«

Die Autokolonne passierte in raschem Tempo das Annentor und bog dann auf die Via della Conciliazione ab, um weiter zum Tiber zu fahren. Der Papst schloß die Augen. Gabriel sah zu Monsignore Donati hinüber, der sich zu ihm hinüberbeugte und ihm zuflüsterte, Seine Heiligkeit verbringe die Zeit, in der er in Wagenkolonnen unterwegs sei, stets im Gebet.

Ein Motorradpolizist, der die Kolonne begleitete, nahm eine neue Position kaum eineinhalb Meter von Paul VII. entfernt ein. Gabriel begutachtete sein Gesicht, die Form des Unterkiefers und der Backenknochen, die sein amerikanischer Sturzhelm freiließ. In Gedanken verglich er sie mit den Gesichtszügen des Mannes auf den Photos, als erstelle er eine Expertise für ein Gemälde, indem er die Malweise eines Meisters mit der eines neuentdeckten Werks verglich. Die Gesichter waren sich so ähnlich, daß Gabriel unter seine Jacke griff und die Hand auf den Griff der Beretta legte.

Monsignore Donati sah, was er tat. Der Papst, der weiter mit fest geschlossenen Augen betete, bekam nichts davon mit.

Als die Autokolonne auf den Lungotevere abbog, ließ sich der Motorradpolizist ein paar Meter zurückfallen. Gabriel fühlte, wie seine nervöse Anspannung abklang. Die Straße vor ihnen war für jeglichen Verkehr gesperrt, und entlang des Flusses standen nur hier und da kleine Grüppchen von Schaulustigen. In diesem Teil der Stadt schien der Anblick einer päpstlichen Wagenkolonne kein allzu großes Aufsehen zu erregen.

Die Fahrt dauerte nicht lange: nach Gabriels Schätzung nur etwa drei Minuten. Die Kuppel der Synagoge tauchte vor ihnen auf, und wenig später rauschten sie an einer Handvoll Demonstranten vorbei. Die Autokolonne hielt auf dem Hof vor dem Hauptportal. Gabriel stieg als erster aus und blockierte die halboffene Wagentür mit seinem Körper. Der Oberrabbiner wartete mit einer Delegation aus Mitgliedern der jüdischen Gemeinde Roms auf den Stufen der Synagoge. Die päpstliche Limousine war von italienischen und vatikanischen Sicherheitsbeamten umringt, die teils Zivil, teils Uniform trugen. Rechts neben der Treppe drängte sich das vatikanische Pressekorps hinter einer Absperrung aus gelben Bändern. Das Grollen schwerer Motorräder erfüllte die Luft.

Gabriel suchte erst die Gesichter der Sicherheitsbeamten, dann die der Journalisten und Pressefotografen ab. Fast ein Dutzend von ihnen hätten der Attentäter in guter Verkleidung sein können. Er drehte sich um, steckte den Kopf wieder in den Wagen und sah Monsignore Donati an. »Dieser Abschnitt macht mir die größten Sorgen. Bringen wir ihn also rasch hinter uns.« Aber als er sich aufrichtete, stand Karl Brunner mit finsterner Miene hinter ihm.

»Platz da, das ist mein Job!« fuhr Brunner ihn schroff an.

Gabriel gehorchte schweigend. Brunner war Paul VII. beim Aussteigen behilflich. Seine Männer umgaben den Papst wie eine schützende Hülle. Gabriel fand sich in einem Meer aus dunklen Anzügen wieder, in dessen Mittelpunkt der Papst in seiner leuchtendweißen Soutane deutlich sichtbar war.

Die Motorräder verstummten. Auf den Stufen der Synagoge umarmte der Heilige Vater den Oberrabbiner und einige der Delegierten. Auf dem Hof herrschte Stille, die nur durch die von fern herüberdringenden Parolen der Demonstranten und das zikadenartige Surren der Fernsehkameras unterbrochen wurde. Gabriel stand hinter Karl Brunner, dessen Linke den Rücken des Heiligen Vaters leicht berührte, sah sich wachsam um und hielt Ausschau nach etwas Ungewöhnlichem. Einem Mann, der sich seinen Weg durch die Menge nach vorn bahnte. Einem Arm, der hochgerissen wurde.

Hinter ihnen entstand ein kleiner Tumult. Gabriel drehte sich gerade noch rechtzeitig um, um mitzubekommen, wie drei Carabinieri einen Mann zu Boden rangen. Aber es war nur ein Demonstrant mit einem Schild, auf dem FREIHEIT FÜR CHINESISCHE KATHOLIKEN! stand.

Auch Paul VII. sah sich um. Dabei begegnete Gabriel seinem Blick. »Bitte geht hinein, Euer Heiligkeit«, murmelte Gabriel. »Hier draußen sind zu viele Leute.«

Der Heilige Vater nickte und wandte sich an seinen Gastgeber. »Nun, Rabbi, wollen wir weitergehen?«

»Gewiß, Euer Heiligkeit. Bitte tretet ein. Laßt mich Euch *unser* Gotteshaus zeigen.«

Der Oberrabbiner führte den Papst die Stufen hinauf. Im nächsten Augenblick befand sich der Pontifex maximus einer Milliarde Katholiken zur großen Erleichterung Gabriels und Monsignore Donatis sicher im Inneren der Synagoge.

Vor dem Petersplatz stieg Eric Lange von seiner Maschine. Katrine rutschte nach vorn und ergriff mit beiden Händen den Lenker. Lange drehte sich um und ging davon.

Der weite Platz war voller Touristen und Rompilger. Carabinieri patrouillierten entlang den Kolonnaden. Langes Gang war energisch und zielbewußt, sein Schritt rasch, aber beherrscht, als er auf den Vatikanpalast zumarschierte. Als er an dem in der Mitte des Platzes aufragenden ägyptischen Obelisken vorbeikam, holte er mehrmals tief Luft, um seine Atmung zu verlangsamen.

Einige Meter vor dem Palasttor versperrte ihm ein junger Carabinieri den Weg.

»Moment! Wohin wollen Sie?« fragte er Lange auf italienisch, während er ihn mit braunen Augen hartnäckig musterte.

»Portone di Bronzo«, antwortete Lange.

Lange zückte die Geldbörse und zeigte seinen Dienstaussweis vor. Der Carabinieri trat unwillkürlich einen Schritt zurück. »Entschuldigung, Pater Beck. Ich wußte nicht, daß Sie ...«

Der Killer steckte die Geldbörse wieder ein. »Sagen Sie mir Ihren Namen, junger Mann.«

»Mateo Galeazzi, Pater.«

Lange sah dem Uniformierten ins Gesicht. »Ich werde drinnen ein gutes Wort für Sie einlegen. Ich weiß, daß General Casagrande gern hören wird, daß die Carabinieri für tadellose Ordnung auf dem Petersplatz sorgen.«

»Danke, Pater.«

Der Carabinieri neigte tatsächlich den Kopf und forderte Pater Beck mit einer Handbewegung zum Weitergehen auf. Der Junge tat Lange fast leid. In ein paar Minuten würde er auf den Knien liegend um Vergebung dafür bitten, daß er einen Attentäter in den Palast eingelassen hatte.

Am Bronzeportal wurde Lange erneut angehalten, diesmal

von einem Gardisten in kompletter Renaissanceuniform und mit einem dunkelblauen Umhang über den Schultern. Wieder zeigte er seinen Dienstausweis vor. Der Gardist forderte ihn auf, sich am Empfang gleich rechts hinter dem Eingang ins Besucherbuch eintragen zu lassen. Dort legte Lange den Dienstausweis einem weiteren Gardisten vor.

»Zu wem wollen Sie?«

»Das geht Sie nichts an«, sagte Lange kalt. »Ich führe hier eine Sicherheitsüberprüfung durch. Wenn Sie es für unbedingt nötig halten, können Sie Casagrande melden, daß ich den Palast betreten habe. Informieren Sie andere – zum Beispiel Ihre Kameraden, die im Augenblick Wache stehen –, ziehe ich Sie persönlich zur Rechenschaft.«

Der Gardist schluckte trocken, dann nickte er. Lange ließ ihn stehen. Vor ihm erhob sich die von riesigen Kandelabern herrschaftlich beleuchtete Scala Regia. Lange stieg die Treppe langsam hinauf wie ein Mann, der eine Arbeit erledigen muß, die er insgeheim verabscheut. Unterwegs blieb er einmal kurz stehen, um zum Besucherempfang hinunterzusehen, von dem aus der Gardist ihn noch immer aufmerksam beobachtete. Oben an der Treppe kam er an eine zwei-flügelige Glastür und wurde erneut angehalten. Bevor der Gardist ein Wort sagen konnte, zeigte Lange seinen Dienstausweis vor. Nach einem Blick darauf hatte der Wachposten es so eilig, ihm den Weg frei zu machen, daß er beinahe gestolpert wäre.

Erstaunlich, dachte Lange. Casagrandes Plan funktionierte besser, als er es jemals für möglich gehalten hätte.

Daraufhin fand er sich in einem als Cortile di San Damaso bekannten düsteren Innenhof wieder. Über ihm ragten die Loggien des eigentlichen Vatikanpalasts auf. Lange ging durch einen steinernen Torbogen weiter und erreichte eine Treppe, die er so rasch hinaufstieg, daß seine Schritte auf dem Marmor hallten. Unterwegs kam er an drei weiteren

Gardisten vorbei, wurde aber nicht wieder kontrolliert. Hier im inneren Bereich des Palasts war Langes schwarzer Anzug mit Priesterkragen Ausweis genug.

Oben an der Treppe erreichte er den Eingang zu den päpstlichen Gemächern. Dort stand ein Gardist, der seine Hellebarde senkte, um ihm den Zutritt zu verwehren. Lange hielt ihm den gefälschten Dienstausweis unter die Nase.

»Ich muß zu Monsignore Donati.«

»Der ist im Augenblick nicht da.«

»Wo ist er denn?«

»Mit dem Heiligen Vater zusammen.« Der Mann zögerte, dann fügte er hinzu: »In der Synagoge.«

»Ah, ganz recht. Monsignore Donati wird sich freuen, wenn er erfährt, daß Sie einem gänzlich Unbekannten gesagt haben, wo er sich aufhält.«

»Entschuldigung, Pater, aber Sie ...«

Lange unterbrach ihn. »Ich muß etwas für Monsignore Donati zurücklassen. Können Sie mich in sein Büro bringen?«

»Wie Sie wissen, Pater Beck, darf ich meinen Posten unter keinen Umständen verlassen.«

»Sehr gut«, sagte Lange mit versöhnlichem Lächeln. »Wenigstens *das* haben Sie richtig gemacht. Erklären Sie mir bitte, wie ich zum Büro des guten Monsignore komme.«

Der Gardist zögerte einen Augenblick unsicher, dann erklärte er Lange, wohin er gehen mußte. Die päpstlichen Gemächer waren menschenleer bis auf eine graugekleidete Ordensschwester, die mit einem Federwedel Staub wischte. Sie lächelte Lange zu, als er an der Tür zu Monsignore Donatis Büro vorbeiging und den nächsten Raum betrat.

Er schloß die Tür hinter sich und blieb kurz stehen, bis sich seine Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten. Die schweren Vorhänge waren zugezogen, so daß die Kuppel der Peterskirche nicht zu sehen war und der Raum in tiefem Schatten lag. Lange trat vor, ging über den einfachen Orient-

teppich auf den hölzernen Schreibtisch zu. Er blieb neben dem Drehsessel mit hoher Rückenlehne stehen und ließ eine Hand über den hellen Samtbezug gleiten, während er den Schreibtisch begutachtete. Ein zu schlichtes Möbelstück für einen so mächtigen Mann. Zu streng. Eine lederne Schreibunterlage, ein röhrenförmiger Ständer für Füller und Kugelschreiber, ein Spiralblock mit liniertem Papier für Notizen. Ein weißes Telefon mit altmodischer Wählscheibe. Als er den Kopf hob, sah er an der Wand ein Marienbild. Die Muttergottes schien ihn aus dem Halbdunkel zu beobachten.

Lange griff in die Innentasche seines Jacketts, zog einen Umschlag heraus und ließ ihn auf die Schreibunterlage fallen. Er landete mit einem gedämpften metallischen Klirren. Der Attentäter sah sich ein letztes Mal im Arbeitszimmer um, dann machte er kehrt und verließ den Raum rasch.

Am Eingang zu den päpstlichen Gemächern blieb Lange einen Augenblick stehen, um den wachhabenden Gardisten streng zu fixieren. »Sie hören noch von mir«, knurrte er, dann wandte er sich ab und verschwand den Korridor entlang.

Der Schreibtisch im Büro von Kardinalstaatssekretär Marco Brindisi unterschied sich stark von dem schlichten Stück im Arbeitszimmer des Papstes. Er war ein wuchtiges Renaissancemöbel mit gedrechselten Beinen und vergoldeten Intarsien. Wer davor stand, fühlte sich sehr leicht unbehaglich, was Brindisis Absichten nur entgegenkam.

Im Augenblick saß dieser allein da, stützte sein Kinn auf die gefalteten Hände und starrte ins Leere. Vor wenigen Minuten hatte er von seinem auf den Petersplatz hinausführenden Fenster die Wagenkolonne des Papstes beobachtet, die sich auf der Via della Conciliazione eilig zum Tiber fortbewegt hatte. Unterdessen war Paul VII. vermutlich schon in der Synagoge.

Der Blick des Kardinals fixierte die in die Wand gegenüber seinem Schreibtisch eingelassene Reihe von Fernsehschirmen. Auch wenn Marco Brindisi das Ziel verfolgte, der Kirche wieder die Machtposition zu verschaffen, die sie im Mittelalter genossen hatte, war er durchaus ein Mann der Moderne. Die Zeiten, in denen vatikanische Bürokraten ihre Memoranden mit Gänsekiel und Tinte auf Pergament geschrieben hatten, waren längst vorbei. Brindisi hatte ungezählte Millionen dafür ausgegeben, die Maschinerie seines Staatssekretariats so aufzurüsten, daß die Kirchenbürokratie wie das Nervenzentrum eines modernen Staatsapparats funktionierte. Er schaltete den ersten Fernseher ein und wählte BBC International. Eine Hochwasserkatastrophe in Bangladesch, Tausende von Toten, Hunderttausende von Obdachlosen. Er notierte sich, daß der Vatikan und katholische Wohltätigkeitsorganisationen angemessene Summen spenden mußten, um das Leid der Flutopfer nach Möglichkeit zu lindern. Dann stellte er das zweite Gerät auf den großen italienischen Fernsehsender RAI ein. Auf dem dritten Fernseher ließ er CNN International laufen.

Er hatte seine Drohung wahrgemacht, den Papst bei dieser schändlichen Unternehmung nicht zu begleiten. Deshalb saß er jetzt nach allgemeiner Überzeugung an einem harmlos klingenden Rücktrittsgesuch, das den Heiligen Stuhl nicht in Verlegenheit bringen und keine unbequemen Fragen aufwerfen würde, die das Gesindel im vatikanischen Pressekorps in seinen infantilen Kolumnen breitretzen konnte. Hätte Brindisi wirklich zurücktreten wollen, hätte er seinen Herzenswunsch betont, zu pastoralen Aufgaben zurückzukehren, um die Jungen zu taufen, die Kranken zu trösten und den Sterbenden die Sakramente zu spenden. Alle durchschnittlich intelligenten Vaticanisti hätten ein Schreiben dieser Art als großangelegten Täuschungsversuch erkannt. Marco Brindisi war dazu erzogen,

ausgebildet und protegiert worden, innerhalb der Kurie bürokratische Macht auszuüben. Die Vorstellung, er könnte diese Macht freiwillig abgeben, war offensichtlich absurd. Niemand hätte dieses Rücktrittsgesuch ernstgenommen, und der Kardinal hatte ohnehin nicht die Absicht, ein solches niederzuschreiben. Außerdem hatte der Mann, der so etwas von ihm forderte, seiner Ansicht nach nicht mehr lange zu leben.

Hätte er angefangen, ein Rücktrittsgesuch zu verfassen, hätte das in den Tagen nach der Ermordung von Paul VII. unangenehme Fragen aufwerfen können. Hatte es in den letzten Wochen ein Zerwürfnis zwischen den beiden mächtigsten Männern der katholischen Kirche gegeben? Gewinne der Kardinalstaatssekretär durch den Tod des Papstes einen Vorteil? Kein Rücktrittsgesuch, keine peinlichen Fragen. Tatsächlich würde Kardinal Brindisi durch geschickt gestreute Informationen als der engste Freund und Vertraute des Papstes innerhalb der Kurie hingestellt werden – als jemand, der Paul VII. in höchstem Maße bewundert hatte und von ihm sehr geliebt worden war. Diese Pressemeldungen würden die Aufmerksamkeit der zum nächsten Konklave versammelten Kardinäle auf ihn lenken. Eindruck würde auch machen, wie reibungslos und geschickt Marco Brindisi in den traumatischen Wochen nach der Ermordung des Heiligen Vaters die Geschäfte der Kirche führte. In einer solch kritischen Zeit würde es dem Konklave widerstreben, einen Außenstehenden zu küren. Der nächste Papst würde aus der Kurie kommen, und der überzeugende Kurienkandidat würde Kardinalstaatssekretär Marco Brindisi sein.

Sein verträumter Trancezustand wurde durch ein RAI-Bild gestört: Papst Paul VII., der die Große Synagoge in Rom betrat. Vor Brindisis innerem Auge erschien ein anderes Bild: Becket, der vor seinem Altar in Canterbury stand. Die Ermordung eines lästigen Priesters.

Entsenden Sie Ihre Ritter, Carlo. Lassen Sie ihn niedermachen.

Kardinal Marco Brindisi stellte den Ton lauter und wartete auf die Meldung, der Heilige Vater sei einem Attentat zum Opfer gefallen.

Rom

Die Hauptsynagoge in Rom: byzantinisch und prunkvoll, heute von rastloser Unruhe erfüllt. Gabriel nahm seinen Platz im vorderen Teil ein, so daß er die *bima* rechts neben sich hatte. Die Hände auf dem Rücken, lehnte er an der kühlen Marmorwand. Neben ihm stand Monsignore Donati, der sichtlich nervös und gereizt war. Von seinem Beobachtungspunkt aus konnte er den gesamten Innenraum gut überblicken. Nur wenige Meter von ihm entfernt, in leuchtend scharlachroten Soutanen, saß eine Gruppe von Kurienkardinälen, die aufmerksam zuhörte, als der Oberrabbiner seine Begrüßungsworte sprach. In den Sitzreihen unmittelbar hinter den Kardinälen drängten sich die ruhelosen Mitglieder des vatikanischen Pressekorps. Rudolf Gertz, der Leiter der Pressestelle, wirkte leicht angewidert. Die restlichen Plätze nahmen gewöhnliche Mitglieder der jüdischen Gemeinde Roms ein. Als der Papst sich erhob, um zu sprechen, war die Spannung der vielköpfigen Menge fast mit Händen zu greifen.

Gabriel widerstand der Versuchung, Paul VII. zu beobachten. Statt dessen ließ er seine Augen auf der Suche nach jemandem oder etwas, der oder das irgendwie verdächtig wirkte, unablässig durch die Synagoge schweifen. Karl Brunner, der in seiner Nähe stand, tat das gleiche. Ihre Blicke begegneten sich kurz. Brunner, davon war Gabriel jetzt überzeugt, stellte keine Gefahr für den Papst dar.

Papst Paul VII. dankte dem Oberrabbiner und der Ge-

meinde für die Einladung, heute vor ihnen sprechen zu dürfen. Dann schloß er einige Bemerkungen über die Schönheit dieser Synagoge und des jüdischen Glaubens an, wobei er auf das gemeinsame Erbe von Christen und Juden anspielte. Indem er einen Ausdruck seines Vorredners aufgriff, bezeichnete er die Juden als ältere Brüder der Katholiken. Dieser Bund zwischen Geschwistern sei eine spezielle Beziehung, sagte der Papst, die in einen Antagonismus umschlagen könne, wenn sie nicht richtig gepflegt werde. In den vergangenen zweitausend Jahren hätten die Geschwister allzuoft gestritten – mit katastrophalen Folgen für die Juden. Er sprach ohne Manuskript, sogar ohne Notizen. Seine Zuhörer lauschten gebannt.

»Im April 1986 hat mein Vorgänger, Papst Johannes Paul II., diese Synagoge besucht, um die Kluft zwischen unseren Gemeinden zu überbrücken und einen Heilungsprozeß einzuleiten. In den seither vergangenen Jahren ist viel erreicht worden.« Als der Papst eine Pause machte, lastete die Stille schwer auf allen Anwesenden. »Aber uns bleibt noch viel zu tun.«

In der Synagoge brauste herzlicher Beifall auf. Auch die Kirchenfürsten applaudierten. Monsignore Donati stieß Gabriel an und beugte sich zu ihm hinüber. »Achten Sie auf die Kardinäle«, flüsterte er ihm zu. »Mal sehen, ob sie in ein paar Minuten auch noch klatschen.«

Gabriel beobachtete jedoch weiter die Menge, während der Papst fortfuhr. »Meine Brüder und Schwestern, Gott hat Johannes Paul II. zu sich gerufen, bevor er sein Werk vollenden konnte. Ich habe die Absicht, dort weiterzumachen, wo er aufhören mußte. Ich werde seine Last schultern und sie für ihn heimtragen.«

Wieder wurde der Papst von Beifall unterbrochen. Brilliant! dachte Gabriel. Er stellte seine Initiative nicht als etwas radikal Neues, sondern lediglich als Fortführung des von

dem Polen hinterlassenen Erbes dar. Gabriel erkannte, daß dieser Mann, der sich gern als einfacher venezianischer Geistlicher ausgab, ein gewiefter Taktiker und cleverer Politiker war.

»Die ersten Schritte auf dem Weg zur Versöhnung waren leicht im Vergleich zu den schwierigen, die noch vor uns liegen. Die letzten Schritte werden die schwierigsten von allen sein. Unterwegs können wir in Versuchung geraten, umzukehren. Aber das dürfen wir nicht. Wir müssen diesen Weg zu Ende gehen – für Juden und Christen gleichermaßen.«

Monsignore Donati berührte Gabriels Arm. »Jetzt wird's spannend.«

»Unsere Religionen lehren beide, daß Vergebung nicht leicht zu erlangen ist. Wir Katholiken müssen eine aufrichtige Beichte ablegen, wenn wir Absolution erhalten wollen. Haben wir einen Mord verübt, können wir nicht beichten, den Namen des Herrn mißbraucht zu haben, und erwarten, auf diese Weise Vergebung zu erlangen.« Der Papst lächelte, und in der Synagoge war leises Lachen zu vernehmen. Gabriel sah, daß einige Kardinäle diese Bemerkung nicht komisch zu finden schienen. »An Jom Kippur, dem Versöhnungstag, müssen Juden jene aufsuchen, denen sie Unrecht getan haben, ihre Sünden aufrichtig bekennen und um Vergebung bitten. Wir Katholiken müssen das gleiche tun. Aber wenn wir unsere Sünden aufrichtig bekennen wollen, müssen wir zuerst die Wahrheit kennen. Deshalb bin ich heute hier.«

Der Papst machte eine kurze Pause. Gabriel beobachtete, daß er kurz zu Monsignore Donati hinübersah, als sammle er seine Kräfte, als wolle er sich vergewissern, daß es jetzt kein Zurück mehr gab. Monsignore Donati nickte kaum merklich, und Papst Paul VII. wandte sich wieder dem Publikum zu. Das tat auch Gabriel, aber aus einem ganz anderen Grund. Er hielt Ausschau nach einem Mann mit einer Waffe.

»An diesem Morgen in dieser prächtigen Synagoge kün-

dige ich eine neue Untersuchung der Beziehungen der katholischen Kirche zum jüdischen Volk und dem Verhalten der Kirche im Zweiten Weltkrieg an – jener dunkelsten Periode der jüdischen Geschichte, in der sechs Millionen Menschen ihr Leben in den Feuern der Schoa verloren. Im Gegensatz zu früheren Untersuchungen dieser Schreckenszeit werden diesmal *alle* Dokumente im Geheimarchiv des Vatikans unabhängig vom Jahr ihrer Entstehung einer Historikerkommission zur Einsichtnahme und Auswertung zugänglich gemacht.«

Das vatikanische Pressekorps befand sich in heller Aufregung. Einige Journalisten sprachen flüsternd in ihre Handys; die übrigen machten sich in fliegender Hast Notizen. Rudolf Gertz saß mit verschränkten Armen und auf die Brust gesenktem Kinn da. Seine Heiligkeit hatte offenbar versäumt, seinem Pressechef vorab mitzuteilen, welche Sensation er heute anzukündigen gedachte. Der Papst hatte sich bereits auf unerforschtes Gebiet vorgewagt. Jetzt war er im Begriff, noch weiter zu gehen.

»Der Holocaust war kein katholisches Verbrechen«, fuhr er fort, »aber allzu viele Katholiken – Laien wie Kirchenmänner – waren an den Judenmorden beteiligt, als daß wir diese Tatsache ignorieren könnten. Wir müssen diese Sünde bekennen, und wir müssen um Vergebung bitten.«

Diesmal gab es keinen Beifall, nur überwältigtes und ehrfürchtiges Schweigen. Gabriel hatte den Eindruck, keiner der in der Synagoge Anwesenden könne glauben, daß das Oberhaupt der katholischen Kirche diese Worte ausgesprochen hatte.

»Der Holocaust war kein katholisches Verbrechen, aber die Kirche hat die giftige Saat des Antisemitismus ausgebracht und durch Düngung und Bewässerung dafür gesorgt, daß sie in Europa aufgehen und blühen konnte. Wir müssen diese Sünde bekennen, und wir müssen um Vergebung bitten.«

Gabriel glaubte, Unruhe unter den Kardinalen zu erkennen. Finstere Blicke, Kopfschütteln, Schulterzucken. Er sah zu Monsignore Donati hinüber und flüsterte: »Welcher ist Kardinal Brindisi?«

Der Geistliche schüttelte leicht den Kopf. »Er ist heute nicht hier.«

»Warum nicht?«

»Er behauptet, unpäßlich zu sein. In Wirklichkeit würde er sich lieber auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen, als sich diese Rede anzuhören.«

Der Papst sprach weiter. »Die katholische Kirche hätte die Schoa nicht verhindern können, aber es ist durchaus denkbar, daß wir ihre schrecklichen Folgen für viele Juden hätten abmildern können. Wir hätten unsere weltpolitischen Interessen hintanstellen und unsere Verdammung dieser Verbrechen von der Kuppel unserer gewaltigen Basilika aus verkünden sollen. Wir hätten alle Angehörigen unserer Kirche, die zu den Mördern und ihren Helfershelfern gehörten, exkommunizieren sollen. Nach dem Krieg hätten wir uns der überlebenden Opfer annehmen sollen, statt die Täter zu schützen, von denen viele auf ihrem Weg ins Exil im fernen Ausland Unterschlupf in dieser gesegneten Stadt fanden.«

Paul VII. breitete die Arme aus. »Wir bekennen diese und weitere Sünden, die bald ans Tageslicht kommen werden, und bitten euch um Vergebung. Die Tiefe unseres Kummers läßt sich mit Worten nicht beschreiben. In der Stunde eurer größten Not, als deutsche Einsatzkräfte euch aus euren Häusern in der Nachbarschaft dieser Synagoge schleppten, habt ihr um Hilfe gerufen, aber eure Hilferufe sind mit Schweigen beantwortet worden. Und deshalb will ich heute auf die gleiche Weise um Vergebung bitten. Schweigend.«

Papst Paul VII. senkte den Kopf, faltete die Hände unter seinem Brustkreuz und schloß die Augen. Gabriel starrte ihn ungläubig an, dann blickte er sich in der Synagoge um. Er

war nicht als einziger sprachlos. Überall sah er offene Mänder, selbst bei den sonst so zynischen Journalisten. Zwei der Kardinäle beteten, dem Beispiel des Heiligen Vaters folgend, die übrigen jedoch schienen ebenso verblüfft zu sein wie alle anderen Anwesenden.

In Gabriels Augen besagte der Anblick des am Altar einer Synagoge betenden Papstes noch viel mehr. Paul VII. hatte gesprochen. Seine Initiative ließ sich nicht mehr rückgängig machen, selbst wenn er nicht mehr lebte, um sie zu befördern. Hätte die Crux Vera ihn wirklich ermorden wollen, hätte sie das *vor* dieser Rede getan. Ihn anschließend zu ermorden, würde ihn nur zum Märtyrer machen. Also war der Papst zumindest vorläufig sicher. Gabriels einzige Sorge war jetzt, den Heiligen Vater sicher in die päpstlichen Gemächer im Vatikanpalast zurückzubringen.

Gabriel wurde auf eine Bewegung aufmerksam – eine Armbewegung –, aber das war nur Karl Brunner, der die rechte Hand hob und seinen Knopf im Ohr berührte. Im nächsten Augenblick veränderte sich seine Haltung. Er nahm die Schultern zurück und schien sein Gewicht sprungbereit auf die vorderen Fußballen zu verlagern. Blut schoß ihm ins Gesicht, und seine Augen waren in ständiger Bewegung. Er hob das linke Handgelenk an den Mund und sagte leise etwas in das Mikrofon unter der Manschette. Dann trat er rasch einen Schritt auf Monsignore Donati zu.

Der Priester beugte sich zu ihm hinüber. »Irgend etwas nicht in Ordnung, Karl?«

»Im Vatikan treibt sich ein Eindringling herum!«

Nachdem Eric Lange die päpstlichen Gemächer verlassen hatte, ging er die Treppe zu dem im Stockwerk darunter liegenden Büro des Kardinalstaatssekretärs hinunter. Im Vorzimmer traf er Pater Mascone an, Kardinal Brindisis bewährten Privatsekretär.

»Ich möchte den Kardinal sprechen«, verlangte Lange.

»Ausgeschlossen!« Pater Mascone klappte sichtlich ungehalten den vor ihm liegenden Aktenordner zu. »Für wen halten Sie sich, um Himmels willen, daß Sie mit einem solchen Anliegen hier aufkreuzen?«

Lange griff unter sein Jackett und zog mit einer flüssigen Bewegung die Stetschkin mit Schalldämpfer hervor. Pater Mascone murmelte: »Heilige Maria, bitte für mich.«

Lange traf ihn mitten in die Stirn und ging rasch um seinen Schreibtisch herum.

Gabriel und Monsignore Donati rannten die Treppe vor der Synagoge hinunter. Die auf dem Innenhof parkende päpstliche Limousine, deren Lack im Nieselregen glänzte, war von mehreren Carabinieri umgeben, die auf Motorrädern mit abgestellten Motoren saßen. Donati trat auf den nächsten Beamten zu und sagte: »Im Vatikan gibt's einen Notfall. Wir brauchen ein Motorrad.«

Der Carabinieri schüttelte den Kopf. »Unmöglich, Monsignore Donati. Das wäre gegen alle Vorschriften. Ich könnte gefeuert werden, wenn ich Ihnen mein Motorrad überlasse.«

Gabriel legte dem Uniformierten die Hand auf die Schulter. »*Il papa* hat uns mit einem persönlichen Auftrag losgeschickt«, sagte er auf italienisch. »Wollen Sie sich einer Bitte Seiner Heiligkeit wirklich verweigern?«

Der Carabinieri stieg rasch von seiner Maschine.

Gabriel ergriff den Lenker und schwang sich in den Sattel. Monsignore Donati stieg hinter ihm auf.

»Können Sie dieses Ding fahren?«

»Gut festhalten!«

Gabriel rollte auf den menschenleeren Lungotevere hinaus und gab Vollgas. Während er nach Norden zum Vatikan zurückraste, konnte er hören, wie Monsignore Donati neben seinem linken Ohr das Vaterunser betete.

Marco Brindisi stand mitten in seinem Arbeitszimmer vor den Fernsehschirmen. Er hielt die Arme ausgebreitet, seine Handflächen waren protestierend erhoben, aus seinem Gesicht war alles Blut gewichen. In seinem Zorn war ihm das scharlachrote Birett vom Kopf gefallen und lag unbeachtet vor seinen Füßen auf dem Teppich.

»Will denn niemand diesen Ketzer zum Schweigen bringen?« kreischte der Kardinal. »Was zum Teufel ist mit Ihnen, Carlo! Liquidieren Sie ihn! Wo bleibt Ihr Mann?«

»Ich bin hier«, sagte Eric Lange ruhig.

Kardinal Brindisi drehte den Kopf etwas zur Seite und registrierte die Anwesenheit eines Mannes in schlichter Priesterkleidung, der lautlos das Zimmer betreten hatte.

»Wer sind Sie?«

Langes Arm fuhr in die Höhe, in der Hand hielt er die Stetschkin.

»Möchtet Ihr vor Eurem Tod ein letztes Mal beichten, Euer Eminenz?«

Der Kardinal kniff die Augen zusammen. »Das Höllenfeuer soll Ihre Seele verzehren!«

Er schloß die Augen und bereitete sich mit einem gemurmelten Gebet auf den Tod vor.

Lange ließ ihn gewähren.

Dann drückte er dreimal in rascher Folge ab. Die Stetschkin spuckte Feuer, aber die Schüsse waren nicht lauter als ein Händeklatschen. Die Kugeln trafen die Brust des Kardinals und markierten ein gleichseitiges Dreieck über seinem Herzen.

Als der Kardinal zusammenbrach und auf dem Rücken liegenblieb, trat Lange vor und starrte in die blicklosen Augen. Er setzte die Pistolenmündung an Brindisis Schläfe und gab einen letzten Schuß ab.

Dann wandte er sich um und verließ ohne Hast den Raum.

35

VATIKANSTADT

Gabriel brauchte drei Minuten, um den Petersplatz zu erreichen. Als er mit einer wilden Schleuderbremmung vor dem Absperrgitter zum Stehen kam, riß ein erschrockener Carabiniere die Maschinenpistole hoch und machte sich auf einen Überfall gefaßt. Aber Monsignore Donati schwenkte seinen vatikanischen Dienstausweis.

»Runter mit der Waffe, Sie Idiot! Ich bin Luigi Donati, der Privatsekretär Seiner Heiligkeit. Im Vatikan gibt es einen Notfall. Fort mit der Barriere!«

»Aber ...«

»Weg damit! *Sofort!*«

Der Carabiniere zog einen Teil des Sperrgitters beiseite, so daß eine Lücke entstand, die eben breit genug für ein Motorrad war. Gabriel rollte hindurch und fuhr laut hupend in raschem Tempo über den belebten Platz weiter. Erschrockene Touristen brachten sich mit einem Sprung in Sicherheit und brüllten ihm in einem halben Dutzend Sprachen Verwünschungen nach.

Als sie das Bronzeportal erreichten, hatte der dort Wache haltende Gardist bereits seine Hellebarde weggestellt und hielt eine Beretta in den ausgestreckten Händen. Er ließ die Pistole sinken, als er sah, daß hinten auf dem Motorrad tatsächlich Monsignore Donati saß.

»Wir haben gehört, daß es bei uns einen Eindringling geben soll«, sagte Donati.

Der Gardist nickte. »Es wird gemeldet, daß es in Kardinal Brindisis Büro zwei Tote gibt.«

In einem anderen Leben mußte Monsignore Donati ein erstklassiger Läufer oder Fußballer gewesen sein. Mit seinen langen Beinen und seinem hageren Oberkörper nahm er je drei Treppenstufen auf einmal und stürmte die Flure wie ein Hundertmeterläufer auf dem Weg zum Zielband entlang. Gabriel mußte sich gewaltig anstrengen, nur um den Geistlichen nicht aus den Augen zu verlieren.

Sie brauchten keine zwei Minuten, um Kardinal Brindisis Gemächer im ersten Stock des Vatikanpalasts zu erreichen. Dort waren bereits mehrere Gardisten und ein hilflos wirkendes Trio aus Kurienpriestern versammelt. Der Leichnam von Pater Mascone war in einer Blutlache über dem Schreibtisch zusammengesackt.

»Großer Gott, das geht wirklich zu weit«, murmelte Monsignore Donati. Dann beugte er sich über den Erschossenen und sprach leise murmelnd ein Gebet.

Gabriel betrat das Arbeitszimmer, wo er eine Ordensschwester über den erschossenen Kardinal Brindisi gebeugt fand. Monsignore Donati, das Gesicht aschfahl, folgte wenig später. Er durchquerte mit schweren Schritten den Raum und sank dann neben der Klosterschwester auf die Knie, ohne darauf zu achten, daß er in einer Pfütze aus Blut kniete.

Von ihrem Beobachtungsposten am Ende der Kolonnaden aus hatte Katrine Boussard alles genau mitbekommen: die Ankunft der beiden Männer auf dem Motorrad, die Konfrontation zwischen dem Carabinieri und dem Priester, der behauptete, der Privatsekretär des Heiligen Vaters zu sein, sowie die rasante Weiterfahrt der zwei Männer quer über den Petersplatz. Die beiden wußten offensichtlich, daß im Vatikanpalast etwas passiert war. Sie ließ den Motor ihrer Maschine an, behielt das Bronzeportal jenseits des Platzes im Auge und wartete.

Eric Langes Hoffnung, sich ungesehen aus dem Vatikanpalast schleichen zu können, hatte sich praktisch zerschlagen. In der Eingangshalle des Palasts wimmelte es von Gardisten und Vatikanpolizisten, und das Bronzeportal schien abgesperrt. Offenbar hatte irgend jemand seine Warnungen ignoriert und Alarm geschlagen. Also würde er auf andere Weise entkommen müssen. Eilig darauf bedacht, seine äußere Erscheinung zu verändern, nahm er die Brille ab und steckte sie ein. Dann näherte er sich mit gleichmäßigem Schritt dem Bronzeportal.

Der wachhabende Gardist legte ihm die linke Hand auf die Brust. »Hier geht vorläufig niemand rein oder raus.«

»Tut mir leid, aber ich darf mich nicht aufhalten lassen«, sagte Lange ruhig. »Ich muß sofort durch, da ich einen wichtigen Termin habe.«

»Befehl ist Befehl, Pater. Es hat eine Schießerei gegeben. Niemand darf den Palast verlassen.«

»Eine Schießerei? Im Vatikan? Allmächtiger!«

Um den Posten in Sicherheit zu wiegen, bekreuzigte sich Lange, bevor er unter sein Jackett griff und die Stetschkin aus dem Hosenbund zog. Panisch suchte der Gardist unter seiner Renaissanceuniform und bemühte sich verzweifelt, die eigene Pistole zu ziehen, aber bevor er dazu kam, schoß Lange ihn zweimal in die Brust.

Ein Aufschrei ging durch die Halle, als Lange zum Bronzeportal stürmte. Ein Gardist, der seine Beretta in den ausgestreckten Händen hielt, stellte sich ihm entgegen. Aber er zögerte, weil Lange von verschreckten Geistlichen und Vatikanbürokraten umgeben war. Der Mann, der sonst acht Stunden täglich mit einer Hellebarde posierte, wagte es nicht, in die Menge zu schießen und zu riskieren, Unbeteiligte zu verletzen. Solche Bedenken kannte Lange nicht. Er riß seine Stetschkin hoch und schoß den Gardisten nieder.

Lange spurtete durchs Bronzeportal. Draußen tauchte ein

Carabinieri vor ihm auf, der seine Maschinenpistole schußbereit hielt und ihm auf italienisch zurief, er solle die Pistole wegwerfen. Lange schoß im Rennen aus der Bewegung heraus. Der Carabinieri brach auf dem Pflaster des Petersplatzes zusammen.

Daraufhin bot sich ihm ein alptraumhaftes Bild: fünf oder sechs Carabinieri, alle mit schußbereiten Maschinenpistolen, kamen über den Platz auf ihn zugerannt. Gegen eine solche Übermacht konnte er sich unmöglich den Weg freischießen. *Komm schon, Katrine! Wo zum Teufel bleibst du?*

In seiner Nähe stand eine Frau, ihrem Aussehen nach eine amerikanische Touristin, ungefähr Mitte zwanzig, vor Entsetzen wie gelähmt. Lange war mit drei großen Schritten bei der jungen Frau, packte sie am Haar und zog sie als Schutzschild vor seinen Körper. Die Carabinieri machten schlitternd halt. Lange setzte seiner Geisel die Stetschkin an die Schläfe und fing an, sie mit sich über den Platz zu zerren.

Gabriel hörte Schreie vor dem Fenster von Kardinal Brindisis Arbeitszimmer. Er zog die schweren Vorhänge einen Spaltbreit auf und sah hinunter. Auf dem Petersplatz spielten sich tumultartige Szenen ab: Carabinieri liefen mit schußbereiten Waffen herum, während Touristen unter den Kolonnaden Schutz suchten. Und mitten über den weiten Platz hastete ein wie ein Geistlicher gekleideter Mann, der einer Frau eine Pistole an die Schläfe hielt.

Katrine Boussard sah den Mann ebenfalls, jedoch aus einem anderen Blickwinkel: von ihrem Beobachtungsposten am Ende von Berninis Kolonnaden. Als der Tumult auf dem Platz ausbrach, verließ der Carabinieri, der zuvor den beiden Männern auf dem Motorrad die Absperrung geöffnet hatte, seinen Posten und rannte auf den Vatikanpalast zu. Katrine legte den ersten Gang ein und ließ ihr Motorrad an-

rollen. Dann fuhr sie durch die Lücke im Sperrgitter und hielt quer über den Petersplatz auf ihren Komplizen zu.

Lange sah sie kommen. Als sie neben ihm hielt, stieß er die Amerikanerin zu Boden, schwang sich vor Katrine auf die Maschine, wendete und raste zum Rand des Petersplatzes zurück. Ein Carabiniere rannte die Absperrung entlang, um das Sperrgitter wieder zu schließen, bevor das Motorrad es erreichte. Lange zielte kurz, dann gab er die beiden letzten Schüsse aus dem Magazin der Stetschkin ab. Der Carabiniere brach zusammen.

Eric Lange raste durch die Lücke im Sperrgitter und lenkte sein Motorrad nach rechts. Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Auf dem Petersplatz herrschte Chaos. Die erste Aufgabe der Polizei würde natürlich sein, den Tatort zu sichern und die Opfer zu versorgen, statt den Mann zu verfolgen, der diese Spur der Verwüstung hinterlassen hatte. Gabriel wußte, daß ein erfahrener Profi nur wenige Minuten brauchte, um im Straßenlabyrinth Roms unterzutauchen. Schließlich hatte er dies selbst schon einmal geschafft. In wenigen Augenblicken konnte der Leopard, der Mann, der Benjamin und unzählige andere ermordet hatte, für immer verschwunden sein.

Das Motorrad, auf dem Gabriel und Monsignore Donati von der Synagoge zum Vatikan geeilt waren, stand noch dort, wo sie es zurückgelassen hatten: wenige Meter vom Bronzeportal entfernt auf seinem Seitenständer. Gabriel hatte die Schlüssel noch in der Tasche. Er schwang sich in den Sattel und raste über den Petersplatz davon.

Am Ende der Kolonnaden bog er wie zuvor der Attentäter nach rechts ab und sah sich sofort vor eine Entscheidung gestellt. Er konnte entlang der äußeren Begrenzung des Stadtstaats weiterfahren oder links auf das Südende des weitläufigen Gianicolo-Parks zuhalten. Als Gabriel bremste, um

eine Entscheidung zu treffen, trat ein Tourist mit umgehängter Kamera auf ihn zu und rief auf französisch: »Suchen Sie den Geistlichen mit der Pistole?«

Der Franzose deutete den Borgo Santo Spirito entlang, eine schmale gepflasterte Straße, die mit Bürogebäuden des Vatikans und Souvenirläden für religiöse Andenken gesäumt war. Gabriel nickte dankend, lenkte nach links und gab Gas. Diese Richtung war nur logisch. Behielt der Attentäter sie bei, konnte er im Park untertauchen. Von dort aus war das Straßengewirr von Trastevere in wenigen Minuten zu erreichen. Und von Trastevere aus konnte er den Tiber überqueren, um in die Wohnviertel auf dem Aventin zu gelangen.

Nach hundert Metern bog Gabriel rechts ab und raste die Fassade eines renovierungsbedürftigen Palazzos entlang. Er kam zu einer belebten Piazza am Fluß, bog erneut rechts ab und fuhr die Zufahrtsrampe zum Park hinauf. Oben befand sich ein Verkehrskreisel an der Ausfahrt eines unterirdischen Busbahnhofs. Dort glaubte Gabriel, den Attentäter erstmals zu sehen: einen schwarzgekleideten Motorradfahrer mit einer Blondine auf dem Rücksitz. Die Maschine beschleunigte bei der Ausfahrt aus dem Kreisel und verschwand im Park. Gabriel raste hinterher.

Die Straße durch den Park war von breiten, mit Kies bestreuten Gehsteigen und riesigen Schirmpinien flankiert. Sie führte leicht ansteigend einen Hügelrücken entlang, so daß Gabriel bald den Eindruck hatte, über der Stadt zu schweben. Als er sich der Piazzale Garibaldi näherte, sah er etwas im dichten Verkehr vor sich aufblitzen: ein von einem Mann in Schwarz gelenktes Motorrad, das sich riskant zwischen den Autos hindurchschlängelte. Im Verkehrschaos auf dem kleinen Platz verlor Gabriel die Maschine kurz aus den Augen. Dann entdeckte er sie wieder, als sie in eine kleine Seitenstraße abbog, die nach Trastevere den Hügel hinabführte. Gabriel kämpfte sich durch den Verkehr, ignorierte

die Symphonie aus Flüchen und wildem Gehupe und nahm die Verfolgung wieder auf.

Die steil abfallende Strecke war eine Abfolge von Serpentinaen und Kehren. Das Polizeimotorrad war stärker als die Maschine des Attentäters, und Gabriel hatte nicht mit den Last- und Gleichgewichtsproblemen zu kämpfen, die eine Beifahrerin mit sich brachte. Er schloß rasch zu den Flüchtenden auf und war bald nur noch dreißig Meter hinter ihnen.

Gabriel griff unter sein Jackett und zückte die Beretta. Er nahm die Waffe in die Linke und gab mit der Rechten noch mehr Gas. Die Maschine röhnte auf und schoß vorwärts. Die Frau vor ihm sah sich um, verdrehte dann den Oberkörper und zielte unbeholfen mit einer Pistole auf ihn.

Die Schüsse gingen fast gänzlich im Dröhnen der Motoren unter. Eine Kugel durchschlug die Windschutzscheibe des Polizeimotorrads. Beim Einschlag bäumte sich die Maschine leicht auf. Gabriels Hand rutschte vom Gas. Der Leopard konnte seinen Vorsprung wieder vergrößern. Gabriel schaffte es, den Drehgriff wieder zu umfassen. Quälend langsam verringerte sich der Abstand zwischen den beiden Maschinen.

Lange wandte seinen Blick kurz von der Straße ab, um den Mann, der sie verfolgte, im Rückspiegel zu taxieren. Schwarzes Haar, dunkler Teint, schmales Gesicht, absolute Entschlossenheit im Blick. War das Gabriel Allon? Der Agent mit dem Decknamen Schwert, der in Tunis in eine Villa eingedrungen war und einen der bestbewachten Männer der Welt eiskalt liquidiert hatte? Der Mann, von dem Casagrande ihm versichert hatte, er werde kein Problem sein? Lange hoffte, sich bei Casagrande einmal dafür revanchieren zu können.

Jetzt jedoch konzentrierte er sich auf die im Augenblick wichtigste Aufgabe: einen Fluchtweg zu finden. Auf dem Aventin jenseits des Tibers stand ein Fahrzeug für ihn bereit.

Um es zu erreichen, mußte er sich durch das Straßengewirr von Trastevere schlängeln. Er war zuversichtlich, daß es ihm dort gelingen würde, den Israeli abzuschütteln – falls sie bis dahin überlebten.

Lange dachte an sein Haus in Grindelwald, ans Skifahren unterhalb von Mönch, Jungfrau und Eiger und an die Frauen, die er nach Hause in sein riesiges Bett mitnahm. Dann stellte er sich die Alternative vor: in einem italienischen Gefängnis zu verrotten, Häftlingsfraß vorgesetzt zu bekommen und für den Rest seines Lebens nie wieder eine Frau berühren zu dürfen. Da war alles andere besser, sogar der Tod.

Er gab Vollgas und fuhr gefährlich schnell. Vor ihm lagen die Straßen von Trastevere. Freiheit. Er sah in den Rückspiegel und stellte fest, daß der Israeli den Abstand weiter verringert hatte und vermutlich bald schießen würde. Lange versuchte, noch schneller zu fahren, aber das war unmöglich. Daran war Katrine schuld. Ihr Gewicht bremste ihn.

Dann hörte er Schüsse und fühlte Kugeln an sich vorbeizischen. Katrine schrie laut auf. Der Griff, mit dem sie seine Taille umfaßte, wurde schwächer. »Festhalten!« forderte Lange sie auf, aber in seiner Stimme lag wenig Überzeugung.

Er verließ den Park, fuhr nach Trastevere hinein und raste eine Straße zwischen Mietshäusern mit verblaßten Fassaden entlang. Dann bog er in eine enge Seitenstraße ab, die gepflastert und auf beiden Seiten zugeparkt war. Am Ende der Straße erhob sich der Turm einer romanischen Kirche, dessen Turmkreuz an das Fadenkreuz eines Zielfernrohrs erinnerte. Lange hielt darauf zu.

Katrines Griff lockerte sich weiter. Lange sah sich nach ihr um. Sie hatte Blut auf den Lippen, und ihr Gesicht war kreidebleich. Er warf einen Blick in den Rückspiegel. Der Israeli war erneut bis auf höchstens dreißig Meter herangekommen und verringerte den Abstand weiter.

»Verzeih mir, Katrine«, murmelte Lange.

Er packte ihr linkes Handgelenk und verdrehte es ruckartig, bis er spürte, daß ihre Knochen brachen. Katrine schrie laut auf und versuchte, sich an seinem Oberkörper festzuklammern – mit nur einer Hand ein aussichtsloses Unterfangen.

Lange fühlte, wie Katrine den Halt verlor und hilflos vom Rücksitz des Motorrads stürzte. Das dumpfe Geräusch, mit dem ihr Körper aufs Pflaster aufschlug, würde er sein Leben lang nicht mehr vergessen.

Er sah sich nicht um.

Die Frau fiel quer über die Straße. Gabriel hatte weniger als eine Sekunde Zeit, um zu reagieren. Er trat die Fußbremse und betätigte die Handbremse mit einem Griff wie ein Schraubstock. Trotzdem war ihm klar, daß die schwere Maschine nicht rechtzeitig zum Stehen kommen würde. Also warf er sich nach links und zog das Motorrad aufs Pflaster. Sein Kopf knallte auf die Pflastersteine. Als er über die Straße schlitterte, erlitt er großflächige Hautabschürfungen. Irgendwann sah er, wie sich das Motorrad in der Luft überschlug.

Gabriel landete auf dem Körper der Frau und starrte in ein schönes, lebloses Augenpaar. Er hob den Kopf und sah den Leopard die Straße hinaufrennen und vor einem Kirchturm abbiegen.

Dann verlor er das Bewußtsein.

Im allgemeinen Chaos auf dem Petersplatz achtete niemand auf den alten Mann, der langsam über das im Lauf der Zeit glattgeschliffene Pflaster schritt. Er warf einen Blick auf einen sterbenden Gardisten, dessen farbenprächtige Renaissance-tracht sich blutrot verfärbt hatte. Er blieb kurz neben dem Leichnam eines jungen Carabinieres stehen. Er sah eine junge Amerikanerin, die sich hemmungslos schluchzend an

ihre Mutter klammerte. In wenigen Minuten würde sich das Entsetzen vervielfachen, wenn die Nachricht von der Ermordung des Kardinals die Runde machte. Das Pflaster des Petersplatzes von Blut rot gefärbt. Ein Alptraum. Schlimmer als jener Tag des Jahres 1981, als der Pole beinahe einem Attentat zum Opfer gefallen war. *Das habe ich verschuldet*, dachte Casagrande. *Das ist alles meine Schuld*.

Er durchquerte die Kolonnaden und ging zum Annentor weiter. Unterwegs malte er sich aus, was alles folgen würde. Die unweigerliche Aufdeckung der Verschwörung. Die Enttarnung der Rolle der Crux Vera. Wie konnte er erklären, daß er in Wirklichkeit dem Papst das Leben gerettet hatte? Daß er die Kirche gerettet hatte, indem er Kardinal Brindisi hatte ermorden lassen? Das Blut auf dem Petersplatz war notwendig, sagte er sich. Es war reinigendes Blut. Aber das würde ihm niemand glauben. Er würde in Schande sterben, als entehrter Mann. Als Mörder.

Vor dem Portal der St.-Anna-Kirche blieb er stehen. Dort hielt ein Gardist Wache. Er war überstürzt alarmiert worden und trug Jeans und eine Lederjacke. Er wirkte überrascht, als er Casagrande langsam die Stufen heraufkommen sah.

»Ist dort jemand drinnen?« fragte Casagrande.

»Nein, General. Wir haben die Kirche geräumt, als die ersten Schüsse gefallen sind. Die Türen sind abgesperrt.«

»Schließen Sie mir bitte auf. Ich möchte beten.«

Das winzige Kirchenschiff lag im Halbdunkel. Der Gardist blieb in der Nähe des Portals stehen und beobachtete neugierig, wie Casagrande nach vorn ging und vor dem Hauptaltar auf die Knie sank. Er betete einen Augenblick lang inbrünstig, dann griff er in seine Manteltasche.

Der Gardist spurtete im Mittelgang nach vorn und brüllte laut: »Nein, General! Halt!« Aber Casagrande schien ihn nicht zu hören. Er nahm die Pistolenmündung in den Mund und drückte ab. Ein einzelner Schuß hallte durch die leere

Kirche. Er hielt sich noch einige Sekunden lang kniend aufrecht – lange genug, daß der Gardist hoffen konnte, der General habe vielleicht danebengeschossen. Dann sackte er nach vorn und blieb auf den Altarstufen liegen. Carlo Casagrande, der Retter Italiens, war tot.

TEIL V

Eine Kirche in Venedig

ROM

Im zehnten Stock der Gemelli-Klinik gibt es mehrere Zimmer, von denen nur wenige wissen. Mit ihrer spartanisch kargen Einrichtung sind sie die Räume eines Priesters. In einem steht ein Krankenbett. In einem anderen gibt es Sofas und Sessel. Das dritte Zimmer ist eine Privatkanzel. Auf dem Korridor steht ein Schreibtisch für das Wachpersonal. Dort hält ständig jemand Wache, auch wenn die Zimmer leer sind.

In den Tagen nach den Morden im Vatikan war in der Suite ein namenloser Patient untergebracht. Seine Verletzungen waren schwer: Schädelbasisbruch, ein angebrochener Rückenwirbel, vier Rippenbrüche, großflächige Prellungen und Hautabschürfungen am ganzen Körper. Eine Notoperation minderte den lebensbedrohlichen Druck des anschwellenden Gehirns, aber der Patient blieb in tiefem Koma. Aufgrund seiner schlimmen Rückenverletzungen wurde er mit dem Gesicht zum Fenster auf den Bauch gelagert. Eine Sauerstoffmaske verdeckte das angeschwollene Gesicht. Seine durch Blutergüsse verfärbten Lider blieben fest geschlossen.

Vieles wies darauf hin, daß der Unbekannte ein wichtiger Mann sein mußte. Monsignore Luigi Donati, der Privatsekretär des Papstes, rief mehrmals täglich an, um sich nach seinem Zustand zu erkundigen. Vor seiner Tür waren ständig zwei Leibwächter postiert. Dazu kam die erstaunliche Tatsache, daß er überhaupt in diesem Zimmer lag, denn die Suite im zehnten Stock der Gemelli-Klinik ist für einen ein-

zigen Mann reserviert: den Oberhirten der römisch-katholischen Kirche.

In den ersten vier Tagen kamen nur zwei Besucher: eine hochgewachsene Schönheit mit dichtem schwarzem Haar und dunklen Augen und ein alter Mann mit wie aus Wüstengestein gehauenen Gesichtszügen. Die junge Frau sprach italienisch, der alte Mann nicht. Das Pflegepersonal hielt ihn – irrtümlicherweise, wie sich herausstellen sollte – für den Vater des Patienten. Die beiden quartierten sich im Zimmer mit den Sitzmöbeln ein und gingen nicht wieder fort.

Der Alte schien sich Sorgen wegen der rechten Hand des Patienten zu machen, was dem Pflegepersonal eigenartig erschien, weil seine sonstigen Verletzungen viel schwerer wogen. Ein Radiologe wurde bemüht. Röntgenaufnahmen wurden gemacht. Eine Orthopädin stellte fest, daß die Hand den Unfall bemerkenswert unversehrt überstanden hatte; ihr fiel jedoch eine tiefe Narbe im Gewebe zwischen Daumen und Zeigefinger auf – eine nie richtig verheilte ältere Verletzung.

Am fünften Tag wurde ein Betstuhl neben das Krankbett gestellt. Papst Paul VII. traf in der Abenddämmerung ein, begleitet nur von Monsignore Donati und einem einzelnen Gardisten. Eine Stunde lang kniete er mit zum Gebet geschlossenen Augen neben dem Bewußtlosen, dann streckte er eine Hand aus und streichelte die Rechte des Patienten.

Als der Papst sich erhob, fiel sein Blick auf das große filigran geschnitzte Kruzifix über dem Bett. Er starrte es einige Sekunden lang an, bevor er sich bekreuzigte. Dann beugte er sich zu Monsignore Donati hinüber und flüsterte ihm etwas zu. Der Geistliche beugte sich über das Krankbett und nahm vorsichtig das Kruzifix von der Wand.

Vierundzwanzig Stunden nach dem Besuch des Papstes begann sich die rechte Hand des Patienten zu bewegen. Sie

machte immer wieder dieselbe Bewegung: ein Tupfen, auf das drei rasche Striche folgten. *Tupfen, streichen, streichen, streichen ... Tupfen, streichen, streichen, streichen ...*

Innerhalb des Ärzteteams löste diese Entwicklung lange Debatten aus. Einige taten sie als Krampf ab. Andere fürchteten, sie sei die Folge eines Anfalls. Die junge Frau mit den langen Locken erklärte den Ärzten, hier hege weder ein Krampf noch ein Anfall vor. »Er malt nur«, versicherte sie ihnen. »Sie werden sehen, er kommt bald wieder zu Bewußtsein.«

Am folgenden Tag, genau eine Woche nach seiner Einlieferung, kam der namenlose Patient für kurze Zeit zu sich. Langsam schlug er die Augen auf, blinzelte ins Sonnenlicht und starrte dem Alten fragend ins Gesicht, als erkenne er ihn nicht wieder.

»Ari?«

»Wir haben uns Sorgen um dich gemacht.«

»Mir tut alles weh.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Mit hochgezogenen Augenbrauen sah er zum Fenster hinüber. »Jerusalajim?«

»Rom.«

»Wo?«

Der Alte sagte es ihm. Der Verletzte lächelte schwach unter der Sauerstoffmaske.

»Wo ist ... Chiara?«

»Sie ist hier. Sie war die ganze Zeit hier.«

»Hab ich ... ihn erwischt?«

Doch noch bevor Schamron antworten konnte, schloß Gabriel erneut die Augen und war nicht mehr ansprechbar.

37

VENEDIG

Es sollte einen Monat dauern, bis Gabriel soweit wiederhergestellt war, daß er nach Venedig zurückkehren konnte. In Cannaregio mieteten sie sich ein schmales Haus am Kanal mit vier Etagen und einem winzigen Bootssteg, an dem ein Ruderboot befestigt war. Die von zwei, üppig mit Geranien bepflanzten Terrakottagefäßen flankierte Haustür führte auf einen stillen Innenhof hinaus, der nach Rosmarin duftete. Das von einer obskuren Elektronikfirma aus Tel Aviv installierte Sicherheitssystem hätte sogar der *Accademia* alle Ehre gemacht.

Gabriel war außerstande, die Restaurierung von Bellinis Madonna fortzuführen. Er sah weiterhin nur verschwommen und konnte die Augen nicht lange offen halten, ohne Schwindel zu verspüren. In den meisten Nächten wurde er von hämmernden Kopfschmerzen geweckt. Als Francesco Tiepolo erstmals seinen Rücken sah, fand er, Gabriel sehe wie ein Mann aus, der ausgepeitscht worden war. Tiepolo appellierte an den Verwalter der venezianischen Kirchen, die Wiedereröffnung der Kirche San Zaccaria um einen Monat zu verschieben, damit sich Signor Delvecchio von seinem bedauerlichen Motorradunfall erholen konnte. Der Verwalter schlug seinerseits vor, Tiepolo solle selbst aufs Gerüst klettern und den Bellini rechtzeitig fertigstellen. *Die Touristen kommen, Francesco! Soll ich ans Portal von San Zaccaria ein Schild »Wegen Renovierung geschlossen« hängen?*

Daraufhin intervenierte der Vatikan bei diesem Disput,

was höchst ungewöhnlich war. Monsignore Luigi Donati schickte eine scharf formulierte E-Mail nach Venedig und brachte darin den Wunsch des Heiligen Vaters zum Ausdruck, Signor Delvecchio solle Gelegenheit erhalten, die Restaurierung von Bellinis Meisterwerk zu beenden. Rasch revidierte der Kirchenverwalter seine Entscheidung. Am nächsten Tag überbrachte ein Bote Gabriel eine Schachtel venezianischer Pralinen und ein Billett, das ihm baldige Genesung wünschte.

Während Gabriel sich erholte, führten sie das Leben normaler Venezianer. Sie aßen in Restaurants, die kein Tourist gefunden hätte, und machten jeden Abend nach dem Essen einen Spaziergang durch das Ghetto Nuovo. An manchen Abenden gesellte sich Chiaras Vater nach dem *maariw* zu ihnen. Er interessierte sich betont beiläufig für die Art ihrer Beziehung und versuchte diskret, Gabriels Absichten zu erkunden. Hatte er das lange genug getan, klopfte ihm Chiara leicht auf die Schulter und sagte: »Papa, *bitte*.« Dann hakte sie sich bei beiden Männern unter, und gemeinsam schlenderten sie schweigend über den Campo weiter, während die sanfte Abendbrise sie umfächelte.

Gabriel verließ das Ghetto nie, ohne zuvor an der *Casa Israelitica de Riposo* stehenzubleiben und durchs Fenster einen Blick auf die Alten zu werfen, die abends vor ihrem Fernseher saßen. Seine Haltung war dabei stets die gleiche: die rechte Hand am Kinn, die linke Hand als Stütze unter dem rechten Ellbogen, den Kopf leicht nach unten geneigt. Chiara konnte ihn sich so hoch oben auf seinem Gerüst vorstellen, wo er mit einem Pinsel zwischen den Zähnen auf ein beschädigtes Gemälde hinabstarrte.

Da sie in diesem Frühjahr nicht viel anderes zu tun hatten, als Gabriels Genesung abzuwarten, verfolgten sie die Ereignisse im Vatikan mit wachem Interesse. Papst Paul VII.

brachte seine Initiative wie versprochen auf den Weg, indem er eine Kommission aus Historikern und anderen Fachleuten ernannte, um sie die Rolle des Vatikans im Zweiten Weltkrieg und den traditionellen Antisemitismus der katholischen Kirche untersuchen zu lassen. Diese Kommission hatte insgesamt zwölf Mitglieder: sechs Katholiken und sechs Juden. Die anfangs festgelegten Regeln sahen vor, daß die Historiker fünf Jahre lang Dokumente aus dem vatikanischen Geheimarchiv auswerten würden. Ihre Beratungen würden streng geheim bleiben. Nach fünf Jahren würden sie ihren Bericht schreiben und dem Papst – wie immer dieser dann auch heißen mochte – zur weiteren Veranlassung vorlegen. Von New York über Paris und bis nach Jerusalem war die Reaktion der jüdischen Gemeinden auf diesen Aufsatz überwältigend positiv.

Einen Monat nach ihrem Zusammentreten legte die Historikerkommission eine erste Liste von Dokumenten vor, die sie im vatikanischen Geheimarchiv einsehen wollte. Zu den Dokumenten dieser ersten Tranche gehörte ein Memorandum, das Bischof Sebastiano Lorenzi vom päpstlichen Staatssekretariat für Seine Heiligkeit Papst Pius XII. verfaßt hatte. Dieses vernichtet geglaubte Memorandum enthielt einen Bericht über ein Geheimtreffen, das im Jahr 1942 am Gardasee stattgefunden hatte. Die Kommissionsmitglieder, die sich an die für ihre Arbeit aufgestellten Richtlinien hielten, äußerten sich nicht öffentlich zu seinem Inhalt.

Die Initiative des Papstes wurde jedoch rasch von etwas anderem überschattet, das die italienische Presse als Crux-Vera-Affäre betitelte. In einer Serie aufschlußreicher Reportagen enthüllte Benedetto Foà, der Vatikan korrespondent der *Repubblica*, die Existenz einer katholischen Geheimgesellschaft, die höchste Kreise des Heiligen Stuhls, der Regierung in Rom und der italienischen Finanzwelt unterwandert hatte. Laut Foàs ungenannten Quellen reichten die Tentakel

der Crux Vera sogar über Europa hinaus bis in die Vereinigten Staaten und nach Lateinamerika. Gemeinsam mit Roberto Pucci, dem öffentlichkeitsscheuen Finanzier, und Carlo Casagrande, dem ehemaligen Chef des vatikanischen Sicherheitsdiensts, sollte Kardinal Marco Brindisi, der ermordete Kardinalstaatssekretär, das Führungstrio der Crux Vera gebildet haben. Pucci ließ durch seine Anwälte ein Dementi verbreiten, aber kurze Zeit nach dem Erscheinen von Foàs Artikel geriet eine Pucci gehörende Bank in eine Liquiditätskrise und brach zusammen. Ihr Bankrott deckte auf, daß Puccis Imperium ein finanzielles Kartenhaus war, von dem innerhalb weniger Wochen nur noch klägliche Ruinen existierten. Pucci selbst flüchtete aus seiner geliebten Villa Galatina und ging nach Cannes ins Exil.

Was den Vatikan anbetraf, so beharrte dieser öffentlich auf seiner Theorie, der Attentäter, der solche Verwüstungen angerichtet hatte, habe aus religiösem Wahn gehandelt und keine Verbindungen zu irgendeinem Staat, einer Terrororganisation oder einem Geheimbund. Der Heilige Stuhl leugnete nachdrücklich, daß es eine Geheimgesellschaft namens Crux Vera gegeben habe, und erinnerte die Vaticanisti bei jeder Gelegenheit daran, daß Logen und Geheimbünde innerhalb der katholischen Kirche verboten waren. Trotzdem wurde dem Pressekorps und sonstigen Vatikanbeobachtern bald klar, daß Papst Paul VII. dabei war, eine Säuberungsaktion durchzuführen. Über einem Dutzend führender Männer der römischen Kurie – darunter auch der doktrinäre Vorsitzende der Glaubenskongregation – wurden seelsorgische Aufgaben übertragen, manche wurden auch in den Ruhestand versetzt. Nach der Ernennung eines Nachfolgers für Marco Brindisi gab es im Staatssekretariat große personelle Veränderungen. Rudolf Gertz, der Pressechef des Vatikans, kehrte nach Wien zurück.

Ari Schamron überwachte Gabriels Genesung von Tel

Aviv aus. Gegen Levs Widerstand hatte er es geschafft, sich wieder am King Saul Boulevard zu etablieren, um das sogenannte »Team Leopard« zu leiten. Der einzige Zweck dieser Gruppe war es, den schwer zu fassenden Terroristen, der Benjamin Stern und unzählige andere ermordet haben sollte, aufzuspüren und zu liquidieren. Diese neue Aufgabe schien Schamron verjüngt zu haben. Seine engsten Mitarbeiter stellten erstaunt fest, wieviel besser er jetzt aussah.

Für die ins Team geholten Mitarbeiter bedeutete sein verbesserter Gesundheitszustand gleichzeitig die Rückkehr seines cholerischen Temperaments, und er trieb sich und seine Untergebenen bis zur Erschöpfung an. Kein Hinweis, kein Gerücht galt als zu unbedeutend, um nicht verfolgt zu werden. Der Leopard war angeblich erst in Paris, danach in Helsinki gesehen worden. Die tschechische Polizei verdächtigte den Leoparden, in Prag einen Auftragsmord verübt zu haben. In Moskau wurde sein Name im Zusammenhang mit der Ermordung eines hohen Beamten genannt. Und in Teheran hörte ein Agent des Diensts Gerüchte, der Leopard habe sich soeben vertraglich verpflichtet, für den iranischen Geheimdienst zu arbeiten.

Die Hinweise waren vielversprechend, erwiesen sich aber letztlich allesamt als unbegründet. Trotz dieser Rückschläge ermahnte der Alte sein Team, die Hoffnung nicht aufzugeben. Schamron hatte seine eigene Theorie darüber, wie der Leopard aufgespürt werden würde. Geldgier treibe ihn an, erklärte Schamron dem Team, und seine Geldgier werde ihn eines Tages zu Fall bringen.

An einem warmen Abend gegen Ende Mai sprang ein Fußball auf Gabriel zu, als er mit Chiara auf dem Campo di Ghetto Nuovo spazierenging. Er ließ ihre Hand los und war mit drei schnellen Schritten bei dem ausrollenden Ball. »Gabriel! Dein Kopf!« rief sie, aber er hörte nicht auf sie. Er hol-

te mit dem rechten Fuß aus und traf den Ball mit großer Wucht, woraufhin ein dumpfer Aufprall von der Fassade der Synagoge widerhallte. Der Ball beschrieb einen eleganten Bogen durch die Luft und landete in den Händen eines ungefähr zwölfjährigen Jungen, der eine mit Haarnadeln festgesteckte *kippa* auf seinem Lockenkopf trug. Der Junge starrte Gabriel einen Augenblick mißtrauisch an, dann lächelte er und lief zu seinen Freunden zurück. Als Gabriel wieder zu Hause war, rief er Francesco Tiepolo an, um ihm zu sagen, er sei jetzt bereit, seine Arbeit fortzuführen.

Auf dem Gerüst fand Gabriel alles unverändert vor: seine Pinsel und seine Palette, seine Pigmente und seine Dispersionsfarben. Er hatte die Kirche für sich allein. Die anderen – Adriana, Antonio Politi und die übrigen Angehörigen des San-Zaccaria-Teams – waren mit ihrer Arbeit fertig und längst anderswo beschäftigt. Chiara verließ die Kirche keinen Augenblick, solange Gabriel dort arbeitete. Mit dem Rücken zum Portal, eingerahmt und von dem majestätischen Hochaltar, bildete er ein einladendes Ziel, deshalb saß sie unten am Gerüst, auf dem er arbeitete, und ließ das Kirchenportal nicht aus den Augen. Dabei äußerte sie nur einen Wunsch – er solle den Sichtschutz aus Abdeckplanen entfernen –, den Gabriel ihr wider Erwarten erfüllte.

Er arbeitete jeden Tag lange, länger als unter normalen Umständen, aber er war entschlossen, die Restaurierung so rasch wie möglich abzuschließen. Tiepolo kam einmal täglich vorbei, um ihnen etwas zu essen zu bringen und sich von Gabriels Fortschritten zu überzeugen. An manchen Tagen blieb er ein paar Minuten, um Chiara Gesellschaft zu leisten. Einmal hievte er seinen massigen Körper sogar schwerfällig auf das Gerüst, um sich mit Gabriel wegen eines schwierigen Abschnitts in der Altarnische zu beraten.

Gabriel arbeitete mit neuem Selbstvertrauen. Er hatte so viel Zeit damit verbracht, Bellini und seine Malweise zu

studieren, daß er an manchen Tagen fast das Gefühl hatte, der Meister stehe neben ihm und sage ihm, was er als nächstes tun solle. Er arbeitete von innen nach außen – die Madonna mit dem Jesuskind, die Heiligen und die Stifter, der komplizierte Hintergrund. Mit dem Fall beschäftigte er sich auf ganz ähnliche Weise. Während er arbeitete, beschäftigten ihn zwei Fragen, die ihm unaufhörlich durch den Kopf gingen: Wer hatte Benjamin Stern die Dokumente über das Geheimtreffen am Gardasee ursprünglich gegeben? Und weshalb?

Eines Nachmittags Ende Juni hob Chiara den Kopf und sah ihn am Rand der Gerüstplattform stehen – die Rechte am Kinn, die Linke als Stütze unter dem rechten Ellbogen, den Kopf leicht nach vorn geneigt. So stand er lange unbeweglich da, nach Chiaras Uhr über zehn Minuten, während sein Blick über das riesige Altarbild wanderte. Chiara ergriff eine Gerüststange und rüttelte daran, wie Tiepolo es immer tat. Gabriel sah zu ihr hinunter und lächelte.

»Ist es fertig, Signor Delvecchio?«

»Beinahe«, sagte er geistesabwesend. »Ich muß nur noch einmal mit ihm reden.«

»Was soll das um Himmels willen heißen?«

Gabriel gab jedoch keine Antwort. Statt dessen kniete er nieder und verbrachte die nächsten Minuten damit, Pinsel und Palette zu reinigen und Pigmente und Dispersionsfarben in einem flachen Blechkasten zu verstauen. Dann stieg er vom Gerüst, nahm Chiara an der Hand und verließ zum letztenmal zusammen mit ihr die Kirche. Auf dem Heimweg suchten sie Tiepolo in seinem Büro in San Marco auf. Gabriel erklärte ihm, er müsse den Heiligen Vater sprechen. Als sie zu Hause in Cannaregio ankamen, fanden sie auf dem Anrufbeantworter eine Nachricht vor:

Bronzeportal, morgen abend, acht Uhr. Seien Sie pünktlich.

VATIKANSTADT

Gabriel überquerte den Petersplatz bei einsetzender Abenddämmerung. Monsignore Donati erwartete ihn am Bronzeportal. Er schüttelte Gabriel mit ernster Miene die Hand und machte eine Bemerkung darüber, wieviel besser er im Vergleich zu ihrer letzten Begegnung aussehe. »Der Heilige Vater erwartet Sie«, sagte Monsignore Donati. »Wir wollen ihn lieber nicht warten lassen.«

Der Geistliche führte Gabriel die Scala Regia hinauf. Ein fünfminütiger Gang durch ein Labyrinth aus hallenden Korridoren und düsteren Innenhöfen brachte sie in die vatikanischen Gärten. Im gedämpften rotbraunen Abendlicht war der Papst leicht zu erkennen. Er spazierte auf einem Fußweg in der Nähe des Äthiopischen Kollegs entlang, und seine weiße Soutane leuchtete wie Schnee.

Monsignore Donati ließ Gabriel an der Seite des Papstes zurück und entfernte sich langsam in Richtung Vatikanpalast. Paul VII. nahm Gabriels Arm und führte ihn auf dem Fußweg weiter. Die Abendluft war lau und mit Pinienduft geschwängert.

»Ich freue mich, Sie wieder so gesund zu sehen«, sagte der Papst. »Sie haben sich bemerkenswert gut erholt.«

»Nach Schamrons Überzeugung haben Eure Gebete mich aus dem Koma geholt. Er hat sich vorgenommen, dieses Wunder in der Gemelli-Klinik bei Eurer Seligsprechung zu bezeugen.«

»Ich weiß nicht, ob es in der Kirche viele geben wird, die

mich seligsprechen wollen, nachdem die Kommission ihre Arbeit getan haben wird.« Er lachte in sich hinein und drückte Gabriels Oberarm. »Sind Sie mit der Restaurierung von Bellinis Altarbild zufrieden?«

»Ja, Euer Heiligkeit. Danke, daß Ihr zu meinen Gunsten interveniert habt.«

»Das war die einzig gerechte Lösung. Sie hatten die Restaurierung begonnen. Da war es nur angemessen, sie von Ihnen beenden zu lassen. Außerdem gehört dieses Altarbild zu meinen Lieblingsgemälden. Es brauchte die Hände des großen Mario Delvecchio.«

Paul VII. dirigierte Gabriel auf einen schmalen Fußweg, der zur Umfassungsmauer des Vatikans führte. »Kommen Sie«, sagte er dabei. »Ich möchte Ihnen etwas zeigen.« Sie gingen direkt auf den Sendemast von Radio Vatikan zu. An der Mauer stiegen sie eine Steintreppe zur Brustwehr hinauf. Dort lag Rom vor ihnen: dröhnend und rauschend, staubig und schmutzig – die Ewige Stadt. Aus dieser Perspektive und bei diesem Licht hatte sie Ähnlichkeit mit Jerusalem. Hier fehlte nur der Ruf des Muezzins, der die Gläubigen zum Abendgebet rief. Dann folgte Gabriels Blick dem Lauf des Tibers bis zur Synagoge am Eingang des alten Ghettos, und er erkannte, weshalb der Papst ihn hierhergeführt hatte.

»Sie haben eine Frage, die Sie mir stellen möchten, Gabriel?«

»Ja, Euer Heiligkeit.«

»Ich vermute, Sie wollen wissen, von wem Ihr Freund – Benjamin Stern die Dokumente über das Geheimtreffen am Gardasee bekommen hat.«

»Ihr seid sehr weise, Euer Heiligkeit.«

»Bin ich das? Sehen Sie sich nur an, was ich angerichtet habe.«

Der Papst schwieg einen Augenblick, während er weiter die turmhoch aufragende Synagoge betrachtete. Schließlich

wandte er sich an Gabriel. »Wollen Sie mein Beichtvater sein, Gabriel – natürlich nur sinnbildlich?«

»Ich bin, was Ihr wünscht, Euer Heiligkeit.«

»Sie kennen den Begriff des Beichtgeheimnisses? Was ich Ihnen heute abend anvertraue, dürfen Sie niemals weiter erzählen. Damit lege ich mein Leben zum zweitenmal in Ihre Hände.« Er zögerte kurz. »Die Frage ist nur: Wessen Hände sind das? Die Hände Gabriel Allons? Oder die Hände Mario Delvecchios, des Restaurators?«

»Wer wäre Euch lieber?«

Der Papst blickte erneut über den Fluß zur Synagoge hinüber; dann begann er zu sprechen, ohne jedoch Gabriels Frage zu beantworten.

Paul VII. erzählte von dem Konklave, von der schrecklichen Nacht im Wohnheim St. Martha, in der er Gott wie damals Jesus im Garten Gethsemane angefleht hatte, diesen Kelch an ihm vorübergehen zu lassen. Wie konnte sich ein Mann, der das schreckliche Geheimnis aus dem Kloster am Gardasee kannte, zum Oberhirten der Kirche wählen lassen? Was würde er mit diesem Wissen anfangen? In der Nacht vor dem entscheidenden Wahlgang rief er Monsignore Donati in sein Zimmer und erklärte ihm, falls er zum Papst gewählt werde, werde er die Wahl nicht annehmen. Dann erzählte er seinem bewährten Mitarbeiter zum erstenmal, was sich im Jahr 1942 in dem Frauenkloster am Gardasee ereignet hatte.

»Monsignore Donati war entsetzt«, berichtete der Papst. »Seiner Überzeugung nach hatte mich der Heilige Geist aus einem bestimmten Grund erwählt – damit ich dieses Geheimnis offenbare und die Kirche reinige. Aber Donati ist auch ein sehr cleverer Mann und ein gewiefter Taktiker. Er wußte, daß es darauf ankam, das Geheimnis so zu enthüllen, daß meine Autorität als Papst nicht gleich zu Beginn meiner Amtszeit beschädigt wurde.«

»Es mußte von einer anderen Person als Euch offenbart werden.«

Der Papst nickte. *Ganz recht.*

Monsignore Donati hatte sich auf die Suche nach Schwester Regina Carcassi gemacht. Wie sich nachträglich herausstellte, hatte vermutlich Donatis hartnäckige Suche in kirchlichen Unterlagen die Schergen der Crux Vera alarmiert. Er spürte sie in einem Dorf in Oberitalien auf, wo sie allein lebte. Als er sie nach den Ereignissen jener Nacht des Jahres 1942 befragte, übergab sie ihm eine Fotokopie des Berichts, den sie am Abend vor ihrer Hochzeit geschrieben hatte. Dann fragte er sie, ob sie bereit sei, öffentlich auszusagen. Seit damals sei genügend Zeit vergangen, sagte Regina Carcassi. Sie werde tun, was Monsignore Donati verlange.

Obwohl Schwester Reginas Bericht beweiskräftig war, wußte Monsignore Donati, daß er noch mehr brauchte. In der Kurie ging seit Jahren das Gerücht um, der KGB habe ein Dokument besessen, mit dem er der katholischen Kirche ernstlich hätte schaden können. Angeblich war dieses Schriftstück während der Auseinandersetzung mit dem polnischen Papst beinahe der westlichen Presse zugespielt worden, aber besonnenere Köpfe im KGB hatten sich durchgesetzt, und das Dokument blieb im KGB-Archiv vergraben. Donati flog heimlich nach Moskau und traf mit dem Direktor der KGB-Nachfolgeorganisation FSB zusammen. Nach dreitägigen Verhandlungen wurde ihm das Dokument übergeben, das die vorrückenden Russen in den letzten Kriegstagen erbeutet hatten: ein von Martin Luther für Adolf Eichmann verfaßtes Memorandum über ein Geheimgespräch in einem Kloster am Gardasee.

»Als ich es las, wurde mir klar, daß der vor uns liegende Kampf schwierig werden würde«, sagte Paul VII. »Das Dokument enthielt zwei unheilvolle Wörter, müssen Sie wissen.«

»Crux Vera«, erriet Gabriel, und der Papst nickte zustimmend. *Crux Vera*.

Daraufhin machte sich Monsignore Donati auf die Suche nach dem richtigen Mann, der diese Schriftstücke ans Licht der Weltöffentlichkeit bringen konnte. Ein Mann voller Überzeugung. Ein Mann, dessen Vergangenheit ihn über jeden Verdacht erhaben machte. Donatis Wahl fiel auf einen israelischen Holocaust-Historiker, der Gastdozent an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität war: Professor Benjamin Stern. Monsignore Donati reiste nach München und traf heimlich mit ihm in seiner Wohnung in der Adalbertstraße zusammen. Er präsentierte Professor Stern die Dokumente und sicherte ihm volle Unterstützung bei seinen Recherchen zu. Hohe Vatikanbeamte, die aus verständlichen Gründen ungenannt bleiben mußten, würden die Echtheit der Dokumente bezeugen. Und wenn das Buch erschien, würde sich der Vatikan jeglicher Angriffe auf den Verfasser und sein Werk enthalten. Professor Stern nahm das Angebot an und erhielt die Schriftstücke ausgehändigt. Er schloß einen Werkvertrag mit seinem Verlag in New York ab und ließ sich von seinen Pflichtvorlesungen an der LMU befreien. Dann machte er sich an die Arbeit – auf Monsignore Donatis Drängen unter strengster Geheimhaltung.

Ein Vierteljahr später begannen die Probleme. Monsignore Cesare Felici verschwand. Zwei Tage später verschwand auch Monsignore Manzini. Donati versuchte, Regina Carcassi zu warnen, aber seine Warnung kam zu spät. Auch sie verschwand. Er flog nach München, um sich mit Benjamin Stern zu treffen und ihn zu warnen. Sein Leben sei ernstlich gefährdet, teilte er ihm mit. Professor Stern versprach ihm, die nötigen Sicherheitsvorkehrungen zu treffen. Donati fürchtete um Sterns Leben und um den Erfolg seines Plans. Als gewiefter Taktiker begann er, einen Ausweichplan auszuarbeiten.

»Und dann wurde Benjamin ermordet«, sagte Gabriel.

»Das war ein schrecklicher Schlag. Selbstredend habe ich mich für seinen Tod verantwortlich gefühlt.«

Donati sei über die Morde entsetzt gewesen, berichtete der Papst weiter. Sie bestärkten ihn in seinem Entschluß, die Crux Vera mit Hilfe des Geheimnisses des Klosters am Gardasee zu vernichten – oder noch besser, die Crux Vera dazu zu zwingen, sich selbst zu zerstören. Er arrangierte eilig den Besuch in der Synagoge. Er vertraute Männern, die er als Crux-Vera-Mitglieder ausgemacht hatte, Geheimnisse an, weil er wußte, daß diese dann Carlos Casagrande und Kardinal Brindisi zu Ohren kommen würden. Und er vereinbarte mit Benedetto Foà von der *Repubblica*, daß dieser in dem von Rudolf Gertz, einem Mitglied des Geheimbunds, geleiteten Presseamt Fragen nach seiner Kindheit stellen würde.

»Monsignore Donati hat vor dem Stier ein rotes Tuch geschwenkt«, kommentierte Gabriel. »Und das rote Tuch wart Ihr.«

»Ganz recht«, bestätigte Paul VII. »Er hat gehofft, die Crux Vera zu einer abscheulichen Tat provozieren zu können, die es zuließe, sie endgültig zu zerschlagen und ihren unheilvollen Einfluß auf die Kurie zu tilgen.«

»Eine uralte Geschichte«, sagte Gabriel. »Eine Vatikanintrige, bei der das Leben des Papstes auf dem Spiel steht. Und der Plan hat besser funktioniert, als Monsignore Donati hätte hoffen können. Carlo Casagrande hat seinen Attentäter auf Kardinal Brindisi angesetzt und dann Selbstmord verübt. Anschließend hat Donati Foà zum Dank für seine Dienste genaue Informationen über die Crux Vera gegeben. Der Geheimbund ist diskreditiert und entmachtet.«

»Und die Kurie ist von seinem verderblichen Einfluß befreit – zumindest vorläufig.« Der Papst ergriff Gabriels Hand und sah ihm in die Augen. »Und nun will ich Ihnen eine Frage stellen: Vergeben Sie mir meine Mitschuld am Tod Ihres Freundes?«

»Solche Vergebung kann ich nicht gewähren, Euer Heiligkeit.«

Paul VII. sah wieder zum Tiber hinüber. »In manchen Nächten, wenn der Wind ungünstig steht, kann ich es noch immer hören. Das Brummen und Rumpeln der deutschen Lastwagen. Die Stimmen, die den Papst anflehen, etwas zu tun. Wenn ich meine Hände jetzt betrachte, sehe ich manchmal Blut an ihnen. Benjamins Blut. Wir haben ihn unsere Schmutzarbeit erledigen lassen. Unsertwegen ist er tot.« Er wandte sich erneut Gabriel zu. »Sie müssen mir vergeben. Ich muß nachts wieder schlafen können.«

Gabriel erwiderte seinen Blick lange, dann nickte er bedächtig. Der Papst hob die Rechte mit ausgestrecktem Zeige- und Mittelfinger, brach diese Bewegung jedoch sofort wieder ab. Statt dessen legte er Gabriel beide Hände auf die Schultern und zog ihn an seine Brust.

Monsignore Donati begleitete Gabriel hinaus. Am Bronzeportal übergab er ihm einen Umschlag. »Bevor der Leopard Kardinal Brindisi erschossen hat, hat er es irgendwie geschafft, ins Arbeitszimmer des Papstes vorzudringen. Das hier hat er auf dem Schreibtisch zurückgelassen. Ich dachte, es würde Sie vielleicht interessieren.«

Dann schüttelte er Gabriel die Hand und verschwand wieder im Palast. Gabriel überquerte den verlassenen Petersplatz, als die Glocken der Basilika neun Uhr schlugen. In der Nähe des Annentors wartete eine Limousine des Diensts. Damit würde Gabriel den Nachtzug nach Venedig noch erreichen.

Er riß den Umschlag auf. Die kurze handgeschriebene Mitteilung war eine Kopie. Die beiliegende 9-mm-Kugel war keine:

Die hätte Eure sein können, Euer Heiligkeit.

Gabriel knüllte den Zettel zu einer kleinen Kugel zusammen. Als er einen Augenblick später den Tiber überquerte, warf er sie ins schwarze Wasser. Das Geschoß ließ er in seine Jackentasche gleiten.

GRINDELWALD – FÜNF MONATE SPÄTER

In diesem Jahr war der Schnee früh gefallen. Ein Novemberturm war nachts über die Gipfel von Mönch, Jungfrau und Eiger hinweggefegt und hatte auf den Skipisten unterhalb der Kleinen Scheidegg einen halben Meter Pulverschnee zurückgelassen. Eric Lange stieß sich vom Sessellift ab – dem letzten, der an diesem Tag verkehrte – und schwang in eleganten Bögen durch die länger werdenden Schatten des Spätnachmittags ins Tal.

Am Ende der Abfahrt verließ er die Piste und verschwand in einem Arvenwäldchen. Die Sonne war hinter den Bergen verschwunden, und das Wäldchen lag in tiefem Schatten. Lange, der den Weg auswendig kannte, fand sich mühelos unter den Bäumen zurecht.

Sein Chalet erschien: unmittelbar am Waldrand mit herrlichem Talblick nach Grindelwald erbaut. Er fuhr bis zum Hintereingang, zog seine Handschuhe aus und gab auf dem Tastenfeld neben der Tür den Sicherheitscode ein.

Er hörte ein Geräusch. Im Neuschnee knirschten Schritte. Als er sich umdrehte, sah er einen Mann auf sich zukommen. Dunkelblauer Anorak, kurzgeschnittenes Haar, graue Schläfen. Sonnenbrille. Lange riß seine Daunenjacke auf und wollte die Stetschkin ziehen. Aber dafür war es zu spät. Der Mann in dem blauen Anorak zielte bereits mit einer Beretta auf Langes Brust und kam jetzt schneller heran.

Der Israeli ... Davon war Lange überzeugt. Er kannte ihre

Ausbildung zum Töten. Schießend auf die Zielperson zugehen. Weiterschießen, bis die Zielperson tot ist.

Lange umfaßte den Griff seiner Pistole und versuchte sie zu ziehen, als der Israeli abdrückte. Dieser einzige Schuß traf Lange genau ins Herz. Er wurde rückwärts in den Schnee geworfen. Die Stetschkin glitt aus seinen Fingern.

Der Israeli stand über ihm. Lange machte sich auf Schmerzen durch weitere Kugeln gefaßt, aber der Israeli schob nur seine Sonnenbrille auf die Stirn hoch, blieb so stehen und beobachtete Lange neugierig. Seine Augen waren leuchtendgrün. Sie waren das letzte, was Lange in seinem Leben sah.

Er wanderte bei herabsinkender Abenddämmerung hinab ins Tal. Der Wagen wartete in der Nähe eines mit Felsbrocken übersäten Bachbetts auf ihn. Sein Motor sprang an, als der Wanderer zu sehen war. Chiara beugte sich über den rechten Sitz und stieß ihm die Tür auf. Gabriel stieg ein, lehnte sich zurück und schloß die Augen. *Für dich, Berti*, dachte er. *Für dich.*

ANMERKUNG DES VERFASSERS

Die Loge ist ein frei erfundenes Werk. Die in diesem Roman genannten Kardinäle und Kirchenmänner, Spione und Attentäter, Geheimpolizisten und kirchlichen Geheimorden sind ein Produkt der Phantasie des Verfassers oder werden in fiktiven Zusammenhängen erwähnt. Jegliche Ähnlichkeit mit toten oder lebenden Personen wäre rein zufällig. Das Herz-Jesu-Kloster in Brenzone existiert nicht. Martin Luther vom Reichsministerium des Auswärtigen hat an der Wannsee-Konferenz teilgenommen, aber die ihm in *Die Loge* zugeschriebenen Aktivitäten sind reine Erfindung. Papst Pius XII. war von 1939 bis zu seinem Tod im Jahr 1958 im Amt. Sein öffentliches Schweigen zur Ausrottung der europäischen Juden – obwohl ihn die Alliierten mehrfach gedrängt haben, sich dagegen auszusprechen – ist nach den Worten der Holocaustforscherin Susan Zuccotti eine Tatsache, die »selten bestritten wird, sich auch nicht bestreiten läßt«. Das gilt auch für die Unterstützung und Fluchthilfe, die kirchliche Würdenträger Adolf Eichmann und anderen prominenten Nazis nach der Kapitulation des Dritten Reichs gewährten.

Verteidiger von Papst Pius XII., darunter auch der Vatikan selbst, haben ihn als Freund der Juden geschildert, dessen unermüdliche, im stillen wirkende Diplomatie Hunderttausenden von Juden das Leben gerettet habe. Seine Kritiker haben ihn als berechnenden Politiker hingestellt, der bestenfalls eine gefühllose, ja fast verbrecherische Gleichgültigkeit

gegenüber den Leiden der Juden bewies oder schlimmstenfalls tatsächlich als Komplize am Holocaust beteiligt war.

Ein vollständigeres Porträt von Papst Pius XII. ließe sich durch die Auswertung der im vatikanischen Geheimarchiv liegenden Quellen zeichnen, aber auch über ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende weigert sich der Heilige Stuhl weiterhin, Historikern auf der Suche nach der Wahrheit seinen Archivfundus zugänglich zu machen. Statt dessen hält er daran fest, daß Historiker nur die elf Bände Archivalien, vor allem diplomatische Depeschen aus der Kriegszeit, einsehen dürfen, die von 1965 bis 1981 veröffentlicht wurden. Auf diesen unter dem Titel *Actes et Documents du Saint Siège relatifs à la Seconde Guerre Mondiale* veröffentlichten Unterlagen basieren viele der wenig schmeichelhaften historischen Schilderungen der Rolle der Kirche im Weltkrieg – und das sind nur die Dokumente, die der Vatikan der Welt erlaubt zu sehen.

Wieviel weiteres Belastungsmaterial könnte noch im Geheimarchiv lagern? Um der Kontroverse um seinen belagerten Papst möglichst die Spitze abzubrechen, berief der Vatikan im Oktober 1999 eine Kommission aus sechs unabhängigen Historikern ein, um sie das Verhalten von Pius XII. und dem Heiligen Stuhl im Zweiten Weltkrieg untersuchen zu lassen. Nach Durchsicht der bereits veröffentlichten Dokumente gelangte die Kommission zu folgendem Schluß: »Kein ernsthafter Historiker könnte annehmen, daß die veröffentlichten, editierten Bände uns die ganze Geschichte erschließen würden.« Sie legte dem Vatikan eine Liste von siebenundvierzig Fragen vor und forderte darüber hinaus weiteres Material aus dem Geheimarchiv an – Unterlagen wie »Tagebücher, Memoranden, Terminkalender, Sitzungsprotokolle, Entwürfe« und die persönlichen Papiere hoher Vatikanbeamter.

Zehn Monate vergingen ohne Antwort. Als klar wurde,

daß der Vatikan nicht die Absicht hatte, die Dokumente freizugeben, löste sich die Kommission unverrichteter Dinge auf. Der Vatikan warf den drei jüdischen Kommissionsmitgliedern aufgebracht »eindeutig unkorrektes Verhalten« und eine »Rufmordkampagne« gegen die Kirche vor, erhob aber keine derartigen Vorwürfe gegen die drei katholischen Mitglieder. Nach Informationen der englischen Zeitung *The Guardian* wurde der Zugang zum Geheimarchiv »durch eine Verschwörung unter Führung des vatikanischen Staatssekretärs Kardinal Angelo Sodano blockiert«. Kardinal Sodano sei gegen eine Öffnung des Archivs, weil dies einen ungemein gefährlichen Präzedenzfall schaffen und den Vatikan weiteren historischen Untersuchungen aussetzen könnte – zum Beispiel hinsichtlich der Beziehungen des Heiligen Stuhls zu verbrecherischen Militärdiktaturen in Lateinamerika.

Doch auch innerhalb der Kirche gibt es offenbar Männer, die sich wünschen, der Vatikan würde sein Handeln im Zweiten Weltkrieg vollständig offenlegen und darüber hinaus seine Schuld durch die kircheneigene Verfolgung der Juden deutlicher anerkennen. Erzbischof Rembert Weakland aus Milwaukee scheint einer davon zu sein. »Wir Katholiken haben uns unseren jüdischen Brüdern und Schwestern gegenüber jahrhundertlang in einer Art verhalten, die Gottes Geboten widerspricht«, erklärte Erzbischof Weakland der Schalom-Gemeinde in Fox Point, Wisconsin, im November 1999. »Dieses Verhalten hat der jüdischen Gemeinschaft im Lauf der Zeit sowohl physisch als auch psychisch geschadet.«

Daran schloß der Erzbischof folgende bemerkenswerte Aussage an: »Ich gestehe ein, daß wir Katholiken – indem wir als Doktrin gepredigt haben, Juden seien falsch, heuchlerisch und Gottesmörder – die Menschenwürde unserer jüdischen Brüder und Schwestern herabgesetzt und Einstellungen befördert haben, die Repressalien gegen diese als mit

Gottes Willen konform erscheinen ließen. Ich bekenne, daß wir Katholiken dadurch zu einer Haltung beigetragen haben, die den Holocaust möglich gemacht hat.«

DANKSAGUNG

Wie *Der Maler* und *Der Engländer*, die beiden vorigen Bücher dieser Serie, hätte dieser Roman nicht ohne die Anleitung, Unterstützung und Freundschaft David Bulls geschrieben werden können. Im Gegensatz zu der fiktiven Figur des Gabriel Allon ist David tatsächlich einer der besten Restauratoren der Welt. Sein enzyklopädisches Wissen über Kunstgeschichte und seine praktischen Erfahrungen mit der Restaurierungsszene in Venedig erwiesen sich als überaus anregend und unschätzbar wertvoll für mich, und dafür stehe ich ewig in seiner Schuld. Er beantwortete alle meine Fragen, so langweilig sie auch sein mochten, sah mein Manuskript auf sachliche Richtigkeit durch und schaffte es immer wieder, mich zum Lachen zu bringen.

Fred Francis, der preisgekrönte Korrespondent von NBC News, ließ mich an seinen Erlebnissen hinter den Wällen des Vatikans und seinen Erinnerungen an die turbulenten Jahre teilhaben, in denen sich Italien im Würgegriff des Terrors der Roten Brigaden befand. Brian Ross, der brillante investigative Reporter von ABC News, unterhielt mich mit Geschichten darüber, wie es gewesen war, über die weniger schicklichen Seiten des Vatikans zu berichten – bis hin zu seiner berühmten Auseinandersetzung mit Kardinal Joseph Ratzinger, die damit endete, daß der Großinquisitor Brian ohrfeigte. Der Kolumnist E. J. Dionne, der für die *New York Times* aus dem Vatikan berichtete, gestattete mir, seinen agilen und analytischen Verstand auszuquetschen; und das tat

auch Daniel Jonah Goldhagen. Meine Cousins Axel Lorka und Stacey Blatt erzählten ausführlich und humorvoll von ihrer Zeit in der Adalbertstraße 68, was mir gestattete, »eine Wohnung in München« zum Leben zu erwecken. Italienische Sicherheitsbeamte, die ungenannt bleiben müssen, halfen mir, Einzelheiten der Sicherheits- und Polizeidienste ihres Landes so genau wie möglich darzustellen. Mein besonderer Dank gilt den israelischen Beamten in Rom, die mir ebenfalls behilflich waren.

Einer meiner besten Freunde, der Journalist und Schriftsteller Louis Toscano, las mein Manuskript und verbesserte es wie immer spürbar. Der Kolumnist und MSNBC-Kommentator Bill Press ließ mich an seinen Erinnerungen an die Theologische Fakultät der Universität Fribourg teilhaben und überprüfte mein Manuskript auf Richtigkeit in allen katholischen Angelegenheiten. Rabbi Mindy Portnoy vom Tempel Sinai in Washington, D. C., war mir ein Ratgeber und Freund und schaffte es nebenbei, meinem Leben eine Wendung zum Besseren zu geben.

Nur allzu deutlich zeigt sich der neue europäische Antisemitismus auch in Rom, wo Mitglieder der jüdischen Gemeinde allabendlich von schwerbewaffneten Carabinieri beschützt in einer Synagoge beten. Wie die Juden von Venedig nahmen mich auch die römischen Juden freundlich auf und schenkten mir Erlebnisse, die ich nie vergessen werde. Meine Stadtführerin in Venedig, Valentina Ronzan vom *Museo Ebraico di Venezia*, zeigte mir Winkel des alten Ghettos, die kein Reiseführer jemals beschreiben könnte.

Während ich *Die Loge* schrieb, konsultierte ich Dutzende von Büchern, Zeitungsartikeln und Webseiten, die sich mit der Amtszeit von Papst Pius XII., der Schoa und der Geschichte der katholischen Kirche befassen. Zu den Autoren, deren Werke mir besonders nützlich waren, gehören John Cornwell, Susan Zuccotti, Garry Wills, David I. Kertzer,

James Carroll, Michael Phayer, Gitta Sereny, Guenter Lewy, Michael Novak, Ronald Rychlak, Robert S. Wistrich, Kevin Madigan, Carl Bernstein, Thomas Reese, Daniel Jonah Goldhagen, Mark Aarons und John Loftus, Peter Hebblethwaite und Tad Szulc. Ohne ihre gewissenhafte Gelehrsamkeit hätte ich diesen Roman nicht konstruieren können.

Ich habe das Glück von der besten Agentin in der Branche, Esther Newberg von International Creative Management, vertreten zu werden, und ihre Freundschaft, Unterstützung und editorischen Hinweise waren wie immer unschätzbar wertvoll für mich. Andrea Barzvi, ihre talentierte Assistentin, war immer da, wenn ich sie brauchte. Herzlicher Dank auch dem unglaublichen Team von Profis bei Penguin Putnam: Carole Baron, Dan Harvey, Marilyn Ducksworth und vor allem meinem Lektor Neil Nyren, dessen brillante Vorschläge und sichere Hand *Die Loge* zu einem besseren Buch machten. Seinem Beitrag, der gewaltig war, kommt an Größe meine Dankbarkeit gleich.

Ich wäre nachlässig, wenn ich nicht meiner Frau Jamie danken würde, die geduldig zuhörte, während ich meine Ideen entwickelte, die ersten Entwürfe geschickt redigierte und mir half, den Kern der Handlung zu finden, als ich ihn nicht recht erfassen konnte. Sie erst hat dieses Buch möglich gemacht – und alles andere übrigens auch.